



ERWIN H. RAINALTER

MIRABELL

Der Roman einer Frau

1942

Zsolnay Verlag

KARL H. BISCHOFF

BERLIN · WIEN · LEIPZIG

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten

Copyright 1941 by Paul Zsolnay Verlag A. G., Wien

Druck: Elbemühl A. G., Wien IX

Printed in Germany

MIRABELL

Der Roman einer Frau

Die goldene Sonne eines Salzburger Herbstes liegt auf dem Park von Mirabell. Es ist eine Sonne, die zu wärmen vermag, ohne zu brennen, eine Sonne, deren Leuchten klar und wohlig ist. Die Luft scheint ganz erfüllt von dem leisen Niederströmen dieses Lichtes, das als letzte zauberische Gabe eines reichen Jahres auf die Erde kommt. In diesem Sonnenglanz stehen alle Bäume und Büsche, alle Menschen und Dinge mit einer Schärfe da, die ihr innerstes Wesen offenbart. Die Kieswege des Gartens sind so weiß, sie bieten sich unserem Schritt so willig dar, daß es nicht leicht fällt, sie mit Figuren zu beleben, die nicht unserer Zeit angehören. Und das Schloß selbst, das den Park mit einer edel gegliederten Fassade begrenzt, steht so fest und breit und sicher in der Gegenwart, als gingen nicht immer noch die Geister der Vergangenheit darin um. Aber einmal schlossen diese Mauern ein Stück Leben, das nicht gekannt und beobachtet sein wollte, unerbittlich gegen die Außenwelt ab. Einmal blühte in diesen Zimmern eine Liebe, die so groß war, daß sie Not, Trennung und Tod überdauerte. Einmal lebte hier eine schöne Frau, die dem bunten Treiben da draußen angehört hatte und nun ihre Stunden in einer Einsamkeit verbrachte, die doch glücklich und voll des Zaubers einer ungestümen Erwartung war. Und immer wieder geschah es, daß dieses Warten, über dem mancher Tag unerfüllt verging, sich gelohnt und gekrönt sah, wenn

ein Mann, der über ein Volk gebot und nur dieser einen und einzigen Frau untertan war, kam, um ihr zu sagen, daß er sie liebte.

Damals war das Leben im Schloß und im Park von Mirabell ein einziges Märchen. Es war ein umdrohtes und gefährdetes Märchen, denn die Welt gönnt den Menschen kein allzu großes, kein allzu leuchtendes Gefühl. Man neigte sich vor der schönen Frau in Bewunderung, man diente dem hohen Herrn in Ehrfurcht. Man sah, daß diese beiden ein Glück an sich rissen, dem sie sich besinnungslos, taumelnd, glühend hingaben; doch es war ein sündiges Glück, denn der Mann durfte nicht lieben, es war ihm nach seinem Stande verwehrt, in der Gemeinsamkeit mit einem Weibe sein stürmisches Herz zur Ruhe zu bringen. Er aber, der Priester, der Kirchenfürst, der Landesherr, war es gewohnt, sich die Gesetze, denen er sich unterstellte, selbst zu schaffen. Was anderen versagt sein mochte, blieb ihm gestattet, wenn sein Blut ihn auf die Bahn des Abenteuers drängte. Vielleicht war auch diese Frau ihm, als er sie zum ersten Male an sich zog, ein Abenteuer gewesen und nicht mehr. Aber alles, was am Abenteuer zufällig und aus der Stunde geboren ist, fiel bald ab und verblich. Und übrig blieb eine Liebe, der sich ein Starker und Mächtiger beugte wie einem Sturme.

Er ging durch ein Leben, das viel Jähes und Trotziges, viel Kühnes und Wildes hatte und das oftmals am Rande der Gefahr hinführte, bis der dunkle Abgrund ihn schließlich hinabzog. Aber diese Frau ging mit ihm. Sie war seine Gefährtin auch dann, als er von ihrer Seite gerissen wurde. Er stürzte, man nahm ihn gefangen, und lange saß er dann auf der Festung Hohensalzburg, hoch über den Dächern der Stadt, die

er zu schaffen gewillt war und die er mit einem neuen Geiste erfüllt hatte. So nahe der Welt, die immer wieder lockende Aufgaben vor ihn hingestellt, war er doch hoffnungslos getrennt von den Menschen, die zu ihm gehört hatten, von den Schicksalen, die er geleitet. Unter diesen Menschen bedeutete ihm einer den schönsten Inhalt seines Daseins, unter all den vielen Schicksalen war eines allein imstande, seinen Herzschlag stocken zu lassen. Von der Hohensalzburg konnte der Blick hinuntergehen nach dem Park und Schloß von Mirabell, die damals noch nicht so hießen. Denn da dieses Haus als kostbarer Rahmen für die schöne Salome Alt geschaffen worden war, hieß es nach dem Willen des Herrn, der es geradezu aus dem Boden gestampft hatte, Altenau. Erst spätere Geschlechter gaben ihm den Namen Mirabell, einen zauberischen Namen, worin die ganze Schwermut mitzuschwingen scheint, die den Weg dieser Frau überschattete. So nahe lagen das Schloß und die Festung, die zu einem Kerker geworden war, beieinander, daß der Gefangene hinter spiegelnden Fenstern die Zimmer zu erkennen meinte, in denen er glücklich gewesen war. Er schickte seine Sehnsucht hinunter ins Tal, er beschwor die Stunden der Liebe, des Überschwangs, die er im Schloß verlebt hatte, Nächte stiegen vor ihm auf, da die Wege des Parks sich belebten mit galanten Paaren, indes aus den Fenstern die gedämpften Klänge einer fernen Musik drangen; und aus der Ferne dachte die Frau — denn sie war nun nicht mehr in Altenau — an den Mann, der auf der Hohensalzburg saß und zu dem niemand mehr stand und stehen durfte, der einsam war, wie er noch nie gewesen, obwohl die Flamme der Liebe, die ihm stürmisch entgegenloderte, nicht erlosch. Aber es war nun ein nutzloses Lodern, das

denjenigen, dem es galt, nicht mehr wärmte, sondern nur noch tiefer frieren ließ...

Wie lange ist das nun her? Eine Liebe wurde zum Märchen, blutvolles Geschehen wurde zur Sage, von der uns Chroniken erzählen. Doch manchmal, in Herbsttagen, wie dieser einer ist, kann es geschehen, daß Gewesenes aufsteht und die Gegenwart mit seiner Magie erfüllt, daß verblaßte Bilder sich wieder beleben, daß verstummte Herzen von neuem zu schlagen beginnen. Dann kann es dem Wanderer, der, im strömenden Licht der späten Sonne, über die weißen Wege des Parks hinschreitet, widerfahren, daß eine Umgebung, die ihm vertraut war, plötzlich ihr Wesen ändert, daß Schatten ihre Forderung an den Augenblick geltend machen, daß verschüttete Brunnen zu springen beginnen. Das Schloß schlägt jählings die breiten Flügel seines Tores zurück, Menschen kommen hervor, die spukhaft ihr verrauschtes Sein in diesen hellen Tag tragen. Sie gehen die Wege entlang, zwischen den Bäumen, die vielleicht nicht mehr dieselben sind wie damals, und die dennoch schon so viele ehrwürdige Jahresringe reihen, sie wandeln zwischen den weißen Marmorleibern antiker Götter und Göttinnen, und sie sprechen dabei nur von Liebe! Denn die Liebe, von der es geschaffen wurde, herrscht in diesem Schlosse, sie überwältigt alle Herzen, und nie war in den Augen der Männer solch ein verbender Glanz, nie war in den Augen der Frauen so viel Süße und Gewähren.

Dann aber kommt die Frau, der in diesem Garten jeder Baum und jeder Strauch, jede Eidechse und jeder Käfer zu huldigen scheint, sie schreitet am Arme des Mannes dahin, dem sie sich zugeschworen hat und der über sie gebieten darf, weil sie sich ihm unterwirft. Die Herrin, die sie für diesen Besitz, für all diese Gäste,

für alle Diener und Mägde ist, merkt man ihr nicht an. Sie trägt ihren schönen Kopf erhoben, weil sie sich bewußt ist, daß sie den Blick und das Urteil keines Menschen zu scheuen hätte; aber sie trägt ihn nicht stolz. Daß sie aus diesem Lande, aus dieser Stadt stammt, ist leicht zu erkennen, ihr Gang, ihre Haltung verleugnen den heimatlichen Ursprung nicht. Damit hebt sie sich ab von vielen ihrer Gäste. Denn der Mann, der über Salzburg herrscht, kann nicht vergessen, daß seine Mutter eine Mediceerin ist, er kann auch nicht vergessen, daß er selbst in Rom erzogen wurde. Er glaubt, der Stimme seines Blutes zu genügen und dem Lande seiner Jugend zu huldigen, wenn er viele Italiener an seinen Hof zieht. Sie haben sich dem Bilde dieser Stadt nie ganz eingefügt, sie sind hier fremd, sie frösteln ein wenig. Und auch der Gebieter selbst hat bewiesen, daß das Vaterblut in ihm stärker ist als das Erbe der Mutter. Die Italiener sind seine Freunde. Aber seine Geliebte ist eine Tochter dieser Stadt.

Die schönste Tochter — so wird sie uns geschildert. Dieser Liebreiz, diese strahlende Anmut sind auf den Bildern, die man von ihr hat, erloschen und verblaßt. Aber schön muß sie gewesen sein, weil die Menschen, die sie kannten, so sehr von ihr berauscht waren. Und schön muß sie gewesen sein, weil ein Mann, dem sein Ehrgeiz, sein Wille auf dieser Welt kaum jemals ein Maß vorschrieb und eine Grenze setzte, seinen Stolz hinschmelzen fühlte, wenn er ihr begegnete. Er liebte sie, wie er nur ein einziges Mal in seinem wilden Leben liebte und lieben konnte, und von dieser Leidenschaft, die schön und schmerzlich war, wollen wir erzählen.

Es ist ein Märchen, eine Sage, eine Legende — was ist es wirklich? Nun, da die milde und goldene Sonne

eines Herbsttages auf dem Schloß und Park von Mirabell liegt, und wir, im Zauber der stillen Stunde, die schöne Salome daherkommen sehen, wie unsere Einbildungskraft sie rief, glücklich und doch im tiefsten Herzen immer ein wenig bang, auf den Lippen das Mal des letzten Kusses und in den Augen noch ein leises scheues Flackern, nun wissen wir, wovon unsere Geschichte berichten soll. Eine verrauschte Zeit wird vor uns auferstehen, Menschen werden wieder handeln und sprechen, die längst vermodert sind, und der Name der Stadt wird beschworen werden, die dieselbe blieb von damals bis heute. Und all dies, eine Epoche mit ihren Kämpfen und Schicksalen, eine Stadt mit ihren Menschen, wird nichts anderes sein als der bewegte und schimmernde Rahmen, den wir um eine Frau legen wollen.

Von dieser Frau wollen wir erzählen, von ihrer Liebe, von ihrem Herzen.

ERSTES BUCH

Erstes Kapitel

Die junge Salome kam die enge Linzergasse herab und schritt auf die Brücke zu, die das schmale Bett der Salzach überspannte. Sie hatte es eilig. Die Aveglocken waren im grauen, tiefhängenden Schneehimmel verklungen und die Straßen wären in früher Finsternis untergesunken, wenn nicht vor den Füßen der Schnee als breites weißes Band geleuchtet hätte. Unter dem Himmel lauerte ein scharfer Frost, er stach die Haut wie mit spitzen Messern. Bei solcher Kälte mieden die Menschen die Straßen. Sie hatten sich zurückgezogen in ihre Stuben, und viele, denen es dort im engen Kreise nicht behagte, hatten Zuflucht gesucht in den Schenken. In der Linzergasse, wo so viele Wirte ihr Handwerk übten, waren ein paarmal unmittelbar neben Salome, als sie so schnell daherkam, Türen aufgestoßen worden, aus denen eine Wolke grauen Brodems hervorschlug, sie hatte einen flüchtigen Blick erhascht in überfüllte Keller, in denen Männer sich um die Tische drängten und zechten und schrien. Einmal war ein Betrunkener vor ihr über die Gasse getaumelt und hatte sie fast gestreift. Sie war tief erschrocken, und sie verstand es nun, warum ihr Vater so strenge darauf hielt, daß sie im Winter, wenn die Dämmerung früh einfiel, zur richtigen Zeit daheim sei.

Indes sie eilfertig, in den dicken Mantel eingehüllt, dahinlief, daß der Schnee unter ihren Schritten knirschte, war sie zornig auf sich selbst, weil sie sich

bei Freundinnen verplaudert hatte. Es war nicht ganz leicht gewesen, von dem strengen Vater die Erlaubnis zu diesem Besuch zu erlangen; er wollte die Tochter am liebsten immer um sich haben, er fühlte sie in der Hüt seines Hauses am sichersten geborgen. Auch war er es gewöhnt, daß sie ihm in seinem Geschäfte zur Seite stand, wo sie ihm schon oftmals hatte helfen können. „Die Frauen“, pflegte er zu sagen, „haben einen andern Blick denn wir Männer. Wenn unser-einer kaum mehr Rat weiß oder keinen Ausweg sieht, fällt den Frauen immer noch etwas ein.“ Solches Lob war eigentlich für alle Frauen ausgesprochen. Aber nach dem Herzen des Kaufmannes galt es vor allem seiner Tochter. Er brauchte sie, und sie war froh, daß er sie brauchte. Ein stiller und doch wichtiger Kreis des Wirkens war ihr geschaffen, in dem sie sich emsig bewegte. Und wenn sie einmal, so jung sie war, an einer Entscheidung teilhaben durfte, wenn ihr Wort vom Vater gehört worden war, dann stieg ein Glücksgefühl in ihr auf, als hätte ihr das Schicksal kein anderes Los zugemessen, kein anderes Ziel gesetzt, als daß sie einem Kaufherrn Gehilfin und Schülerin sein sollte.

Sie selbst war heute nicht gern von daheim fortgeblieben, und als sie im Kreise der Freundinnen saß, drängte sie immer wieder zum Aufbruch und empfand fast Ingrimms darüber, daß man sie zurückhielt. Nun lief sie heim wie ein Kind, das Zorn und Vorwürfe zu fürchten hat. Sie kam über die Brücke, unter der das Wasser der Salzach dunkel rauschte, sie tauchte hinein in die engen Gassen, die sich zwischen dem Fluß und dem Mönchsberg in dichtem Gewirr verflochten. Sie hatte es so eilig, daß sie kaum auf die Menschen achtgab, die in Kälte und Dunkelheit unterwegs waren.

Ihre Füße sanken immer wieder in den tiefen und lockeren Schnee, der schon so hoch lag und auf den der Himmel immer noch neue Flocken herunterschneite. Ihr Mund, der kleine Mund, der oft so klugen und beherzten Rat zu sprechen wußte, war in der Anstrengung des Vorwärtshastens ein wenig geöffnet, daß der Atem in weißen Wölkchen vordrang, und die Augen suchten die Finsternis zu durchforschen, die sich zwischen den ragenden Häusermauern zusammengeballt hatte. Da ihr so selten jemand begegnete, war sie ein wenig ängstlich. Sie lief noch schneller dahin, als wäre ein Verfolger hinter ihr her, als wäre sie von tausend Gefahren umlauert.

Endlich sah sie das väterliche Haus vor sich. Eigentlich sah sie nur den blassen Schimmer, der aus etlichen Fenstern fiel, denn das Haus selbst war ganz in die Nacht zurückgesunken. Und nun, so nah am Ziel, stand sie plötzlich einem Manne gegenüber, der unversehens aus einer Seitengasse hervorgetreten war und dem sie nicht mehr ausweichen konnte. Sie rannte gegen seine Brust, taumelte ein wenig zurück und rang nach Atem.

„Verzeiht, mein Herr“, stammelte sie verwirrt, „ich sah Euch nicht kommen. Ich habe es so eilig.“

Gerade hier war die frühe Nacht ein wenig erhellt, denn über den Köpfen der beiden knarrte und schaukelte im Schneewind eine verrostete Laterne. In diesem gespenstischen, huschenden Flackern sah der Mann größer aus, als er vielleicht sein mochte. Auch ließ ihn ein schwarzer Mantel, der in Falten lang niederfiel, schlank, fast hager erscheinen. Über dieser dunklen Kleidung, die fast mit der Finsternis zusammenfloß, war ein Gesicht, das von dem fahlen und tanzenden Licht mit tiefen Schatten gezeichnet wurde. Aber son-

derbar blieb es, daß Salome den Fremden so deutlich zu sehen, so scharf zu erkennen glaubte, als stünde er ihr in der vollen Helligkeit des Tages gegenüber. Lange nachher noch war ihr gegenwärtig, was sie damals in einer kurzen Schau in sich aufgenommen hatte: ein Gesicht mit einer mächtig gewölbten Stirn, mit Augen, über denen die Brauen sich schräg von der Nasenwurzel emporhoben, mit einer starken, kantig vortretenden Nase, die einen eigentümlichen Mund überragte. Dieser Mund war herrisch und weich, gebieterisch und zärtlich. Eingerahmt wurde er von einem Bart, der in dieser Stunde ganz dunkel aussah.

Der Mann verbeugte sich leicht: „Daß Ihr es eilig habt, merke ich, ich habe es sogar verspürt.“ Hier lächelte er. „Aber so eilig haben es Menschen, die sich bedroht fühlen. Kann ich Euch helfen?“

Salome trat einen Schritt zurück und wandte sich ab, um ihren Weg fortzusetzen. „Es bedroht mich niemand“, wehrte sie ab, „ich bin nur verspätet, und zu solcher Stunde komme ich selten allein auf die Straße. Gehabt Euch wohl.“

Aber der Fremde trat ihr in den Weg. „Ihr sollt auch nicht allein bleiben. Für ein Fräulein, wie Ihr es seid, können nächtliche Wege oft schlimme Wege werden. Es kriecht allerlei Gesindel aus den Schenken hervor, vom Wein berauscht und seiner Sinne nicht mehr mächtig. Man könnte Euch belästigen. Gestattet, daß ich Euch das Geleite gebe. Wohnt Ihr weit von hier?“

„Ganz nah, Herr, dort seht Ihr schon die Fenster meines Hauses. War ich in Gefahr, so bin ich es nun nicht mehr. Darum habt Dank und bemüht Euch meinetwegen nicht.“

Damit begann Salome auszuschreiten, doch der Mann

im schwarzen Mantel trat an ihre Seite und ging neben ihr einher, als hätte er die Abweisung nicht gehört. Und nun war es seltsam, daß Salome sich plötzlich ganz geborgen fühlte, als wäre sie schon im Schutz und in der milden Wärme ihres Hauses. Sie zögerte ein wenig, sie lief nicht mehr so eilig dahin, sie schien die Minuten dieses seltsamen Erlebnisses dehnen zu wollen. Der Fremde sprach nicht, sie fühlte nur seine Nähe und hörte den festen Tritt seiner Schuhe. Dann waren sie am Tor, Salome blieb stehen. Hier war es nun wieder ganz finster, das schwache, rötliche Licht, das aus den Fenstern kam, reichte nicht so weit. So mußte denn Salome in das Ungefähr dieser Dunkelheit hineinsprechen, als sie ihren Dank sagte.

„Ihr wart sehr freundlich, Herr, daß Ihr mir das Geleite gabt. Nun bin ich daheim und nichts kann mir mehr geschehen. Hoffentlich habt Ihr meinetwegen nichts Wichtiges versäumt. Gehabt Euch wohl und gute Nacht.“

Dabei machte sie das Tor auf, um hineinzuschlüpfen, und aus dem Flur fiel spärliches Licht jählings in die Gasse. Dieses Licht umfloß Salome, es erreichte auch den Fremden. Wieder sah sie, wie scharf dieses Gesicht war, und der Blick der Augen lag mit Staunen auf ihr.

„Wie schön Ihr seid!“ sagte er. Darüber erschrak sie, die Röte schoß ihr in die Wangen und in die Stirn. Fast hilflos stand sie da, als wäre ihr ein Schimpf angetan worden. Dann trat sie vollends ins Haus und warf das Tor ins Schloß.

Regungslos blieb sie stehen und horchte hinaus. Der Mann auf der Gasse verweilte noch, sodaß sie fürchten mußte, er werde ihr folgen. Endlich hörte sie, wie er sich abwandte und seine Schritte im Schnee knirschten. Mit einem kleinen Seufzer stieg sie die

Treppe empor, sie ging in ihr Zimmer, um dort fürs erste allein zu sein. Nun galt es ihr nichts mehr, daß man sie wohl erwartete und daß der Vater vielleicht wegen ihres Ausbleibens zornig wurde. Sie stand lange inmitten des kleinen Gemachs, das ihr gehörte, und hatte es nicht acht, daß der Schnee von ihrem Mantel niederschmolz und auf dem Boden kleine Pfützen bildete. Sie war so still, als stünde der Fremde immer noch bei ihr, als spräche sie mit ihm, als dringe seine Stimme auf sie ein. Dabei war sie bemüht, sich ins Bewußtsein zu rufen, wie er ausgesehen hatte. In der Dunkelheit, die das Schneelicht nur mit einem fahlen Schimmer erhellte, und im flatternden Licht einer Lampe, deren Flämmchen, ein Spielball des Windes, sich selbst fast ängstlich in die Schwärze verkroch, hatte sie seine Züge kaum ausnehmen können. Sein Gesicht war nicht mehr gewesen als ein hellerer Schatten. Nur manchmal war für die Dauer eines Gedankens eine jähe Helligkeit darüber hingefahren, wenn das Licht der Laterne bei all seinem Schaukeln einmal darauf zur Ruhe kam. Das hatte ausgesehen, als ob die Gewalt seiner Augen die Finsternis wie einen Schleier zerrisse. Und in solchen Sekunden war ihr dieses Antlitz vertraut erschienen. Wo hatte sie es schon gesehen?

Mit lässigen Bewegungen legte sie den Mantel ab und hing ihn an den Haken, sie nahm die Haube vom Kopfe. Dann tat sie ein paar Schritte gegen den Ofen, in dem das Feuer knisterte und krachte und der eine wohlige Wärme ausstrahlte. Nach der Frostkälte, die draußen herrschte, mußte man sich hier desto behaglicher fühlen. Aber indem sie die schlanken, blassen Hände an die großen Kacheln legte, um zu spüren, wie diese wohltuenden Wellen in ihren Körper über-

gingen, war all die Unrast aus ihr verschwunden, die sie eben noch durch die verschneiten Straßen der Stadt getrieben hatte. Sie wußte, daß man im Wohnzimmer, wo sich des Abends die ganze Familie vereinigte, auf sie wartete; daß der Vater immer wieder unter gerunzelter Stirn nach der Tür sah, durch die sie eintreten sollte, daß die Geschwister ungeduldig wurden, weil die Magd das Essen noch nicht auftragen konnte. Dennoch wäre es ihr jetzt nicht möglich gewesen, sich anderen Menschen zu gesellen. Was war schuld daran? Was war geschehen? Ein Schatten war auf sie zugeglitten, hatte sie ein Stück Weges begleitet und sich dann wieder von ihr gelöst. Wie konnte diese flüchtige Begegnung so tief auf sie wirken?

Sie hörte, wie drunten eine Türe ging, wie starke Schritte in den Flur hineinstampften, wie eine Stimme dröhnend rief: „Salome!“ Das war der Vater. Und nun war es wohl geboten, ihm zu folgen, zur Stelle zu sein, wenn er in solcher Ungeduld nach ihr verlangte. Sie löste sich vom Ofen und ging auf die Tür zu. Aber nun geschah ihr etwas Seltsames: inmitten des Zimmers hob sie plötzlich die Hand und griff vor sich hin, als wollte sie einen Menschen berühren, den sie jählings erkannte. Und wirklich war ihr nun, als ob das huschende Laternenlicht in diesem Augenblick wieder einmal das Antlitz des Fremden träfe und es sich ihr nun zu erkennen gäbe. Diesen Mann hatte sie oft gesehen, man hatte ihn ihr gezeigt, es war von ihm gesprochen worden. Wenn der rasche und spärliche Schein sie nicht betrogen hatte, dann war dies Wolf Dietrich von Raitenau, ein junger Domherr am Hofe des Erzbischofs.

Nie hatte sie mit ihm ein Wort gewechselt, aber das war nur an ihr gelegen. Wäre es auf ihn angekommen,

dann hätte er sie vielleicht ganz ebenso stellig gemacht wie manches andere zweibeinige und nicht allzu spröde Wild. Mit solcher Freude an einer galanten Jagd wäre er keineswegs allein gestanden; denn unter den Mädchen tuschelte man sichs zu und die Bürger vermerkten es mit Stirnrunzeln, daß die jungen Domherren und Clerici wahrhaftig zwei Seelen in der Brust trugen. Man sah sie oftmals, wenn Prozessionen um den Dom herumzogen, wie sie gesenkten Auges im Ornat einhergingen und auf die Umwelt nicht acht hatten; und man sah sie nicht minder in der Kirche selbst, wie sie Messe lasen oder predigten. Niemand hätte bei solchem Anblick glauben können, daß auch durch diese Herzen mit mächtigem Schlage rotes Blut pulste. Aber dieses Blut trieb und pochte und forderte seinen Tribut, und darum erlebte man es, daß die jungen Herren mit dem Ornat die Frömmigkeit von sich streiften, wenn sie sich in die Stadt stürzten, um diese zum Ort ihres Gaudiums zu machen. Im Karneval vollends wurden die Gassen durch sie unsicher. Da kamen sie daher in Spitzenkrausen und mit großen spanischen Hüten, und an der Seite hing ihnen der Raufdegen wie irgendeinem jungen Adelligen. Dann mußte ein Mädel seine Tugend gut hüten. Ein paar unter diesen jungen Klerikern trieben es ganz besonders arg, die Väter und Mütter wiesen zornig, die Töchter kichernd und errötend auf sie.

Gehörte Wolf Dietrich zu ihnen? Er war noch nicht allzu lange da, aber man sprach auch von ihm. War diese Rede gut? War sie übel? Indem Salome die Augen schloß, als wollte sie ein Stück Vergangenheit erforschen, konnte sie sich nicht entsinnen, daß man ihn als wilden Weiberjäger verschrien hätte. Freilich wußte sie, daß oftmals brennende Frauenblicke an ihm ge-

hängen hatten, weil er so stolz war. Konnte man ihn hochmütig nennen? Vielleicht war er es nicht, auch hatte er eine sehr galante, sehr kavaliermäßige Art, Frauen zu grüßen, die ihm gefielen. Aber man sah ihn fast immer allein, er mischte sich nicht unter das Volk, er schien auch unter den Domherren, unter den Klerikern, unter den Adeligen nicht allzu viele Freunde zu haben. Wenn er durch die schmalen, dunklen, von den hohen Häusern düster gesäumten Gassen daherkam, dann dröhnte sein Schritt, wie es eher einem Krieger als einem Priester angestanden hätte. Und wie ein Offizier sah er auch aus mit seinem Wams, mit seinem Degen, mit seinem mächtigen Hut. Fast nie trug er sich schwarz, er liebte bunte Farben. Solche Tracht paßte zu seinem Antlitz mit den herrischen Augen, über denen sich die Brauen etwas hochmütig emporzogen, mit dem vollen Mund, mit dem dunklen Bart. Er war nicht groß; aber man konnte sich wohl denken, daß sein Körper von Kraft und Blut strotzte, daß jede Sehne an ihm gespannt war wie eine edle Klinge.

Salome hatte auch ihn in der Kirche und bei Prozessionen gesehen; aber immer war er ihr dabei seltsam unwirklich erschienen, als täte nur sein Schatten fromme Werke, und nur, wenn man sich ihn als einen weltlichen Herrn vorstellte, der zum Spiel, zum Trunk, zu den Frauen und vor allem zum Kampf ging, schien man seines wirklichen Wesens gewiß zu sein. Woher wußte sie das? War sie ihm so oft begegnet? Und wenn sie ihn traf, hatte sie ihn dann so genau beobachtet?

Sie schüttelte mit geschlossenen Augen den Kopf. „Was schiert er mich?“ sagte sie leise vor sich hin. „Es steht mir nicht an, ihm nachzudenken...“ Und nun straffte sie sich, als wolle sie eine Last abwerfen,

die auf ihren Schultern gelegen. Sie blickte um sich, hier war die Geborgenheit ihres Zimmers, ihres Hauses, hier waren Menschen, die zu ihr gehörten und sie erwarteten. Dort draußen aber, in der Schneenacht, glitt ein Schatten dahin, der durch ein kurzes Erlebnis so sonderbar von ihr Besitz genommen hatte. Dieser Schatten konnte sie nicht mehr stören, er ging sie nichts an, wie diese ganze Welt sie nichts anging, die nun durch starke, festgefügte, warme Mauern von ihr abgehalten wurde.

Sie verließ ihr Zimmer, beugte sich über das Geländer der Treppe und rief: „Ich komme schon, Vater!“ Sie hörte, wie eine Tür ins Schloß fiel. Dann stieg sie die Treppe hinab, um ins Wohnzimmer zu treten, um dem Vater Bescheid zu sagen, um mit den Ihren zu Tisch zu sitzen und alles von sich abzustreifen, was ihr an diesem Tag widerfahren. Aber sie wußte dabei, daß sie das flüchtigste und schattenhafteste Abenteuer, das hinter ihr lag, doch nicht vergessen könnte.

Zweites Kapitel

Wo waren die Tage, da der Nordwind über den Flachgau die Schneewolken hergetrieben hatte, daß sie gerade über der Stadt Salzburg an das ungeheure Rund der Berge stießen und sich ihrer weißen Last entluden? Dem Nordwind waren mildere Winde gefolgt, die über die Alpenpässe aus dem Süden kamen. Sie hatten eine Ahnung von Blühen und Duften mit sich gebracht, sie hatten die grauen Wolken zerrissen und die Stadt aufstrahlen lassen in einem erneuten Glanz. Auf den Bergen lag immer noch der Schnee, ihre Zacken standen weiß vor dem tiefen Himmel. Im Tal aber kehrte der Frühling ein, und sein schönstes Wunder erfüllte sich, als der Mönchsberg, an dessen Sohle sich die Häuser duckten, sodaß er schirmend seinen mächtigen Schatten über sie warf, sich wieder ganz in helles Grün kleidete, aus dem das dunkle Gemäuer der Hohensalzburg weniger drohend und gefährlich auftrat.

Auf den Mönchsberg führten allerlei Wege und Pfade. Hatte man ihn erstiegen, dann lief man in dichtem Wald dahin, mächtige Bäume reckten ihre Äste und Zweige, an denen fürs erste noch wenig Knospen sichtbar waren. Aber das Gesträuch stand schon ganz in Blust und Schaum, und wenn auch das raschelnde Laub unterm Fuß noch vom Verfall des Herbstes erzählte, so jubilierten die Vögel doch schon vom Frühling.

Diesen Liedern der Vögel lauschte Salome, als sie

über den Mönchsberg hinschritt. Auch in der Stadt war heute Sonne, aber erst hier, als sie die Höhe erreicht hatte, meinte sie den vollen Segen des Lichtes ganz zu spüren. Die laue Luft umrieselte sie in wohlthuenden Wellen. Sie hatte ihr Haar dem weichen Winde preisgegeben, unter dem sich ihr Kleid manchmal bauschte, und so leicht und froh ging sie dahin, als ob sie getragen würde. Der Mönchsberg war ihr vertraut seit Kindestagen; hier kannte sie jeden Steg, jeden Pfad, den andere kaum vermuteten. Manchmal dröhnten ihr die Schritte der Wachen entgegen, die bei der Burg ihren Dienst taten; aber wenn den Soldaten auch sonst ein Weiberrock nicht heilig war, so hatte doch Salome nichts zu fürchten; jeder in der Stadt wußte, daß ihr Vater im Rate saß, kein plumpes Begehren wagte sich an sie heran. So zog sie ihren Weg, bis der Berg wieder abfiel. Auf eine Lichtung tretend, sah sie vor sich das weite Becken, das vom Untersberg, vom Staufen und vom Hohen Göll begrenzt wurde. Noch war dies weite Gebiet schwarz, wie der schmelzende Schnee die Erde zurückgelassen hatte, und hier und dort, an schattigen Stellen, hatte sich der Schnee sogar gehalten. Wege liefen kreuz und quer, man sah verstreute Häuser, Bürger der Stadt saßen darin. Manche freilich hatten hier nur ihre Quartiere für den Sommer und für festlich frohe Tage und wohnten sonst im Dombezirk. Und zu solch einem Manne, der in der Riedenburg ein Landhaus in einem großen Obstgarten besaß, ging Salome.

Sie war vollends den Berg herabgestiegen und hatte die Talsohle erreicht. Nun war der Weg nicht mehr lang. Indem sie ängstlich den Rock raffte, um nicht von dem Morast, den das Schneewasser gebildet hatte, bespritzt zu werden, setzte sie Schritt vor Schritt,

sie sprang oft von Stein zu Stein und war froh, als endlich in einer Buschhecke die Pforte klaffte. Hier schossen ihr Hunde entgegen, große, wilde, gefährlich aussehende Hunde, die ihrem Amt, diesen einsamen Besitz zu bewachen, wohl gewachsen waren. Sie taten Salome nichts, sie schienen mit ihr vertraut. Indem sie den Tieren die Köpfe krauelte, schritt sie die sanfte Steigung des kiesbestreuten Weges hinauf bis zum Hause. Hier hatte man sie kommen gesehen, man erwartete sie.

Vor der Tür, sodaß der Wind mit vollen Fäusten in seinen Bart greifen konnte, stand Christoph Weiß, der Hausherr. Ein Kaufherr war er gleich Wilhelm Alt, dem Vater Salomes. Auch ihn hatte der Erfolg gesegnet, aber er war bei all seinem Reichtum jung an Jahren. Dem Vater Salomes fiel ein grauer Bart auf die Brust nieder, denn Salome war das jüngste der sieben Kinder, sie war dem Kaufherrn Alt geboren worden, als er den Scheitelpunkt seines Lebens erreichte. Dieser Christoph Weiß aber war noch blond, in seinen Augen wohnte die Jugend, in seinen Muskeln lauerte die ganze Kraft eines Menschen, der das Leben packen und zwingen will. So hatte er sich denn zu allererst geholt, was nach seinem Sinn der Inbegriff des Lebens war: ein Weib. Und heute war Salome geladen worden, um das Verlöbnis mitzufeiern.

Die Braut stand in der geöffneten Tür, schon drängte sie sich heraus, an dem mächtig hingepflanzten Christoph Weiß vorbei, und flog Salome in die Arme. „Es ist so schön, daß du kommst“, sagte sie; „und sieh nur, welch ein Tag. Der erste wahre Frühlingstag in diesem Jahr.“

Salome lächelte auf dieses selige Antlitz nieder, das tief unter ihr war, auf dieses etwas volle Gesicht mit

der zierlichen Nase und den großen blauen Augen, das von den hellblonden Flechten wie von einer Bürgerkrone bedeckt wurde. „Wie könnt' es anders sein?“ lächelte sie, „da schon dein Name sagt, daß du zum Glück geboren bist?“

„Ach“, war die etwas erschreckte Antwort, „oft habe ich fast Angst, daß dieser Name mir den Neid des Schicksals zubringen sollte.“

Die junge Felicitas Alt war wirklich bisher immer im vollsten und schönsten Strahl der Sonne gestanden. Nie hatte das Leben für sie eine dunkle Stunde bereithalten. Zwar, ihr Vater, verwandt mit dem Rats Herrn Wilhelm Alt, war nicht so vermögend wie dieser, aber zu den wohlhabenden Leuten konnte man auch ihn zählen. So hatte eigentlich der Tag des höchsten Glückes kommen müssen, um in Felicitas eine erste scheue Ahnung von drohenden Gefahren, von Sorgen und Kümernissen zu wecken. Über ihrer Verbindung mit dem Kaufherrn Christoph Weiß dunklen Schatten. Aber wer wollte diese an einem so strahlenden Tage sehen?

Christoph Weiß trat in das Haus zurück; „Noch hat der Frühling die rechte Wärme nicht, der Wind geht immer noch scharf. Kommt in das Haus, bevor ihr Schaden leidet.“

Drinnen traf Salome noch viele Gäste. Zunächst begrüßte sie die Eltern der Felicitas, den etwas düsteren Anverwandten, den sie niemals Oheim genannt, und die kleine dicke Muhme, die durch den Ernst und die Feierlichkeit dieses Tages in hohe Erregung versetzt worden war. Die Muhme wollte gleich vor Salome ihr übergeladenes mütterliches Herz hinströmen, ein breiter Redeschwall brach aus ihrem Munde; und da Salome ein wenig hilflos unter diesem Sturz von Worten stand,

Indes war Felicitas' Mutter wieder zu Salome getreten. Und obgleich sie selbst ein Kind besaß, das sie mit mütterlichem Stolz in ihr Herz geschlossen hatte und das heute seinem vollen Glück entgegenzugehen schien, sagte sie doch, indem sie zu Salome aufblickte: „Wie schön du bist! Immer, dünkt mich, wirst du noch schöner.“

Das Licht, das durch die Fenster kam, sprühte in lebendigen Feuern aus Salomes Haar. Dieses Haar war von einem rötlichen Blond und ließ sich in seiner üppigen Fülle kaum bändigen. Darunter wirkte das Gesicht fast blaß, obgleich es von einer gesunden Fülle war. Was an diesem Gesicht vor allem bestach, waren die Augen: große graue Augen unter dunklen Brauen, Augen, die eines wechselnden Ausdruckes fähig waren, die oft Gedanken eher zu verbergen als zu verraten schienen und die zum Haare in einem merkwürdigen und fast erschreckenden Gegensatz standen. Sie konnten manchmal abgrundtief sein und doch wieder so hinreißend lächeln, daß man ganz und gar gefangen wurde.

Indem die Muhme umherblickte, ward sie sich bewußt, daß Salome älter aussah als alle ihre Freundinnen und Gespielinnen, obgleich sie ihnen an Jahren kaum um einen Schritt voraus war. Gewiß trug dazu ihr sehr gelassenes, ruhiges und beherrschtes Wesen bei. Sie war niemals ein ungestümes Kind, und als sie heranwuchs und so viel Liebe und Verständnis für die Geschäfte des Vaters zeigte, lernte sie immer mehr ihre Gefühle und Gedanken in sich verschließen. Vielleicht war dies auch schuld daran, daß die jungen Bürgersöhne in kein richtiges Verhältnis zu ihr kamen. Salome konnte lachen, sie konnte plaudern, daß ihre ernstesten Augen durch ihre Worte Lügen gestraft wur-

den, und sie tanzte so gut wie eine. Aber ein Abstand blieb, und ohne daß die jungen Männer es hätten Hochmut nennen können, spurten sie doch irgend etwas an diesem Mädchen, was sie eher fernhielt als anzog.

Ihr bester Freund war immer der tüchtige und zielbewußte Christoph Weiß gewesen. Sie hatte ihn nie geliebt, und darum hatte sie nie daran gedacht, daß aus dieser herzlichen Verbindung mehr werden sollte, als sie war. Als die Base Felicitas anfang, in den Nächten von Christoph Weiß zu träumen, und als dieser selbst seine Kreise immer enger um die zierliche Felicitas zog, da war Salome die erste, die fast scheu zurücktrat, um nicht einem Glück im Wege zu stehen, das hier seine ersten goldenen Fäden spann. Dann endlich fiel ihr Felicitas um den Hals und gestand ihr, daß mit Christoph alles im reinen wäre und daß auch die Eltern schon ihre Zustimmung gegeben hätten, und darüber war Salome so froh, als sei nun ihr eigenes Schicksal aufs schönste und trefflichste bestimmt worden. Gewiß war dies der sicherste Beweis dafür, daß zwischen ihr und dem Kaufherrn Weiß nur Freundschaft bestanden hatte.

Mägde traten herein, gut und zierlich gekleidet, wie sichs für ein vermögendes Haus gehörte, und reichten Würzwein und süßes Backwerk herum. Man hatte in tiefen Stühlen und auf Ruhebänken Platz genommen, und wo so viele junge Frauenmünder in Bewegung waren, konnte das Gespräch nicht zur Ruhe kommen. Felicitas' Vater saß ein wenig griesgrämig da, er kam sich fehl am Ort vor, es tat ihm leid um die Zeit, die er für sein Geschäft und hernach für einen Abendtrunk im Kreise von Freunden verlor. Wogegen die Mutter die Augen mit einem Stolz, der durch die Be-

deutung dieses Tages genährt wurde, auf Felicitas ruhen ließ. Das Lob, das sie Salome eben noch gespendet, war vergessen. Nun schien ihr niemand zierlicher und anmutiger als ihr eigenes Kind — dieses Kind, dem heute alles Glück und alle Ehre galt.

Als die Mägde wieder abgezogen waren, stand Christoph Weiß auf. Felicitas blickte an seiner blonden und männlichen Größe in die Höhe und fühlte sich selig beklommen, und auch die anderen Mädchen mußten sich gestehen, daß man mit solch einem Bräutigam wohl Staat machen konnte. Da Christoph im Kreise der Kaufherren oftmals sein Wort erhob, um mit Rat und Warnung dem Wohle seines Standes zu dienen, war er sich seiner Rednergabe bewußt; es galt darum für ihn als ausgemacht, daß auch dieser Tag nicht vorbeigehen durfte, ohne daß er zu seinen Gästen sprach, und er wußte, daß man dies wohl auch erwartet hatte. So sah er denn mit einem schnellen Blick rundum, lächelte über das grämliche Gesicht des Vaters, über die breite und behäbige Glücksbereitschaft der Mutter, über den errötenden Stolz seiner Braut und über die Vielfalt dieser jungen und schönen Gesichter, und begann:

„Es sollte mir wohl anstehen, an diesem Tage nur Frohes und Freudiges zu sagen, und der Anlaß wäre dessen würdig. Dem Wanderer, der sich am Ende eines Weges auf schimmernder Höhe sieht und vor dem tausend Herrlichkeiten hingebreitet liegen, kann nicht anders zumute sein. Solch ein Wanderer wird vor allem das Gefühl des Dankes verspüren für ein Geschick, das ihn an solches Ziel brachte. Und Dank wäre nun auch mein Teil, denn künftig werde ich alles, was das Schicksal mir schenkt und auferlegt, mit einem andern Menschen tragen können. Das mag viel besagen

in Stunden des Glückes, es besagt gewiß noch mehr in Stunden der Sorge und der Gefahr . . .“ Er sah, wie Felicitas ein wenig erschrak und aus großen Augen zu ihm aufblickte, als könnte sie es nicht fassen, daß man an einem Tage, wie dieser es war, so düstere Worte sprach. Er nickte ihr zu, als wollte er sie beruhigen, aber seine Worte verloren damit doch nichts von ihrem Ernst: „Ob ein Mensch glücklich ist und sein darf, bestimmt nicht er selbst. Mächte stehen über ihm, von denen er abhängig bleibt bei jedem Schritte, und diese Mächte können vielerlei Namen haben. Die Zeiten, meine lieben Freunde, in denen wir leben, sind nicht allen Menschen gleichermaßen günstig. Man hat heute unterscheiden gelernt, man hat gemustert und gesondert, man hat weiße und schwarze Schafe in der großen Herde festgestellt, und oftmals sind sich diejenigen, die nun als die Bösen gelten, keiner Schuld bewußt . . .“

Der Vater der Braut nickte ernst und schwer mit dem Kopf. Es leuchtete ihm ein, daß Christoph von diesen Dingen sprach. Sie waren wichtig, sie bestimmten das Schicksal vieler, man mußte sich mit ihnen auseinandersetzen, ob man wollte oder nicht. Wer nicht seinen klaren Blick behielt und die Gefahren wahrnahm, dem konnten sie zum Verderben werden, ehe er sie richtig erkannte.

„Ich habe“, fuhr Christoph fort, „als dieses Mädchen sich mir versprach, mein Haupt nicht still einem Glück gebeugt, das auf mich eindrang, fast habe ich versucht, dieses Glück von mir abzuwehren, so schwer es mir fiel. Denn wenn in diesen Zeiten Menschen von Sorgen und Gefahren umstellt sind, so gehöre ich zu diesen Menschen. Wohl, manch einer könnte nun sagen, der Herrgott hätte mich mit Kraft und gesun-

dem Wuchs gesegnet und mein Haus sei wohlbestellt. Aber mag der Mann, der mir so gutes Zeugnis ausstellt, auch, mit mir verglichen, ein Bettler sein, so ist er doch reich zu nennen in seiner unbedrohten Sicherheit, wenn er den rechten Glauben hat. Diesen Glauben, den man in unserer Stadt, in unserem Lande den rechten nennt, habe ich nicht. Ich bin auf die evangelische Lehre verschworen, und heute will es fast schon scheinen, als wäre man damit einer Hölle voll Gefahren und Unheil verfallen.“

Er schwieg für kurze Augenblicke, die Erregung hatte ihn so ergriffen, daß sie ihm fast das Wort im Halse abwürgte. Niemand sprach, es war ganz still im Zimmer, und alle hatten das Gefühl, als wäre draußen plötzlich eine Wolke über den Himmel geglitten, so daß die Strahlen der Sonne nicht mehr so hell ins Zimmer jubilierten.

„Felicitas hat dies gewußt“, fuhr er endlich fort, „und ihre Eltern haben es nicht minder gewußt. Sie konnten nicht daran zweifeln, daß in mir ein Mann vor ihnen stand, dessen Recht ungewiß war. Zweifelten sie dennoch, so habe ich es ihnen gesagt. Es sollte keine Unehrlichkeit zwischen uns sein, selbst wenn die Ehrlichkeit ein Glück zerstören konnte. Es hätte mir weh getan, aber es hätte mich nicht gewundert, wenn daraufhin der Verspruch zunichte geworden wäre. Aber hier“ — und nun brach ein Leuchten aus seinen Augen — „hier hat es sich gezeigt, daß das stärkste Recht bei den Herzen ist und daß sie ihr eigenes Schicksal bestimmen. Es ist nicht so weit gekommen, daß zweierlei Glaube eine Schranke errichtet hätte, die niemand übersteigen konnte. Da dies nicht geschah, gewann ich den einen und einzigen Glauben, der Licht und Wärme in die Welt trägt, den Glauben an die

Liebe. Für diese Liebe danke ich meiner Braut. Sie soll ihr vergolten werden. Und wenn uns wirklich Gefahren drohen, dann erst recht.“

Die Mutter zerdrückte ein paar Tränen, die ihr mit heller Spur die Wangen entlangliefen. Der Vater ballte die Fäuste, daß man hätte meinen sollen, er wäre ein grimmiger Evangelischer, obgleich er nie einen anderen Gottesdienst als den katholischen mitgemacht hatte und sich somit in den Mauern Salzburgs so sicher fühlen konnte wie nur irgendein wohlgelittener und geachteter Bürger. Die Mädchen blickten verwirrt nieder, sie hatten gemeint, sie würden zu Scherz und Spiel und Lustbarkeit geladen, und mußten es nun hinnehmen, daß man solche dunkle und ernste Worte zu ihnen sprach. Salome sah fast erstaunt zu Christoph empor. Ihr schien, als stünde er zum ersten Mal in seiner wahren Gestalt vor ihr. Sie hatte ihn nur für einen Mann gehalten, der klug und besonnen war und seine Geschäfte achtsam verwaltete. Nun merkte sie, daß er mehr galt, daß sein Leben und sein Wesen aus tieferen Quellen sprangen. Sie neigte ein wenig den Kopf und dachte: es mußte gut sein, von diesem Christoph Weiß geführt und behütet zu werden.

Aber sie war es auch, die als erste die bange Stimmung überwand, der alle verfallen waren. Christoph Weiß hatte geendigt, Felicitas war an seine Brust geflüchtet, hatte den Kopf in seine Achsel vergraben und stammelte immer wieder: „Oh, Christoph, nichts soll uns trennen, hörst du, nichts fürderhin . . .“

Da ging Salome auf die Tür zu, die in den Garten führte, und stieß sie auf. „Es ist draußen noch viel wärmer geworden“, rief sie, „und die Sonne ist schöner denn je und der Himmel so blau wie noch nie. Wer kommt mit mir hinaus?“

Neben der Tür lag auf einem Tisch ein Federballspiel bereit. Das nahm sie auf und lief ins Freie. Die andern, erlöst, froh darüber, dem Druck dunkler Minuten entronnen zu sein, folgten ihr, und die Mädchen schienen all das Lachen nachholen zu wollen, das sie bisher versäumt hatten. Sie stoben über die Wege dahin und wagten sich manchmal auch auf die Rasenflächen vor, die aber noch feucht waren und unter dem Druck der Füße nachgaben. Indem die Mädchen in ihren bunten Kleidern darüber hinliefen, schien es, als wären über Nacht große Blüten aufgebrochen, die der Wind nun in anmutigem Spiel vor sich hertrieb.

Salome warf als erste ihren Federball, in hohem Schwunge stieg er auf, um wieder herabzusausen und in Felicitas' gewölbten Händen zu landen. Und da diese ihn weitergab, trat er seine Rundreise an durch all die aufgereckten Hände, die ihn fingen und warfen, sodaß er fast ein sichtbares Band um all die jungen Weiber flocht. Christoph Weiß tat bei diesem Spiel mit, und bei seiner Größe hatte er es leicht, immer noch um ein Stück höher zu langen, als die Mädchen es vermochten, und solcherart den Ball immer dorthin zu senden, wo man ihn am wenigsten erwartete. Inzwischen hatte sich Felicitas' Vater so weit von seinem Ingrimme erholt, in den er durch die Rede des Eidams gestoßen worden war, daß er wieder an dem Gewürzwein, der immer noch in zahlreichen Gläsern umherstand, Geschmack fand. Wogegen die Mutter von dem Backwerk naschte und durch die offene Tür so lange dem Treiben im Garten zusah, bis die scharfe und ungewohnte Frühlingssonne eine jähe Müdigkeit in ihr aufsteigen ließ, so daß sie sich in ihrem Stuhle zurücklehnte und friedlich die Augen schloß.

„Genug!“ rief Salome endlich außer Atem. Der Ball

war ihr zugeflogen, sie warf ihn ein letztes Mal zu Christoph Weiß hinüber und wandte sich dann ab. „Das Spiel war schön, aber es macht im Frühling doch Beschwerden. Auch sinkt die Sonne tiefer und es wird kälter.“

„Dann wollen wir wieder ins Haus gehen“, sagte Felicitas, die nicht von Christophs Seite wich, als fände sie schon von diesem Tage an allen Schutz ihres Daseins nur mehr bei ihm. Aber Christoph Weiß zögerte plötzlich. Er blickte über die Mädchen hinweg den Garten entlang, nach der Pforte in der Buschhecke. Diese Pforte war geöffnet worden und ein Mann kam herein. Es war einer von Christophs Dienern. Aus der Ferne schon sah man, daß sein Gesicht in einer Röte glühte, die nur von eiligem Lauf herrühren konnte.

Sowie er seinen Herrn inmitten der vielen Mädchen wahrnahm, stutzte er, als überlege er, ob dies die Stunde und der Ort sei, um die Botschaft zu sagen, die ihn offenbar hertrieb. Dann aber besann er sich und kam den Kiesweg entlang, als könnte er diese letzten Sekunden der Spannung nicht mehr ertragen. Als er vor Christoph Weiß stand, riß er die Mütze vom Kopf, daß seine gelben Haare im Märzwind flatterten, und sagte: „Die ganze Stadt ist in Aufregung wie ein Ameishaufen, gnädiger Herr. Das Volk strömt in die Kirche, daß die Mauern schier bersten wollen, die Glocken läuten, es ist ein rechter Freudentaumel über die Leute gekommen, der neue Erzbischof ist gewählt.“

Da er schwieg, hörte man von fern her die Töne der Glocken, sie kamen über den Mönchsberg herüber und verrannen im weiten blauen Land. Während des Spieles, während der kleinen Feier im Hause war dies Läuten niemandem so recht bewußt geworden, denn Salzburg war eine fromme Stadt und der Anlässe, die

Glocken zu schwingen, gab es viele. Auch auf ihrem Wege über den Mönchsberg war Salome immer wieder in dieses tiefe Summen und Dröhnen ganz eingehüllt worden; aber sie wußte, daß in der Stadt erlauchte Gäste weilten, daß Gesandte des Kaisers und des Herzogs von Bayern gekommen waren, um an der Wahl des neuen Landesfürsten teilzunehmen. Diese Gesandten hatten reiches Gefolge bei sich, man hatte sie feierlich eingeholt, und oftmals wurden Lustbarkeiten veranstaltet, um ihnen und ihrem Troß die Zeit zu verkürzen. Wer in diesen Tagen durch die Straßen ging, brauchte sich um Kurzweil nicht zu sorgen, überall wurde er staunend Zeuge, wie prächtige Reiter auf edlen Pferden dahersprengten oder kleine Aufzüge des Weges kamen, denen man nicht schnell genug ausweichen konnte. Bei all dem hatte das Volk seine Sorgen. Keiner wußte zu sagen, ob es gelingen würde, eine Wahl zu treffen, die wirklich nur dem Besten der Stadt und des Landes galt. Die Gesandten waren wohl erschienen, um einen Einfluß auszuüben, dem Salzburg nichts, das Reich oder Bayern aber alles galt. Die Bayernherzoge waren lange schon Nachbarn, die mit scheelen und unguten Blicken über die Grenze sahen, und der Kaiser seinerseits wollte einem einzelnen Lande nicht allzuviel Selbständigkeit und Freiheit gönnen. Salome erinnerte sich, daß ihr Vater die Wahlkapitulation gelobt hatte, die die Domherren, in deren Hände die Entscheidung gelegt war, zwei Tage vor dem Eintreffen dieser Gesandtschaften unterschrieben. Demnach war nun bestimmt, daß niemand gewählt werden sollte, der nicht selbst Mitglied des Kapitels war. Zwar saßen im Kapitel nicht lauter Salzburger; aber wer ihm zugehörte, war doch dieser Stadt und dem weiten Bezirk, den sie beherrschte, ganz und gar verschworen

und mußte ihr Wohl im Auge haben. Nun war die Wahl vollzogen, und Salome hing angespannt am Munde des Boten, als Christoph Weiß fragte: „Und wer ist der neue Fürst?“

„Wolf Dietrich von Raitenau heißt er.“

„Das wäre doch ...“ Christoph Weiß trat erstaunt, fast erschreckt einen Schritt zurück, und Salome glaubte plötzlich einen Traum weiterzuträumen, den sie in der letzten Zeit so oft geträumt. Denn das Seltsame war, daß das Bild des beharrlichen Beschützers aus jener Winternacht während der letzten Monate immer wieder in ihr auftauchte. Sie war diesem Manne des öfteren begegnet, wenn sie über die Straße ging, sie hatte ihn gesehen, wenn er in der Kirche predigte. Auf der Straße war ihr manchmal gewesen, als weile sein Blick länger auf ihr und als schaue er ihr nach. Aber in all dem war kein Wiedererkennen zu merken; nicht anders benahm er sich als wie ein Mann, dem eine schöne Frau unterwegs auffällt, so daß er ihr seine Huldigung zeigen muß. Und daß sie schön sei, wußte Salome, ohne daß sie darüber eitel wurde; wenn es ihr der Spiegel nicht sagte, dann hörte sie es von den Menschen.

Sie vernahm wie aus der Ferne, daß Christoph Weiß sagte: „Irrst du dich nicht, Hannes? Den Raitenau kenn ich wohl; er ist arg jung, der Jüngste im ganzen Kapitel. Der kann das kanonische Alter von dreißig Jahren weitaus noch nicht haben. Wird doch wohl ein anderer sein?“

Aber der Bote beharrte auf seiner Meldung: „Da kann kein Irrtum sein, gnädiger Herr, es stimmt alles aufs Haar. Sie sagen in der Stadt, daß man im Kapitel selbst verwundert gewesen wär, weil der neue Erzbischof zu jung ist. Aber er, erzählt man, soll gesagt

haben, er wäre nun rechtens gewählt und nehme die Wahl an. Es haben ihm schon alle den Treueid schwören müssen, die Glocken haben zu läuten angehoben, wie der Regens chori das Zeichen dafür gegeben hat, und zwischen Probst und Dechant ist der neue Erzbischof zum Hochaltar geschritten und hat dort vom Bischofsstuhl aus das Volk gesegnet. Das ist alles so heilig wahr, daß ichs auf die Kommunion nehmen könnt ...“ Hier brach er ab und schwieg bestürzt; denn es fiel ihm ein, daß sein Herr ein Lutherischer war, vor dem ein katholischer Christenmensch von Sakramenten nicht reden sollte.

Dem Christoph Weiß lag sein eigenes Schicksal auch in dieser Stunde am allernächsten. Darum sagte er: „Geb Gott, daß es uns zum Heile ausschlägt. Der Raitenau, spricht man, soll ein scharfer Herr sein, dem ein Evangelischer gleich als Ketzer gilt und den er am liebsten mit Pech und Schwefel aus dem Lande möchte treiben. Es kann arg kommen für uns.“

„Der Raitenau?“ fragte Felicitas ungläubig. „So sieht der nicht aus. Ich kenn ihn, kennt ihn ja jeder Mensch in der Stadt. Wenn der in seinem bunten Gewand daherkommt und niemals in Schwarz, und wenn er sein Rapier trägt wie irgendein Herr und den Mädchen unter die Hauben schaut, dann könnt man nicht glauben, daß der einem Menschen nur darum was zuleide tut, weil er auf einen andern Glauben schwört.“

Christoph Weiß lächelte ein wenig, als er sah, wie sehr sie sich mühte, seine Sorgen zu verscheuchen. Aber die Wolke auf seiner Stirn lichtete sich nicht.

„Es ist etwas anderes, Felicitas, ob man den Karneval gefeiert, wie das so viele Clerici tun, oder ob man auf der Kanzel das predigt, was man das Wort Gottes nennt. Auf der Kanzel hat der Raitenau ein schwar-

zes Habit und kein buntes. Aber seinen Degen führt er auch dort, und es ist ein guter und scharfer Degen. Dort kennt er die Freuden des Lebens nicht mehr, dort reißt er das Tor zur Hölle auf, daß das Volk schauernd einen Blick tut in einen Abgrund voll Glut und Pestilenz. Da kann man hören, wie er von den Evangelischen in Gastein und am Dürrnberg nicht anders spricht als wie von Aussätzigen und Verrätern, Es wird unter ihm ein hartes Leben sein für jeden, der nicht seinen Glauben hat.“

Der Bote Hannes riß den Mund töricht auf und starrte seinem Herrn ins Gesicht. Für ihn war dieser Herr immer der Inbegriff des Reichtums, der Macht, der Sicherheit gewesen. Wenn solch ein Mann sich gefährdet fühlen konnte, erschien ihm das so sonderbar, daß die ganze Welt ins Wanken kam. Dann aber besann er sich, daß er hier nach der Erstattung seiner Meldung wohl überflüssig geworden, daß er den Kreis störte, in den er eingedrungen war. Darum fragte er: „Habt Ihr einen Auftrag an mich, gnädiger Herr? Oder kann ich zur Stadt zurückkehren?“

Christoph Weiß schien ihn nicht gleich zu hören, er horchte in das Land hinaus; die Glocken waren verstummt.

„So jung ist der Raitenau“, sagte er endlich halb zu sich, „der hat den Ernst noch nicht, den es für solch ein Amt braucht. Wer ein Heißsporn im Leben ist, bleibt auch auf dem Thron. Da kann jede Unterschrift, die er auf ein Papier setzt, Elend und Tod bedeuten.“

Nun entsann sich der Bote, daß noch etwas zu sagen war: „Was das anlangt, Herr, daß der Raitenau zu jung ist für einen Erzbischof, so sagen sie in der Stadt, ein Bote würde nach Rom zum Papst geschickt, um ihm die Dispens zu bringen.“

„Der Papst wird die Dispens geben“, nickte Christoph Weiß. „Denn in solchen Zeitläuften sind denen in Rom hitzige Priester lieber als laue.“

Da hob nach langem Schweigen Salome die Stimme: „Ich glaube, Ihr solltet die Angst von Euch tun. Der Raitenau ist ganz gewiß nicht schlecht.“

Christoph Weiß maß sie mit einem erstaunten Blick. Sie wurde über und über rot, und es war ihr, als hätte sie zuviel gesagt.

„Woher wißt Ihr das, Salome?“

„Ich weiß es nicht, aber mir ist, als wenn ichs wüßt. Ich habe ihn einmal gesprochen...“

Felicitas und die anderen Mädchen schrien fast in freudigem Schreck auf. Hier mußte man ein Abenteuer wittern, denn ohne einen Mann genau zu kennen, durfte man nicht so für ihn eintreten. Und dieser Mann, den die Freundin, den Salome kannte, war nun der neue Erzbischof, er war der Gebieter über viele Menschenschicksale, über Leben und Tod.

„Du kennst den Raitenau?“ fragte Felicitas fast atemlos vor Spannung.

„Ich kenne ihn nicht.“

Felicitas verstummte in ihrer Verwirrung, sie trat einen Schritt zurück. Dann fragte sie wieder: „Aber du hast mit ihm gesprochen?“

„Eine Handvoll Worte war es nur, mehr nicht. Und als ich sie sprach, wußte ich noch nicht, daß sie dem Raitenau galten. Manchmal will mirs immer noch vorkommen, als wär ers garnicht gewesen.“

Die Enttäuschung der Mädchen war groß, und auch Christoph Weiß wußte nicht, was er aus dieser sonderbaren Rede machen sollte. Aber Salome, als wolle sie ein versunkenes und halb erloschenes Bild mit Macht wieder beschwören, sprach fort: „An einem Winter-

abend war es, in der Dunkelheit. Da glaubte er mich verfolgt und gefährdet, als ich allein durch die Straßen nachhause ging, und trug mir seine Hilfe an. Das tut kein böser Mensch.“

Felicitas lachte laut auf: „Das tut ein Mensch, dem eine Frau gefällt. Und er wär nicht der erste Mann, dem du gefällst, Salome.“

„Es war Nacht, ich sagte es schon.“ Salome schüttelte den Kopf, als müßte sie sich gegen etwas Widriges wehren. Sie fühlte sich beklommen, weil sie von dieser Begegnung zu reden begonnen hatte. Aber nun war ihr, als müßte sie weitersprechen, um den Fremden, den kaum gekannten, zu verteidigen, weil man an ihm zweifelte: „Man sah die Hand nicht vor den Augen, und wär nicht einmal das Licht einer Laterne über sein Gesicht hingelaufen, so wüßt ich gar nicht, daß ers gewesen. Ob ich schön bin oder nicht, das hat er zu solcher Stunde nicht ausnehmen können. Und doch bot er mir seinen Schutz. Da ists wohl möglich, daß er andere auch schützt und ihnen nichts Übles will.“

Damit trat sie aus dem Kreis, als wollte sie zeigen, daß dieses Gespräch sie nicht mehr kümmerte. Sie ging durch den Garten, nun wurde es wieder kühl, der junge März hatte noch nicht allzu viel Wärme im Vorrat. Es fröstelte sie, und sie wandte sich, um zurückzukehren. Den Boten sah sie davonschreiten, bald war er durch die Buschhecke verschwunden. Christoph Weiß war ins Haus gegangen, ihm stand der Sinn nicht mehr nach Spiel und Fröhlichkeit. Was als frohe Botschaft gelten sollte für eine Stadt, der nun wieder Gesetz und Ordnung zurückgegeben wurde, hatte hier Verwirrung gebracht und Angst beschworen. Auch Felicitas fühlte, daß sie heute nicht mehr so heiter und

unbefangen werden könnte, wie sie es eben noch gewesen. Sie kam auf Salome zu und hängte sich in deren Arm: „Wir wollen nachhause gehen.“

Diese nickte: „Mich friert schon. Es ist das klügste, wenn wir Abschied nehmen.“

An der Seite der Felicitas, die ununterbrochen auf die Schweigsame einsprach, schritt sie dann der Stadt zu. Die Eltern folgten, und als man daranging, den Mönchsberg wieder zu ersteigen, hatte die Mutter ihre liebe Not, um den Atem nicht zu verlieren. Im Walde dann war es schön, obwohl hier, auf der Höhe, der Wind kühler wehte als irgendwo und einem die Ahnung des Frühlings wieder aus dem Blute trieb. Nun regte sich in Felicitas die Neugierde, und sie drängte immer ungestümer vorwärts, sodaß die Mutter kaum mehr folgen konnte. Sie wollte in der Stadt sein, sie erwartete sich dort viel Leben und Treiben, es war denkbar, daß man Aufzüge sah, daß das Volk in die Kirche strömte, daß Wachen gestellt wurden, daß man vielleicht gar ein rasches Fest veranstaltete zu Ehren des neuen Herrn. Salzburg wurde zu einer großen und bewegten Bühne, auf der ein farbiges Schauspiel abrollte, und Felicitas wollte Zuschauerin werden.

Sie wurde nicht enttäuscht. Die Straßen waren wahrhaftig so dicht gefüllt, daß immer wieder der Schritt stockte, die Massen sich ineinanderschoben und aneinanderprallten und man nicht vom Fleck kam. Manchmal wurde in diese Menschenmauer rücksichtslos eine Bresche geschlagen, dann zogen erzbischöfliche Hellebardiere mit starren Gesichtern unter den Eisenhauben vorbei. Wenn Reiter daherkamen, mußte man glauben, daß sie über die Köpfe hinweg leichter ihren Weg finden würden als zwischen den Leibern. Längst schon hatte Felicitas im Getümmel ihre Eltern verloren. Von

Salomes Seite aber wich sie nicht, sie hatte sich so fest an diese gehängt, daß nichts sie trennen konnte.

Langsam schob sich das Volk dem Dom entgegen, der groß, grau, wuchtig aus dem herandrängenden Gewirr der Häuser emporwuchs. Die Tore waren weit geöffnet, Gesang, von Orgelklängen überdunkelt, quoll daraus hervor. Die Düsternis, die im Gotteshause herrschte, war durch viele Lichter magisch erhellt.

Wollten Salome und Felicitas in die Kirche? Sie hätten es selbst nicht zu sagen vermocht, der freie Wille und Entschluß war ihnen genommen, sie konnten nur tun, was die große Menschenmasse bestimmte und vorschrieb. Sie gingen nicht, sie wurden geschoben, an ein Abweichen von der Bahn war nicht zu denken. Und ehe sie sichs versahen, standen auch sie im Dom, dessen Dämmerung sich nach der Helligkeit des Tages fast beklemmend auf sie legte, Bürger, Arbeiter, Soldaten umdrängten sie, die Töne der Orgel stürzten nun brausend auf sie nieder, und das matte Licht der Lampen und Kerzen, das nicht überallhin zu dringen vermochte, ließ die ragende Decke ganz in der Finsternis verschwinden, als wölbe sich über alle diese Menschen ein sternenloser Nachthimmel.

Beim Hochaltar saßen die Kapitulare und lasen mit ernsten, strengen, ein wenig starren Gesichtern in ihren Büchern. Sie sahen erst auf, als die Orgel verstummte und auf der Kanzel ein Mann in schwarzem Ornat erschien. „Der Raitenau!“ flüsterten die Leute einander zu, denn noch war seine Würde zu jung, als daß man sich schon daran gewöhnt hätte, ihn als Erzbischof und Landesfürsten zu bezeichnen.

Fast sah ihn Salome dieses Mal so wie bei ihrer ersten Begegnung. Ein Licht flackerte seitwärts hinter seinem Kopf, sodaß sein Gesicht im Schatten lag. Nur

manchmal, wenn er das Haupt wendete, sodaß es voll beschienen wurde, nahm man die kühne, herrische Nase, die hochgezogenen Augenbrauen, den kurzen, spitzen Bart wahr. Wie hatte er damals zu Salome gesprochen? „Kann ich Euch helfen?“ hatte er gefragt, um hinzuzufügen: „Gestattet, daß ich Euch das Geleite gebe.“ Salome hörte den Klang dieser Worte noch im Ohr. Es waren Worte gewesen, die ihr wohlgetan und sie mit einem Gefühl der Sicherheit erfüllt hatten.

War dies nun dieselbe Stimme? Sie war es im Klange, aber sie war es nicht in der Wirkung. Salome erinnerte sich, wie Christoph Weiß vor wenigen Stunden noch in seinem Hause in der Riedenburg geäußert hatte, dieser Mann lege auch als Prediger den Stoßdegen nicht ab. Und indem sie ihn nun hörte, fühlte sie, wie das Bild zerrann, das sie von ihm in ihrer Brust bewahrt. Denn kaum hatte er von seiner Wahl, von dem Amt, das ihm übertragen worden, von den Aufgaben, die ihm bevorstanden, gesprochen, als seine Rede scharf wurde, wie wenn Peitschen durch die Kirche schnalzten und über die Köpfe des Volkes hinsauten. Er kam auf die Protestanten zu sprechen, auf die Bürger und Bauern, die vom Glauben abgefallen waren und die er auf den rechten Weg zurückführen wolle mit aller Strenge. Diese Worte waren unerbittlich, sie waren ohne Nachsicht, sie waren eine Kampfansage. So empfand sie jeder. Die Menschen, die sich hier im Dom versammelt hatten, brauchten nichts zu fürchten, sie hatten den Glauben, den der Erzbischof forderte, behalten. Aber viele gab es unter ihnen, die für einen Freund, für einen Anverwandten bangen mußten. Über manches Antlitz hätte man die Schatten eines jähen Erschreckens hinschauen gesehen, wenn es in der Kirche nicht so düster gewesen wäre.

Salome stand wie gebannt und starrte mit Augen, die sie nicht abzuwenden vermochte, zu dem Prediger hinauf. Aber plötzlich fühlte sie, wie Felicitas immer schwerer an ihrem Arme hing und der junge Kopf hilflos gegen die Brust der Freundin sank. Indem Salome sich niederneigte, hörte sie Felicitas unter Tränen stammeln: „Der Christoph . . . O du lieber Gott, was soll aus dem Christoph werden . . .“ Sie zitterte am ganzen Körper, daß Salome den freien Arm fest und stützend um sie legen mußte. So stand sie da, dieses bekümmerte und erschreckte Kind zur Seite, und sah wieder empor zu Wolf Dietrich, dem neuen Erzbischof, dem unerbittlichen Prediger. Und sie meinte in dieser Stunde, daß sie keinen Menschen auf Gottes Welt so hasse wie ihn.

Drittes Kapitel

Der Sommer ging hin als eine Zeit des Wartens. Denn nun hatte Salzburg seinen Erzbischof und Herrn, aber noch hatte dieser seinen festlichen Einritt nicht gehalten. Für das Volk bedeutete dieser Einritt die sichtbare und prunkvolle Tat, durch die sein Fürst die Herrschaft wirklich übernahm. Von dieser Stunde an glaubte es an ihn, war es ihm demütig untertan und ergeben; aber sie kam während des ganzen Sommers noch nicht. Nie war solch eine Verzögerung erlebt worden, und die Salzburger wußten gut Bescheid, denn in der letzten Zeit hatte man mehrmals Bischofswahlen und feierliche Einzüge erlebt. Allerdings waren die Vorgänger des jetzigen Erzbischofs alle im kanonischen Alter gewesen, sodaß es bei ihnen keine Schwierigkeiten zu beseitigen gab. Dieser neue Fürst aber war jung, er war zu jung. Darum hatte er beim Papst um die Dispens ansuchen müssen, und der Weg von Salzburg nach Rom war weit, die Gebirge machten ihn beschwerlich, man mußte sich in Geduld fassen. Es vergingen denn auch mehr als zwei Monate, ehe die Gesandtschaft, die Wolf Dietrich abgeschickt hatte, zurückkehrte. Sie kam mit einem vollen Erfolg, sie brachte die Konfirmation und Altersdispens mit. So war es denn wohl gerechtfertigt, daß man sie mit Triumph empfing. Als sie am 9. Mai in die Stadt einzog, geleitet von dem Jägermeister Otto von Kuen-Bellasi, der ein Schwager des neuen Erzbischofs war, da stan-

den wieder die Hellebardiere mit vorgestreckten Spießen Spalier, um zu beiden Seiten der Straßen die Menschenmauern zurückzudämmen, die Glocken läuteten von den Türmen, auf der Festung Hohensalzburg lösten die schweren Stücke dröhnend ihre Schüsse. Die Romfahrer hatten dem Erzbischof kaum ihre Botschaft überbracht, sie hatten ihm kaum Pallium und Breve des Papstes eingehändigt, als zu ihren Ehren ein Fest gegeben wurde, wie Salzburg kaum jemals eines von solcher Großartigkeit erlebt. Dies allerdings war ein Zug, der den neuen Herrn den Herzen seines Volkes nahebrachte: er liebte den Prunk, er liebte es, Gäste bei sich zu empfangen und üppige Mähler zu veranstalten. Aus der Residenz strahlten oft in der Nacht die Lichter zahlloser Kerzen, man hörte die Musik der Pfeifer, man sah hinter den Fenstern die Schatten reich geputzter Damen und Herren. Die Salzburger waren es zufrieden, denn sie spürten, daß das Geld aus dem Bischofspalast ins Volk rollte. Nie hatten die Kaufleute soviel an den Hof liefern müssen, nie waren gute Köche so begehrt gewesen, nie hatten die Spielleute so oft ihre Kunst üben dürfen. Wer nicht satt zu essen hatte und an solch einem Tage zum Palaste kam, konnte sicher sein, daß man auch ihm etwas von dem Überfluß der Küche mitteilte und ihm ein paar Groschen dazulegte. Wenn der Erzbischof schmauste und feierte, dann wollte er, daß niemand in seiner Stadt hungere, und wäre es der ärmste Vagant gewesen.

Was aber sollten die früheren Feste bedeuten, wenn man sie mit dem Gastmahle verglich, das Wolf Dietrich zu Ehren seiner heimgekehrten Gesandtschaft veranstaltete? An diesem Abend nahm die Residenz mehr Gäste auf, als sie je empfangen. In der Küche wurden von Meisterköchen die erlesensten Gerichte ersonnen und

zubereitet, wie sie wohl kaum der Papst und seine Kardinäle jemals genossen hatten. An einer langen Tafel saßen die Schmausenden, schimmernde Tücher waren gespannt, kostbares Geschirr war gereiht, und während man aß und plauderte, spielten die Pfeifer und sang die Kantorei. Manchmal verstummte die Musik, und dann hörte man immer wieder die Schüsse der schweren Stücke von der Festung. Man konnte sich, wenn man dies Dröhnen vernahm, geborgen und sicher fühlen, man gewann das Bewußtsein, daß diese Stadt nicht nur lustig zu sein verstand, sondern daß sie auch gut bewehrt war. In solchem Gefühl trank man noch unbekümmerter und reichlicher von dem schweren Wein, der in schönen Bechern kredenzt wurde, und man brauchte sich der größten Ausgelassenheit nicht zu schämen, weil der Erzbischof selbst die heiterste Laune zeigte.

Als das Mahl zu Ende war und die Nacht immer tiefer und betäubender aus allen Gärten duftete, flammte der Himmel auf. Der Erzbischof erhob sich und lud seine Gäste an die Fenster. Da war der Horizont von einem seltsam kalten Leuchten erhellt, ein magischer Schein lag dort, aus dem immer wieder farbige Kugeln aufschossen, die wie funkelnde Bälle im Raum schwebten, Feuergarben zischten in die Höhe, um als feuriger Regen zurückzuströmen, diese Raketen wurden immer dichter, sie kreuzten sich in der Dunkelheit zu gespenstigen Figuren, bis ihre Bahnen sich allmählich in ein sinnvolles System ordneten. Mächtige Feuer loderten auf, von den Raketen überzuckt, rote, blaue, grüne Schlangen liefen über den schwarzen Hintergrund, um sich ineinanderzuflechten, und plötzlich war dies alles zu einem ungeheuren Rahmen vereinigt, in dessen Mittelpunkt die Initialen Wolf Dietrichs stan-

den, als sollte mit ihnen nun alles Glück und Heil über dieser Stadt aufgehen.

Dieses Schauspiel galt nicht nur den Gästen bei Hofe, es war auch für das Volk veranstaltet. Dieses Volk nützte freudig jede Gelegenheit, die Nacht zum Tag zu machen, und sie wurde ihm jetzt oft geboten. Die Leute standen an den Fenstern ihrer Häuser, sie zogen in den Straßen dahin, manche, die sich, waghalsig genug, die Befriedigung ihrer Neugierde eine Gefahr kosten ließen, waren auf die steilen Dächer geklettert. Als das Feuerwerk erlosch, begann es in den Bierschenken und Weinstuben hoch herzugehen. Wenn der Erzbischof lustig war, durfte es das Volk auch sein. Auch dieses Volk hatte Pfeifer, wenn sich auch deren Kunst nicht vergleichen ließ mit der Musik, die man zur selben Stunde in der Residenz hörte, und die Kantorei konnte es entbehren, weil es sich seine Lieder selbst sang. Die Wachen, die hin und wieder durch die sommerwarmen Gassen zogen, waren heute nachsichtig, sie ließen manchen Rumor hingehen, sahen bei manchem Übergriff weg.

Aber mit der Rückkehr der bischöflichen Delegation und mit dem Fest in der Residenz war Wolf Dietrich in den Augen der Salzburger noch immer nicht der Fürst und Herr. Er wurde es eher dadurch, daß man seine Hand zu spüren bekam. Es war eine fest zupackende Hand, die schwer auf den Schultern des Volkes liegen konnte. Der Bürger, dem man in seiner Schenke den Wein versteuerte, spürte den Druck nicht einmal so sehr; er spürte ihn deutlicher, wenn alle öffentlichen Abgaben erhöht wurden. Laut wagte man dagegen nicht zu murren. Aber in ihren Kontoren machten die Handelsherren ihren Herzen Luft, wenn sie untereinander und mit ihren vertrauten Ge-

helfen die Maßnahmen des neuen Herrn besprachen.

Allerdings konnte man wohl sagen, daß der Erzbischof gerade den Kaufleuten nur einen Teil dessen nahm, was er ihnen auf der anderen Seite gab. Sahen die Bürger das ein?

Salome mußte lächeln, wenn ihr Vater, indes er ernst und gewichtig durch seine Schreibstube stampfte, seinen Ingrimms hinaustobte. War es möglich, daß der Vater nur die eine Seite betrachtete? Auch die Brüder, die mit ihm das Geschäft führten, wollten nur diese Seite sehen. Und wieder lächelte Salome, und sie dachte: Männer gehören so sehr den Dingen, die heut geschehn, daß sie den Blick nicht mehr haben für das, was gestern war.

Laut sagte sie, als der Vater und die Brüder schwiegen: „Daß die Steuern immer höher werden, ist wohl wahr. Aber ist nicht auch wahr, Vater, daß unsere Geschäfte noch nie so gegangen sind wie heut? Denkt doch, daß uns vom Hofe immer neue Bestellungen zukommen und daß wir kaum mehr all die Weine und edlen Gewürze und Öle und Spezereien zu liefern vermögen, die man dort braucht. Es ist ein Sommer des Segens für unser Haus, Vater.“

Sie sprach wahr, als sie dies sagte. Ihr Vater, ihre Geschwister, sie selbst hatten nur Vorteile. Wie aber stand es um jene anderen, denen die kämpferischen Worte des Erzbischofs gegolten hatten? Noch war die Ketzerverfolgung nicht schärfer geworden, als sie es vorher gewesen, aber man wußte, daß dies die Ruhe vor dem Sturm bedeutete. Denn der Papst, dies war bekannt geworden, hatte durch die Gesandtschaft Wolf Dietrichs nicht nur Konfirmation und Altersdispens geschickt, sondern auch die zwei wichtigsten Aufgaben mitteilen lassen, die dem Landesfürsten nun

gestellt waren: er sollte die Angriffe der Ketzer brechen, und er sollte zugleich die Geschosse der Heiden auf diese selbst zurückschleudern. Was die Heiden betraf, so fühlte das Volk ihretwegen keine Angst. Denn die Türken waren zwar aus ihrem Lande aufgebrochen und trugen den Halbmond dem Westen zu, aber zwischen ihnen und Salzburg lagen weite Strecken und große Länder, es gab fürs erste keine Gefahr, und eine Gefahr, die man nicht unmittelbar vor sich sieht, leugnet man überhaupt. Die Ketzer aber sah und kannte jeder, um sie wußte man Bescheid, mit ihnen saß man im Kontor und am Wirtshaustisch beisammen, sie waren einem Schwager und Eidam geworden. Daß sie mehr Unrecht taten als andere Menschen, war bisher noch keinem aufgefallen. Der Papst aber erblickte in ihnen das Böse und traute ihnen alles Arge zu. Darum hatte er den Kampf befohlen, und daß der Erzbischof nach allem, was man bisher von ihm erfahren, diesen Befehl ausführen würde, war gewiß.

Oftmals ging Salome zu Christoph Weiß, weil sie wußte, daß ihre ruhige und klare Zuversicht ihm wohlthat. Meist traf sie auch Felicitas dort, aber die war nicht imstande, dem Verlobten seine Sorgen zu verscheuchen, seine Kummernisse zu nehmen. Sie war es, die immer mit Schreckensbotschaften daherkam: „Denk doch, Christoph“, rief sie, „nun haben sie den Edelraut ausgetrieben, weil er von seinem lutherischen Glauben nicht abschwören will. Ist ein reicher Mann, der Edelraut, und muß nun sein Haus und Geschäft hingeben und darf nicht viel mehr mitnehmen auf die Wanderung, als was er auf dem Leibe trägt.“

Bei solchen Reden lächelte Christoph Weiß schmerzlich, und indem er Felicitas mit der Hand über den blonden Scheitel hinfuhr, sagte er: „Wird so arg doch

wohl nicht sein, Felicitas. Daß der Edelraut weg muß, mag wohl stimmen, und morgen werden es mir schon alle Leute erzählen. Aber so ganz als Bettler wird man ihn nicht aus dem Land treiben.“

Da aber Felicitas auf ihrer Botschaft beharrte und fast zornig darüber schien, daß man ihr nicht glaubte, war es gut, daß Salome schlichten konnte. Die stand am Fenster, sah in den Garten hinaus, in dem nun der volle farbige Überschwang des reifen Sommers herrschte, und blickte zu den Wolken auf, die als leichte Nebelschleier von der Sonne aufgesogen wurden, wie der Herrgott wohl auch alle Schmerzen der Menschen vergehen und verwehen lassen sollte. Nun wandte sie sich um: „Der Edelraut muß sein Haus und Geschäft an gut katholische Leut verkaufen und dann außer Landes gehen. Was er löst an barem Geld, darf er mit sich nehmen. So wird gesagt, und es wird wohl auch sein. Ist schon arg genug, wenn einer plötzlich von dem Boden fort muß, auf dem er immer gestanden.“

Sie hatte recht: über die schöne Stadt kam großes Leid, als immer wieder Bürger, deren Ahnen schon hier gesessen waren, zum Wanderstab greifen mußten, um in die Ferne zu ziehen. Der Erzbischof schien mit-leidslos, nichts, was seine Vorgänger zur Bekämpfung der Protestanten getan, war ihm streng und hart genug. Christoph Weiß hatte erfahren — und er erzählte es nun erbittert und bekümmert —, daß Wolf Dietrich sich sogar mit dem Bayernherzog verbünden wolle, um das Übel an der Wurzel zu brechen. Den Auftrag, den der Papst ihm erteilt hatte, wollte er mit Anspannung aller Kräfte durchführen.

„Es wird nicht lang mehr dauern“, sagte Christoph Weiß, „dann werden sie auch zu mir kommen und

verlangen, daß ich öffentlich Kirchenbuße tue und meinen Glauben abschwöre.“

„Und wirst du büßen und schwören?“ fragte Felicitas atemlos.

Er lächelte fast in all seinem Ernst: „Soll ichs tun?“

Sie zögerte, blickte hilflos von ihm zu Salome und fühlte, daß ihre Liebe und ihr Glück über allem stand und es wohl verdiente, daß man dafür auch ein Opfer brachte. Aber sie wurde unsicher, zuckte hilflos die Achseln und sagte mit halber Stimme: „Du wirst tun, wie du mußt.“

„Wie ich muß? Als Mann und evangelischer Christ muß ich so bleiben wie ich bin. Der Erzbischof will jetzt Jesuiten ins Land rufen, und die sollen ihm helfen, das letzte Ketzernest auszuräuchern. Ich gehöre zu den Ketzern, und darum kanns leicht sein, Felicitas, daß ich dich einmal fragen muß, ob du mit mir gehen willst. Was hättest du mir dann für einen Bescheid zu sagen?“

Diesmal zögerte sie nicht. Sie flog ihm an die Brust, stammelte: „Ich möcht mit dir gehn bis ans End der Welt“, fühlte dabei, wie sich jetzt schon die ganze Schwere eines Entschlusses auf sie legte, der sie von Vertrautem und Liebgewordenem reißen sollte, und begann zu weinen. Diese Tränen erschreckten ihn, er zog sie an sich und suchte zu beschwichtigen: „Noch ists nicht so weit, Felicitas, noch sind wir da und so Gott will, bleiben wir auch. Aber Klarheit muß in uns sein, damit wir den rechten Weg wissen, wenn einmal die Frage an uns gestellt wird.“

Diese Frage wurde fürs erste noch nicht gestellt. Es hatte den Anschein, daß der Erzbischof mit seinem Reformationswerk noch wartete, daß er den Boden erst ganz erkunden wollte, auf dem er stand. Auch

wurden nun immer mehr und immer eifriger die Vorbereitungen für das Fest seines Einritts getroffen, damit die Salzburger ihn in seinem ganzen Glanz und in seiner ganzen Gewalt sehen könnten. Dieser Eintritt wurde immer wieder hinausgezögert, weil Wolf Dietrich erlesene Gäste erwartete. Es wurde Herbst, die schönen Tage gingen hin, auf dem Mönchsberg färbten sich die Blätter der alten Bäume rot und braun, kühlere Winde kamen aus dem Norden und brachten Regen mit sich, der in schweren Böen daherkam. Und erst, als der Oktober seine Höhe überschritten hatte und man an trüben Tagen und in kalten Nächten den Winter witterte, konnte das Volk endlich das Schauspiel erleben, auf das es sich schon so lange freute.

Die Vorzeichen waren günstig. Der Himmel war von den Herbststürmen endlich aufgerissen worden, daß das Blau hinter den Wolken wieder vorkam, fast schien der Welt ein zweiter Frühling geschenkt. An solchen sonnigen Tagen litt es den Kaufherrn nicht in seinem düsteren Gewölbe, den Schlosser nicht in seinem dunklen Keller, den Schreiner nicht in seiner Werkstatt. Wer nicht bleiben mußte, entwich, und er wußte dabei, daß er in den hellen, von milder Luft durchwehten Straßen allerlei erleben würde, was es wohl lohnte, daß Hammer und Hobel für eine Weile ruhten. Denn nun trafen die Gesandtschaften ein, die am Eintritt des Erzbischofs teilnehmen sollten. Zuerst erschien der bayrische Herzog Wilhelm mit seinem Sohne Ferdinand, denn seit sich der Salzburger mit dem Bayern zum gemeinsamen Kampf gegen die Ketzer verbunden hatte, herrschte zwischen ihnen eitel Eintracht, die nun durch diesen Besuch besiegelt wurde. Der Rat der Stadt empfing die Gäste am Tor und geleitete sie zur Residenz, wo der Erzbischof sie be-

grüßte. Aber nun war das Signal gegeben, daß das Einströmen der Fremden überhaupt nicht mehr versiegte. Wer nicht freiwillig kam und kommen wollte, wurde gerufen und befohlen. Alle Pfleger und Richter des Landes waren zur Stelle, kostbar gekleidet, wie man sie noch nie gesehen. Sie trugen Seide und Samt und Brokat und edles Tuch und geschmeidiges Leder, und diesen Staat hatten sie angelegt, weil Wolf Dietrich es wünschte. Es war sein Ehrgeiz, daß sein Einritt zum glänzendsten Bilde werden sollte, das die Salzburger jemals geschaut. Darum hatte er alles aufgeboten: sein Vater kam, Hans Werner von Raitenau, ein Kriegermann, dem der Sohn, trotz der Bischofswürde, in seinem Auftreten und in seiner herrischen Art erstaunlich glich; Verwandte vom Bodensee, von der fernen schwäbischen Heimat zogen daher, und bald sah man in den Straßen der Stadt auch Alumnus vom Collegium Germanicum in Rom, das den Erzbischof gebildet und erzogen hatte. Es gab in der Stadt keinen Gasthof, der nicht bald überfüllt war, in den Bürgerhäusern war kein Bett leer. In den Küchen wurde aufgekocht wie noch nie, der Wein floß in Strömen, die Tage reichten bis tief in die Nächte hinein, die Lustbarkeiten nahmen kein Ende. Man traf Bekannte und Freunde, die man jahrelang nicht mehr gesehen — denn wie oft reiste ein Handwerksmann aus Zell oder Gastein in die Hauptstadt? Diesmal aber waren sie alle da, die Zünfte, die Zechen und Bruderschaften waren aufgeboten. Salzburg quoll über, es schien zu bersten. Das Geld rollte, wie es diesen ganzen ereignisreichen Sommer schon gerollt war, die Stunden verrannen unter Gaffen und Staunen im Fluge. Und doch sollte dies alles nur eine Vorbereitung sein, eine Zeit der Erwartung und der Ungeduld.

Aber mit der Erfüllung kam die Enttäuschung. Denn als der 19. Oktober des Jahres 1587 über den Dächern von Salzburg aufstieg, war sein Morgen kaum von der Nacht zu unterscheiden. Er schleppte so schwere und tiefhängende Wolken daher, daß es in den Gassen nicht licht werden wollte. Aus diesen Wolken strömte mit einer Beharrlichkeit, die kein Ende erhoffen ließ, der Regen nieder, ein Regen, wie ihn die Salzburger fürchteten, weil er nicht mehr wich, wenn er sich einmal im Kranz der Berge eingenistet hatte. Solches Wetter war nicht dazu angetan, die Gemüter festlich zu stimmen, und die Enttäuschung lag auf allen Gesichtern. Dennoch waren die Leute früher aus den Betten als je zuvor. Manche hatten es überhaupt vorgezogen, die ganze Nacht zu durchschwärmen und zu durchzechen, und krochen nun aus den Häusern mit Gesichtern hervor, die ganz ebenso grau waren wie der Himmel und die regennassen Gassen. In diesen Gassen sah es seltsam aus, denn das Leben und Treiben verteilte sich heute über die Stadt nicht mit der gewohnten Gleichmäßigkeit. Es gab Bezirke, die verödet, ausgestorben dalagen, und wenn hier jemand aus dem Tor ins Freie trat, dann schlug er eilig den Weg zu jenen Plätzen und Straßen ein, durch die der Bischofszug kommen mußte. Dort waren schon die Soldaten, die Bischofsknechte am Werk, Ordnung in den Zustrom und das Gewimmel zu bringen. Sie hielten die Lanzen quer vor sich, wie sie es immer taten, wenn sie eine Barriere zu bilden hatten, gegen die das Volk ohnmächtig andrängte, und half auch dies nichts, dann hagelten Flüche nieder, die schnellen Erfolg brachten. Wer nicht unbedingt dabei sein wollte, wenn der Erzbischof im Nonntal in die Stadt einritt oder auf dem Domplatz ins Kirchentor geleitet wurde, der konnte sich einen Ort

suchen, wo man ihn nicht allzu sehr drängte und preßte. Denn der Weg, den die Bischöfe bei ihrem Einzug seit jeher nahmen, war lang, auf ihm konnten sich die Salzburger verteilen, so daß jeder seine Bequemlichkeit hatte.

Auf der Hohensalzburg begannen wieder die schweren Geschütze zu dröhnen, als Salome auf die Straße trat, um Felicitas abzuholen. Felicitas mußte die Begleitung ihres Bräutigams entbehren, denn einem Evangelischen war es heute nicht geraten, am Feste des kirchlichen Herrn teilzuhaben. Und vor allem dort hätte er nicht erscheinen können, wo Salome und Felicitas mit Eltern und Geschwistern und vielen anderen Patriziern das Schauspiel vorbeiziehen lassen wollten: am Nonntaler Tor, wo die Stadt den neuen Fürsten aufnehmen sollte. Hier würde er von den Stadtrichtern, vom Bürgermeister, von den Ratsherren empfangen werden, und der Ratsherr Wilhelm Alt hatte den Seinen einen Platz freihalten lassen. Salome stand dann auf der Tribüne, aufgeregtes, neugierig murmelndes Volk umdrängte sie, die Honoratioren warteten in ihren Prunkgewändern und boten ein etwas klägliches Bild, als sich dieser Staat unter dem stürzenden Wasser aufweichte und sein ganzes Ansehen verlor, die Geschütze auf der Festung dröhnten ununterbrochen, als sollte nicht ein Fest gefeiert, sondern ein Kriegssturm abgewehrt werden, aber ein friedlicher Klang kam in dieses Lärmen, weil nun die Glocken auf allen Türmen aufwachten und ihre tiefe Botschaft ins Land riefen. Als es so weit war, lief eine Welle der Spannung über das Volk hin, Männer und Frauen reckten die Hälse, Mütter hoben ihre Kinder, damit auch diese den Zug sehen und die Erinnerung daran in ihr Leben mitnehmen könnten. Denn nun,

das wußte man, begann der Ritt, der Erzbischof brach mit seinem Gefolge im Schlosse Freisaal auf.

Bald hörte man beim Nonntaler Tor brausende Rufe, die, als würden sie vom Regenorkan getrieben, immer näher kamen und immer mächtiger anschwellen. Und endlich sah man den Zug erscheinen, diesen Zug, für den so viele Vorbereitungen getroffen waren, dem das Volk Salzburgs so lange entgegenfieberte und auf den es einen Frühling und einen Sommer lang gewartet hatte, als sollte der Messias in der Stadt erscheinen. Als dann der Erzbischof auf seinem weißen Zelter daherritt und man sein etwas blasses Gesicht durch die Nebelschleier erkannte, wie es, fern vorerst, immer deutlicher wurde, da ging über manche Stirn, indem sie ehrfurchtsvoll vom Hut entblößt wurde, der Schatten eines Nachdenkens hin: wer war dieser Mann wirklich, den man nicht kannte und dem nun alle Schicksale in die Hand gegeben wurden? War er wirklich ein Messias, ein Helfer? Oder war er nur ein Richter, ein Rächer, ein Tyrann?

Aber solche Gedanken schwanden bald hin, weil nun die Augen allein ihr Recht verlangten. Die Salzburger hatten schon Einzüge von Erzbischöfen erlebt. Aber dieser — das erkannten sie sogleich — übertraf alles, was man bisher an Glanz und Machtentfaltung geschaut. Wie sah es in einem Menschen aus, der der Kirche diente und so sehr die Welt liebte? Galt ihm dieses Volk, das in starren Mauern Spalier stand und aus dessen dunkler Masse wie Salven immer wieder die Vivatrufe aufstiegen, so viel, daß er seine Gunst mit solchem Schauspiel zu gewinnen trachtete?

Salome mußte an einen Mann denken, der in einer stillen und dunklen Nacht, selbst still und dunkel, auf der Straße vor ihr gestanden war. War es derselbe,

der nun hoch zu Roß saß und mit einem starren und etwas hochmütigen Gesicht die Huldigungen der Menge entgegennahm? Wie steil er gestiegen, wie groß seine Macht und sein Reichtum war, offenbarte sich ihrem Blick wie dem Blicke jedes andern. Daß es sich um einen Priester, um einen Bischof handelte, merkte man daran, daß, in weißem Talar, ein Geistlicher voranritt, der an hoher Stange ein funkelndes Kreuz hoch über das Volk emporhielt. Aber diesem Kreuze folgten die Hüter der weltlichen Gewalt, die dieser Fürst gleichfalls verwaltete. Offiziere kamen auf schnaubenden Pferden daher, Lanzenknechte schritten unter ihren Eisenhauben im Zuge, Musketiere trugen ihre Musketen. Dann erschienen die Domherren, die Mitglieder des Kapitels. Ihnen hatte Wolf Dietrich vor einem halben Jahre noch zugehört, sie hatten ihn, den Jüngsten, aus ihrer Mitte erhoben. Und wie jung er war, sah man vielleicht heute am deutlichsten, wo eine Stadt, ein Volk nur ihm huldigen sollte und ein ungeheures Fest veranstaltet wurde, um den Rahmen zu legen um seine Gestalt.

Diese Gestalt schien schwächer, als sie wirklich war, und auf dem Gesicht lag ein Ernst, den kein Zuruf und kein Glockenläuten heben konnte. Das Pferd, auf dem Wolf Dietrich saß, ein weißer Hengst, war wild und ungebändig, immer wieder wollte er sich bäumen und ausbrechen. Aber sein Reiter hielt ihn knapp im Zügel, diese Faust schien schwer, hart und unnachsichtlich. So ritt er zwischen den Bayernherzögen dahin, blickte über das schwarze Gewimmel der vielen Köpfe hinweg und ließ nicht einmal, nicht ein einziges Mal ein Lächeln über seine Züge gleiten. So konnte man meinen, das Volk grüße den Mann, der hinter ihm kam: denn der, groß, ein Krieger, dem

man es ansah, daß er in vielen Schlachten gestanden und in vielen Biwaks gelegen war, sah aus hellen Augen um sich und lachte und nickte immer zu allen Zurufen mit dem Kopf. Und das nun war Hans Werner von Raitenau, des Erzbischofs Vater, der sich ganz so benahm, als wäre Salzburg eine Stadt, die er auf einem Kriegszuge erobert hätte und in die er nun einzöge, um sie für den Kaiser in Besitz zu nehmen und ihr Volk zur Ordnung zu bringen.

Wer folgte noch? Wer konnte in diesem Gewimmel adeliger und bürgerlicher Köpfe, schmaler und breiter Gesichter erkennen, wen er gerade vor sich hatte? Kaum waren den Salzburgern die Namen von allen geläufig. Schon hatte sich herumgesprochen, wer die schwäbischen Verwandten des Raitenau waren und wo sie im Zuge ritten. Aber die Priester aus Rom, die Freunde aus des Erzbischofs Jugendzeit, unterschieden sich in nichts von den Salzburger Klerikern. Und auch jeden Pfleger und Richter, jeden Propst und Prälaten, jeden Meister und Vertreter einer Zunft oder Zeche konnte man nicht erkennen. Hier schrie einer auf: „Da kommen die Halleiner.“ Und dort rief einer dawider: „Die Gasteiner ziehn daher.“ Wie groß das Land war, über wie viele Seelen der neue Fürst gebot, sah man an der Zahl der Vertreter, die zum Feste entsandt worden. Die schönen Kleider, die der Erzbischof befohlen hatte, sahen freilich traurig aus. Wann würde ein Pfleger in Kaprun oder in Schwarzach jemals wieder in der Lage sein, solch ein Gewand zu tragen, durch dessen Glanz er selbst sich erhöht glaubte? Nun aber wurde alles vom Regen in hoffnungslos schweren Falten auf den Leib hingeklatscht, die Farben verloren ihren Schmelz, die Krausen fielen zusammen, und je näher man der Stadt kam, desto mehr zerrann ein

bunter Traum unter der zerstörenden Gewalt dieses unaufhörlichen Wassersturzes.

Beschlossen wurde der Zug durch Soldaten, wie sie ihn eröffnet hatten. Sie ritten daher oder stampften schreitend den Boden, daß er dumpf dröhnte, und wieder mußte man den Eindruck gewinnen, daß dem neuen Herrn von Salzburg die weltliche Macht mehr galt als die kirchliche. Dieses Aufgebot an Panzern und Sturmhauben schien zu sagen, daß er gewillt sei, sein Amt, seinen Einfluß, seine Geltung gegen jeden zu verteidigen, der sich wider ihn erhebe. Feinde konnte er außerhalb der Grenzen seines Landes haben. Aber es war möglich, daß ihm Feinde auch im eigenen Volk erstanden. War den Salzburgern zuzutrauen, daß sie sich jemals von ihrem Fürsten trennen würden?

Indes er war nun gewählt und rechtens über sie gesetzt, und sie unterwarfen sich ihm. Ihre Sprecher waren der Bürgermeister und die Ratsherren. Der Zug hielt, damit diese ihm huldigen könnten. Salome sah deutlich, wie der Bürgermeister über und über rot wurde, da er nun zu seinem Fürsten reden sollte, wie er zu stammeln begann und verlegen nach Worten suchte, als er die Schlüssel überreichte. Dieser Bürgermeister war ein würdiger Mann, breit fiel ihm der graue Bart auf die Brust nieder. Und über ihn erhaben, hoch zu Roß, saß Wolf Dietrich da, der sein Sohn hätte sein können. Ihm merkte man keine Verlegenheit an. Er blieb so kühl und gelassen, als hätte er von Anbeginn gewußt, daß das Schicksal ihn einmal zum Herrscher berufen würde. Er schaute dem Bürgermeister ins Gesicht, was diesen noch befangener machte, und hatte dabei die rechte Hand auf den Sattelknopf gestützt. Als die Rede zu Ende war, sah Salome, wie er seinerseits ein paar Worte sprach, sehr huldvolle Worte

offenbar, in denen er die Stadt seiner guten Gesinnung versicherte. In diesem Augenblick tobte das Volk mit Vivatrufen los, die Glocken schienen lauter zu dröhnen als vorher, die Geschütze auf der Hohensalzburg donnerten mächtig. Und so, indes die Luft ganz und gar in Aufruhr gekommen schien, ritt Wolf Dietrich in die Stadt ein und sein Gefolge schob sich hinter ihm her, bis das taktmäßige Schreiten der Soldaten den Beschluß bildete.

Die Salzburger strömten nun, da die Hellebardiere die Straße freigaben, zu einer einzigen dichten Masse zusammen, brodelnd von Reden, von Rufen. Durch dieses Gewühl kämpfte sich der Ratsherr Wilhelm Alt auf seine Tochter zu. Sie stand neben Felicitas, die Geschwister waren nah. Felicitas, ganz unter dem Eindruck des Geschauten, sprach eifrig auf sie ein. Aber sie antwortete nicht; sie blickte ununterbrochen auf das Tor, durch das sich nun das Volk in die Stadt wälzte, den Kai entlang, um durch Nebengassen in wildem Wettlauf den Dom noch zu erreichen, bevor der Erzbischof dort ankam. Über all diese Köpfe hinweg sah Salome nur ihn, den neuen Herrn, obwohl er ihren Augen schon längst entschwunden war. „Wie jung er ist“, hörte sie neben sich Felicitas sagen. Sie nickte in Gedanken. Weiß Gott, jung sah er wohl aus, und als der Bürgermeister zu ihm sprach, als die Ratsherren ihn in ihren feierlichen Gewändern umgaben, da konnte man glauben, auf dem weißen Hengst säße ein trotziger Knabe. Dennoch hatte man gefühlt, daß er ein Mann war, stark, seiner selbst bewußt, gewillt, schnell entschlossen zuzugreifen, wo immer dies nottat. Alle empfanden dies, und der Ratsherr Alt sprach es aus: „Das wird ein scharfer Herr, wer nicht nach seinem Sinn tut, mag arge Stunden haben.“

Der Regen strömte noch immer unaufhörlich nieder, das Läuten der Glocken klang wie durch einen rauschenden und bewegten Vorhang her. Man schritt nachhause, wobei es oft schwer war, sich durch die drängende Menge Bahn zu schaffen. Felicitas blieb bei Salome, noch wollte sie sich nicht von ihr trennen. Die beiden Mädchen saßen in der Stube, an den Fenstern rann der Regen in glitzernden Bächen nieder, manchmal hörte man das Schreien des Volkes aus der Ferne. Salome hatte ihre Näharbeit zur Hand genommen, ruhig zog sie Faden um Faden, während Felicitas zu ihren Füßen kauerte und alles hervorsprudelte, was ihr in den Sinn kam. „Nähst du an deinem Heiratsgut?“ Salome nickte: ja, das tat sie. Nun kam ein kleines neugieriges Leuchten in Felicitas' Augen: „Und wann soll Hochzeit sein? Du bist so still und verschlossen, Salome, niemand kennt sich in dir aus, niemand weiß um dich Bescheid. Du sprichst so wenig, und du sprichst fast nie von dir. Ob du liebst und geliebt wirst — es ist das Geheimnis, das nicht einmal deine Freundinnen enträtseln. Man kann so wenig Anteil nehmen an dir, aber man möchte es. Du bist die Schönste von uns allen, Salome, das weißt du und das darfst du mir glauben, denn wenn man dich sieht, dann schweigt jeder Neid und man vergleicht sich nicht mehr mit dir...“

Salome ließ die Näharbeit sinken, lächelte ein wenig verloren auf das hübsche Gesicht der kleinen Felicitas hinab und blickte dann wieder zum Fenster hinaus, indes sich eine steile Falte des Nachdenkens in ihre Stirn grub. Was Felicitas da sprach, fiel ihr plötzlich aufs Herz als eine bange Frage. Man kannte sie nicht — aber kannte sie selbst sich denn? Hatte sie Geheimnisse? Sie hatte keine. Nie noch hatte sie geliebt. War

sie geliebt worden? Wer konnte das sagen? Männer waren immer wieder dagewesen, hatten sich zu ihr gedrängt, hatten ihr gehuldigt mit schmeichlerischen Worten und demütigen Blicken. Nicht einer von ihnen hatte es je zustande gebracht, daß ihr Herz schneller pochte. Oft war sie selbst über diese Kälte fast erschrocken. Andere hatten einen Liebhaber und heirateten, sie waren glücklich, sie sahen einen Weg und ein Ziel vor sich. Sie hatte sich bis heute nach solch einem Ziel nicht gesehnt, nie wäre es ihr in den Sinn gekommen, das Leben, das sie jetzt führte, zu verändern.

„Du hörst mir nicht zu“, sagte Felicitas, „wo schaust du hin, Salome? Deine Gedanken sind nicht bei mir und in diesem Zimmer. Sind sie immer noch beim Fest, beim Einritt, beim Raitenau? Gelt, er sah gut aus, als er da auf seinem weißen Roß saß und den Stadtschlüssel in Empfang nahm. Recht als ein Herr wirkte er da. Ists nicht so, Salome?“

„Recht als ein Herr“, gab Salome zu. „Er ist es wohl, man sieht ihm an. Er kann nur oben stehen, über allen anderen Menschen, niemals unten bei den vielen.“

„Ob so einer lieben mag?“

„Er ist ein Erzbischof, ein Priester.“

„Du lieber Gott“, lachte Felicitas, „lehr du mich die Priester kennen, Salome. Unsereins sollt ja nichts davon wissen, aber man hört doch, daß vor den Klerikern kein Mädel sicher ist. Wenns die andern so treiben — warum gerade er nicht? Obendrein ist er einer von den Männern, die den Frauen gefallen. Er ist wohl stattlich und so voll Kraft — ich könnte mir denken, daß ich mich in ihn verliebe.“

„Du hast deinen Christoph“, sagte Salome ein wenig

streng, aber sie lachte dabei. Felicitas wurde rot, als wäre sie auf einer Sünde ertappt worden: „Das kann man nicht vergleichen. Der Christoph ist schon recht und gut, und ich mag ihn leiden. Aber er ist ein Handelsmann und kein Herr, wie es der Raitenau ist.“

Die Glocken hatten geschwiegen, während der Erzbischof, sein Gefolge und das Volk Salzburgs im Dom gewesen waren. Nun schwangen sie wieder los, über die Stadt hin, die immer tiefer in ihren grauen Regenschleiern versank.

„Jetzt gehn sie in die Residenz“, sagte Felicitas, „und da findet das große Festmahl statt. Kaum weiß man — ich hab mirs erzählen lassen — wie man die vielen Gäste an den Tafeln unterbringen soll. Und während sie droben schmausen, wird im Hof das Volk bewirtet, heute kann jeder auf des Erzbischofs Kosten so viel Wein trinken als er mag, und kein Wirt rechnet ihm dann die Zeche vor. Da wirds am Abend nicht gut sein, durch die Straßen zu gehen.“

Und als erinnere sich Felicitas, daß es geraten sei, sich noch jetzt auf den Heimweg zu machen, da die Straßen sicher waren, so lief sie davon und ließ Salome allein zurück. Und nun verging der Tag im Hause wie so viele andere Tage vorher. Das Fest, an dem die ganze Stadt teilnahm, war durch die starken Mauern ausgeschlossen. Der Kaufmann Wilhelm Alt freilich war zur Tafel in die Residenz geladen worden. Der Laden aber, mit Waren aller Art gefüllt, stand nun wieder offen, die Brüder der Salome walteten hier und in den Schreibstuben, und sie hatten alle Hände voll zu tun, weil ihnen die Gehilfen entlaufen waren. Da so viel fremdes Volk in der Stadt Quartiere belegt hatte, wurden den Herbergsleuten, den Wirten die Vorräte zu wenig, obwohl sie sich gut vorgesehen hatten. Immer

wieder erschienen Boten, die allerlei zu kaufen wünschten. Ohne daß der Ratsherr Alt es wußte und selbst sehen konnte, strömte ihm, während er beim Erzbischof war, das Geld zu.

Als es gegen Abend ging, kam ein Bote, den die Wirtschaftsführer des Bischofshofes geschickt hatten: auch dort ging alles zu Ende, der Wein versiegte, hungrige Mäuler schnappten vergebens nach einem Bissen, es war nichts mehr da. Es sollte vom Kaufhaus Alt jemand in die Residenz entsandt werden, dem man neue Aufträge nennen, neue Bestellungen geben konnte, damit rasch für Nachschub gesorgt würde. Aber im Hause hatten die Männer allzuviel zu tun, nicht für eine Viertelstunde hätte einer von ihnen wegbleiben dürfen. Frei war nur Salome. Und sie ging.

Sie schritt durch die Straßen, in denen der Regen allein sein Wesen trieb, weil die Leute sich dorthin verlaufen hatten, wo man lustig sein konnte. Der Dom lag jetzt still und ernst da, die Orgel war verstummt, die Glocken schwiegen. Aber aus der Residenz brach die Lustbarkeit in wilden Wellen, Musik tönte, und aus dem Hof, wo das Volk saß, klangen Lieder und Rufe. Durch diesen Hof ging Salome, oft war sie schon bei den Wirtschaftsleuten gewesen, sie kannte die Männer, die der Küche und dem Keller vorstanden. Dort herrschte heute ein aufgeregtes Treiben wie in einem Ameisenhaufen. In langer Liste nannte man Salome die Waren, die man brauchte; nie hatte man mit solch einem Andrang des Volkes gerechnet, nie auch hatte man meinen können, daß es in solcher Hast alles vertilgen würde, was zur Verfügung gewesen. „Wir haben keine Boten“, gab Salome zu bedenken, „unsere Knechte sind alle dahin, sie sitzen in den Schenken, und das kann ihnen heute, da alle fröhlich sind und

feiern, niemand wehren.“ Man wußte Abhilfe, man würde Knechte des Bischofs senden, die alles holen sollten. Und mit diesem Bescheid ging Salome.

Als sie wieder im Hofe stand, blickte sie fast erschreckt um sich. Tische und Bänke waren aufgestellt, dicht gedrängt saß das Volk, es hatte Krüge und Kannen vor sich, und durch den immer noch rieselnden Regen, der nun in dünneren Fäden niederwehte, sahen die vom Wein erhitzten Gesichter seltsam verzerrt aus. Drüben, über der Hohensalzburg, sank eben die Sonne und der graue Himmel war in einen rötlichen Glanz getaucht. In diesem Licht wurde alles so unwirklich, daß Salome meinte, sie hätte diesen Hof und diesen Bau noch niemals gesehen und mit keinem dieser Menschen jemals Gemeinschaft gepflogen.

Indem sie forteilen wollte, um bald daheim zu sein und alles auszurichten, was man ihr aufgetragen hatte, öffnete sich droben eine Tür, durch die der Lärm der Spielleute und der Kantoren nun noch lauter in den Abend herausdrang, und da sich alle Köpfe hinwandten, erschien plötzlich der Erzbischof auf der Treppe. Auch jetzt trug er kein schwarzes Gewand, wie es seiner Würde entsprochen hätte. Den Degen hatte er abgelegt, aber er sah darum nicht weniger einem Edelmann gleich, den nur weltliche Dinge kümmern. Er stand lange unbeweglich, von dem feinen Regen überströmt, und blickte auf seine vielen namenlosen und ungekannten Gäste nieder. Ein Vivat, worin sich der Dank für Genossenes und die Bitte um weitere Spenden vereinigten, stieg brausend zu ihm empor. Er neigte ein wenig den Kopf und schritt dann die Treppe nieder, um das Volk zu besuchen, dessen Herr er war. Manche, die es noch vermochten, fuhren von ihren Sitzen in die Höhe; andere aber, in deren Köpfen

der Wein schon allzu schwer wog, gaben solch ein vergebliches Mühen auf und blieben stumpf sitzen.

Er war nun inmitten der vielen Menschen, wenige überragte er mit seinem gedrungenen Körper. Er musterte die erhitzten Gesichter an den regennassen Tischen, blickte den oder jenen, der sich besonders tief vor ihm verneigte, schärfer an. Seine Augen wanderten durch den ganzen Hof, und plötzlich blieben sie an der Gestalt Salomes hängen. Diese Frau, das fühlte er, gehörte nicht hieher, sie hatte am Trunk und derben Spaß nicht teil. Fast konnte man meinen, daß sie in dieser wüsten Umgebung bedroht sei, daß sie Schutz suche. Mit ein paar raschen Schritten trat er auf sie zu und stand nun neben ihr, die fast größer war als er.

„Darf ich Euch helfen, mein Fräulein?“ fragte er. „Es ist wildes Volk um Euch her, das nicht zu Euch gehört und zudringlich werden könnte.“

Dies war nun das zweite Mal, daß sie ihm gegenüberstand, und wieder trug er ihr seine Hilfe an, wie in jener dunklen Winternacht. Es war ein Zufall, der sie so verwirrt machte, wie sie es damals gewesen. „Mir tut keiner was“, sagte sie, „die Leute sind friedlich und gut.“

Er schien dem Klange ihrer Stimme nachzuhorchen. Weckte sie eine Erinnerung in ihm? Ließ sie die Ahnung einer früheren Begegnung aufsteigen? Seine Augen blieben forschend auf Salome, als er weiter sprach: „Wer seid Ihr?“

„Ich bin des Ratsherrn und Kaufmannes Wilhelm Alt Tochter.“

„Euer Vater ist soeben mein Gast?“

„Er wurde mit dem Rat zur Tafel gezogen.“

Nun schwieg Wolf Dietrich, aber er wich nicht von seinem Platz. Das Volk war neugierig geworden, die

Spannung lief rundum, ließ Häse hochfahren, ließ Augen staunend herüberblicken. Sah man Salome Alt, wie sie mit dem Erzbischof so lange sprach, als wären die beiden alte Bekannte? Keinen von den vielen, die hier seinen Wein tranken, seine Speisen gegessen hatten und darauf warteten, weiterhin an vollen Fässern und Schüsseln vergnügt zu sein, hatte er der Rede gewürdigt. Sie aber schien ihm nicht weniger zu gelten als die vornehmen Fräulein, die droben in den weiten Sälen bei Musik und Gesang mit ihm schmausten.

Nach einem kurzen Sinnen sagte Wolf Dietrich: „Mir ist, als hätt ich Euch schon irgendwo gesehen? Irre ich mich?“

„Wüßt nicht, wo ich Eurer Hochfürstlichen Gnaden sollt begegnet sein. Einmal freilich ... aber das wart wohl nicht Ihr.“

In diesem Augenblick gewahrte Wolf Dietrich, wie das Volk, von der Neugierde vorwärtsgepeitscht, immer näher drängte, sodaß er und das Fräulein schon ganz in einen engen Ring geschlossen waren. Aus vielen Mundern stießen ihnen Wolken des Weindunstes entgegen, verglaste Augen starrten und starrten. „Platz da!“ befahl er; „tretet zurück und belästigt das Fräulein nicht.“ Doch während er sprach, drückten die Leute, die rückwärts standen, wieder nach vorn, und da geschah es, daß ein Mann, dem die Trunkenheit die Sicherheit seiner Beine genommen hatte, torkelte, keinen Halt fand und, um nicht hinzuschlagen, gegen Salome taumelte. Das Blut schoß Wolf Dietrich in einer roten Welle zu Kopf: „Kerl, die Dame laß ungeschoren!“ Und da der Mann ihn blöde anglotzte und nicht wußte, wohin er sich in Sicherheit bringen sollte, packte ihn Wolf Dietrich mit beiden Fäusten an den Schultern und stieß ihn in

den Haufen zurück, daß mit ihm ein paar andere ins Wanken kamen und stürzten. Schon war die Wache da und trieb die Menge auseinander. Man hörte keinen Laut, keinen Fluch. Die Angst verbot jedes Aufbegehren, aber auch die Aussicht, nicht mehr am Freimahl teilnehmen zu dürfen, hätte es töricht erscheinen lassen. So kehrte man zum Wein zurück, und der Zwischenfall war rasch vergessen.

„Es war nicht vorgesehen, die Leute so lang zu bewirten“, sagte Wolf Dietrich, als wollte er sich entschuldigen. „Die Vorräte sind auch schon fast zur Neige. Aber heute ist ein Tag, an dem es nicht drauf ankommt, daß einer für etliche Stunden seine Sinne verliert. Das Volk soll ausgelassen sein, und der Wein hilft ihm dazu. So mögen sie denn alle bleiben, solange sie wollen. Es ist für neuen Trunk und neues Mahl gesorgt. Und der Werktag kommt bald genug wieder.“

Salome neigte ein wenig den Kopf: „Ich bin eben gesandt, um den Leuten zu allem zu verhelfen, was sie noch erwarten. Meine Zeit drängt.“

Das war ein Abschied, und Wolf Dietrich nahm ihn als solchen; aber obgleich droben, in den festlichen Sälen, seine Gäste auf ihn warteten, sah man deutlich genug, daß er sich von Salome nicht trennen mochte.

„Wie kommt es, daß ich Euch noch nirgends sah? Die Stadt ist klein und man begegnet einander so leicht.“

„Die Stadt ist groß genug, um sich in ihr verborgen zu halten. Ich gehe nicht oft unter die Leute.“

„So könnt Ihr mir nicht sagen, wo ich Euch wiedersehen werde?“

Diese Frage verwirrte Salome, sie kam sich hilflos seinem Wunsche preisgegeben vor. Sie ahnte, daß eine Bitte, von seinem Munde gesprochen, so viel galt wie

ein Befehl. Zugleich sah sie in seinen Augen einen Glanz, den sie sich nicht gut zu deuten wußte. Sie vermied seinen Blick, raffte ihr Kleid an sich, das in schweren nassen Falten um sie hing, und wich der Antwort aus: „Verzeiht, Herr, aber ich sagte schon, daß meine Zeit drängt. Man hat schlecht vorgesorgt an Eurem Hofe, bald werden Eure Gäste dürsten und hungern, weil man mit so vielem Volk und mit so langer Dauer nicht rechnete. Ich will nachhause, damit bald Nachschub kommen kann.“

Er sah ihr nach, indes sie das letzte Stück ihres Weges bis zum Tor zurücklegte. Einmal blickte sie sich noch um, mit einer flüchtigen Wendung des Kopfes. Dann entschwand sie ihm, er aber stand noch lange, unbeweglich, in seine Gedanken verloren, bis er plötzlich bemerkte, wie sehr die Menschen ringsum ihn anstarrten und das seltsame Schauspiel genossen, das er ihnen bot. Auch wurden nun wieder Türen aufgestoßen, daß die Musik laut vorsprang, Schranzen erschienen auf den Stiegen und hielten Ausschau, wo der Fürst so lange bleibe. Da besann er sich auf die Stunde, wandte sich kurz ab und schritt, dicht zwischen den Zechenden hin, der Treppe zu, über die er zum Feste zurückkehrte.

Salome lief durch die öden Gassen hin, als würde sie von den Schlägen ihres Herzens getrieben. Die Gassen waren leer, denn an den Läden der Kaufleute, an den Gewölben der Handwerker waren die Türen während des ganzen Tages geschlossen geblieben. Auch der Kaufmann Alt hatte sein Geschäft für kleine Kundschaft gesperrt. Nur wer für die Fremden, die die Stadt beherbergte, größeren Vorrat brauchte, weil es heute überall so hoch herging, daß jede Berechnung, jede noch so weise Vorsorge über den Haufen gewor-

fen wurde, konnte, indem er durch den Flur eintrat, Bedienung finden. Salome gab die Aufträge bekannt, die man ihr erteilt hatte. Dann stieg sie zu ihrem Zimmer empor, und wie damals in der Winternacht stand sie wieder unbeweglich in der Mitte des kleinen Raumes und war unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen, nur ihr Herz ging in mächtigen und quälenden Schlägen. Sie glaubte zu fühlen, wie in dieser selben Stunde ein Mann an sie dachte; ein Mann, den man eben feierte, der den Mittelpunkt alles Jubels bildete, dem man heute mit Glocken und Geschützdröhnen gehuldigt hatte, der der Mächtigste war von allen und doch ihr gegenüber seine Stimme zu einer Bitte hatte demütigen können. Nun wußte sie mit voller Klarheit, als hätten in jener Winternacht tausend Lichter aufgeflammt, daß er es wirklich gewesen war, dem sie damals in Schnee und Dunkelheit begegnete. Und indem jeder Zweifel hinsank, war ihr, als würden in seltsamen Erlebnissen die deutlichen Zeichen des Schicksals offenbar.

Viertes Kapitel

Seit diesem Tage hatte Salome das Gefühl, als müßte sie eine Entscheidung erwarten, die ihrem Leben bevorstand. In ihrem Alltag freilich änderte sich nichts. Sie ging ihre stillen Wege durch das Haus, half dem Vater, wenn er sie brauchte, tat in der Küche und in den Stuben ihre Pflicht, wachte über das Gesinde und sah Stunde sich an Stunde fügen in stetem Gleichmaß, wie dies seit eh und je geschehen war. Aber etwas war anders geworden, sie mußte sich immer wieder an Worte, an Blicke, an Gebärden erinnern, die sie erschreckten und von denen doch irgendeine neue Kraft, eine fortschwingende Erregung ausging. Sie ertappte sich darüber, wie sie manchmal ihre Arbeit ruhen ließ und ihren Gedanken nachhing. Dies geschah ihr auch, wenn Felicitas zu ihr kam, um sich alle Freuden und Kümmernisse von der Seele zu plaudern, oder wenn sie mit der Freundin bei Christoph Weiß zu Gaste weilte. Sie war dem Leben dieser Menschen, die ihr nahestanden, ein wenig entrückt, ihre eigene Welt nahm sie ganz und gar gefangen und forderte gebieterisch, daß sie sich darin zurechtfinde. Aber dieses Zurechtfinden war nie so schwer gewesen wie eben jetzt, da man in der Stadt immer mehr vom Erzbischof und nur von ihm allein sprach und sie als Einzige ihn anders sehen zu dürfen glaubte, als die andern ihn sahen. Denn für diese war er ein Fürst, hoch und unnahbar, streng und fern. Vor ihr aber war ein Mann gestanden, hatte sich

bemüht, ihr gute und galante Dinge zu sagen, hatte ihr seine Hilfe angeboten, sooft sie ihm begegnete, und hatte eine Bitte, einen Wunsch ausgesprochen, ohne eine Antwort darauf zu empfangen.

Der Oktober ging hin, der Herbst brachte graue Tage voll von Nebel und früher Kälte, auf den Gräbern der Verstorbenen zuckten die Allerseelenlichtlein, als wären es die zagen Seelen, die im Jenseits ihre Ruhe nicht finden konnten, und dann, nach dem Fest der Toten, wurde es wieder schön und mild, fast schien es, als wäre der Erde ein zweiter Frühling geschenkt worden. An solch einem Tage mit letzter warmer Sonne und einem blauen Himmel, der neues Werden und kein banges Vergehen zu verheißen schien, war Salome Alt über den Mönchsberg gestiegen und zur Riedenburg hinabgeschritten, um wieder einmal mit Felicitas und Christoph Weiß in dem großen Garten beisammen zu sein. Als sie durch das Tor in der Buschhecke trat, fiel ihr ein, wie sie vor genau einem halben Jahre hier geweilt hatte, um ein Verlöbniß zu feiern, und wie ein Bote mit seiner Nachricht in das Fest eingebrochen war. Damals war die Erde noch schwarz gewesen, eben erst vom Schnee befreit, kaum sah man schon Knospen an den Bäumen und Sträuchern, aber ein süßes Ahnen lag in der Luft, daß jeder Tag, der kommen sollte, schöner sein würde als alles, was man hinter sich zurückließ. Nun froren auf den Beeten ein paar letzte Aestern, von den Bäumen war das Laub gefallen, daß der Schritt darin raschelte, und man wußte, daß man dunklen, unwirtlichen Wochen entgegenging.

Das war keine gute Stimmung, um mit Menschen beisammenzusein, die selbst von Sorgen beschwert wurden und des Trostes und der Aufheiterung bedurf-

ten. Denn indem Salome an der Seite von Christoph und Felicitas über die Wege hinschritt, deren weißer Kies fast vollkommen unter dem modernden Laub verschwunden war, mußte sie wieder von all dem Üblen und Taurigen hören, das sich in der Stadt und im Lande zutrug. Der Erzbischof schien ein treuer Diener des Papstes zu sein, er erfüllte den Befehl, den er mit seiner Dispens erhalten hatte, mit zunehmendem Eifer und scharfer Gewalt. Immer wieder wurde Bürgern aufgetragen, ihrem evangelischen Glauben abzuschwören und in der Kirche Buße zu tun. Diese Buße empfanden sie vollends als Demütigung, alles in ihnen sträubte sich dagegen.

„Aber die Heimat“, sagte Christoph Weiß, „ist halt oftmals stärker als der Glaube. Wenn einer weiß, daß sein Vater und sein Ahn und sein Urahn hier gesessen ist, dann ists nicht leicht, alles von sich zu werfen und davonzuziehen. Darum finden sich immer mehr Evangelische, die in der Kirche, mit der brennenden Kerze in der Hand, büßen und dem Abendmahl in beiderlei Form abschwören. Andere freilich bleiben treu und gehen aus dem Land. Denn so ists eben doch nicht, wie die Felicitas einmal erzählt hat, daß einem alles genommen wird und man als Bettelmann von Haus und Hof scheidet. Man muß nur verkaufen, was man an festem Besitz hat, aber sein Geld — das ist wahr — darf man mitnehmen. Das ist auch der Grund, warum man viele von den Großen und Reichen bisher noch ungeschoren ließ. Sie könnten einem fehlen, wenn man keine Steuern mehr aus ihnen pressen darf.“

Felicitas war jeder Hoffnung schnell zugänglich: „Dann ist ja alles gut, Christoph, dann wird man dir nichts tun.“

„Es ist noch nicht aller Tage Abend“, gab er zu-

rück. „Es braucht nur morgen ein neuer Befehl zu kommen, der Papst braucht nur zu mahnen, daß der Kampf nicht scharf genug geführt wird, und gleich ist der Erzbischof bereit, auch die letzten noch auszutreiben, die hier geblieben sind.“

Salome wußte gut genug, was Christoph Weiß vor allem fürchtete. Dieser große, ernste, ein wenig schwerfällige Mann liebte die blonde Heiterkeit, die junge Oberflächlichkeit der Felicitas, er konnte sich ein Leben ohne dieses Weib nicht mehr denken. Aber es war eine Liebe von düsterer Hoffnungslosigkeit. Solange er im Lande war, durfte er nicht daran denken, als Evangelischer dieses katholische Mädchen zu ehelichen, weil die Behörden ihre Zustimmung verweigert hätten. Und wurde er aus dem Lande gewiesen, dann mußte er allein gehen, es war ihm verwehrt, seine katholische Braut mit sich zu nehmen, um sie anderswo zu seinem Weibe zu machen. Was immer geschah — sein Ziel blieb ihm unerreichbar, sein Wunsch war Sünde.

Es wurde um diese Zeit früh kühl, sie gingen ins Haus, eine Dienerin brachte süßen heißen Wein, und im Behagen des geschlossenen Raumes fühlte sich Felicitas so wohl, daß auch Christoph Weiß ein wenig seine Sorgen vergaß, an denen er sie fast niemals teilnehmen ließ. Ein paar Schlucke des gewürzten Getränks weckten in ihr wieder alle Lebensgeister, der Übermut schoß ungestüm in Lachen und Rede vor. Sie packte ihren schweigsamen Christoph mit beiden Fäusten an seinem Bart, schüttelte ihn schmerzhaft und rief: „Was bin ich doch für ein bescheidenes Weib, daß ich mich mit einem Kaufmann zufrieden gebe, mag er noch so angesehen und stattlich sein. Da gibts schon Frauen in Salzburg, die ganz anderen Männern gefallen. Habe ich nicht recht, Salome?“ Und da Christoph Weiß nicht

recht wußte, wo dies hinaus sollte, fuhr sie fort, indem sie Salome ansah: „Du mußt wissen, Christoph, — und die andern wissen es ohnehin schon — daß unser hochmögender Erzbischof der Salome den Hof macht, daß es nur so eine Art hat. Das ist gewiß wahr, denn da gibts nicht nur ein paar, da gibts hunderte, die dabei waren, wie er in seiner Residenz mit ihr sprach und gar nimmer vom Fleck weichen wollte und ihr Dinge sagte, die keiner gehört hat, die aber gewiß recht artig waren, denn man hat gesehen, wie sie dabei rot wurde. Die Salome, sagt man, war ganz still dabei, sie hat nicht viel geredet; aber je mehr sie schwieg, desto mehr drang er auf sie ein, man sah es an seiner Haltung, an seinen Blicken . . . Lügen die Leute? Oder ists wahr, daß der Erzbischof dein Kavalier ist?“

„Du sollst nicht so davon sprechen“, wehrte Salome ab. Es erzürnte sie, daß dieses sonderbare Erlebnis, das sie so sehr beschäftigte, in aller Leute Mäulern war. Es waren allzu viele zugegen gewesen und sie konnte sich denken, daß sich die Nachricht wie ein Lauffeuer verbreitet hatte, wie sehr der Fürst ein Bürgermädchen auszuzeichnen wußte. Christoph Weiß hatte noch nichts davon gehört, und darum war seine Verwunderung groß. Aber es fiel nicht schwer, die rechte Erklärung zu finden: mußte dem Erzbischof, als er zu seinen vielen Gästen aus dem Volk herabstieg, nicht ein Mädchen auffallen, das diesen offenbar nicht zugehörte und auch mit der Hofgesellschaft nichts zu tun hatte? Und da er sie nach Namen und Stand fragte und Auskunft erhielt, erfuhr er, daß ihr Vater in diesem Augenblick droben an seiner Tafel saß. So konnte sich Rede und Gegenrede leicht ergeben, und wenn die Leute mehr dahinter vermuteten, als in Wahrheit zutraf, so durfte das Salome nicht kümmern.

Felicitas war ein wenig enttäuscht, daß diese Begegnung, die ihre Phantasie so sehr erregt hatte, keine andere Bedeutung haben sollte. Aber sie gab sich zu friedem, und da Salome nun immer stiller wurde, als hätte etwas ihr Gleichmaß gestört, so mußte Felicitas alle ihre Künste aufbieten, um die Stimmung wieder heller zu machen. Das gelang ihr, indem sie ein paar kleine Lieder sang, wozu sie sehr hübsch die Laute schlug. Christoph hatte es gern, wenn sie musizierte, und auch Salome fühlte sich bald von ihren Gedanken befreit. So ging eine Stunde heiter hin, bis man aufbrach, um nicht während der Dunkelheit den Mönchsberg ersteigen und in seinem Wald den Weg suchen zu müssen.

Daheim fand Salome eine Botschaft vor: ein Diener des Erzbischofs war hier gewesen, um nach ihr zu fragen. Da er sie nicht antraf, hatte er hinterlassen, daß Salome Alt am nächsten Vormittag um zehn Uhr in der Residenz erwartet würde.

Das war nichts, was Salomes Gedanken tiefer erregte oder ihr Herz schneller schlagen ließ. Nach den großen Aufträgen, die dem Geschäft Wilhelm Alts am Tage des Einritts erteilt worden waren, lag es nahe, daß man die gelegten Rechnungen besprechen, daß man sie begleichen wollte. Dazu hätte man freilich auch den Kaufmann selbst oder einen seiner Söhne laden können, aber man erinnerte sich wohl, wie oft man schon mit der Tochter verhandelt hatte. Wilhelm Alt lachte breit: „Kann mirs gut denken, daß die Federfuchser beim Erzbischof dich lieber sehen als mich alten Mann. Geh halt morgen hin, Salome, du wirst schon alles richtig machen.“

So schlief sie denn in dieser Nacht ganz ruhig, und als sie erwachte, hatte sie fast den Auftrag vergessen.

Der Vater mußte sie erst daran erinnern, und nun erschrak sie, weil die Zeit drängte. Sie riß sich von der Arbeit los und eilte in ihr Zimmer, um dort Staat zu machen. Obwohl sie überzeugt war, daß man nur im Wirtschaftsamt mit ihr zu reden hatte, suchte sie doch ein schwarzes Kleid heraus, denn sie fand es immer für angebracht, in der Bischofsresidenz in einer gesittet dunklen Gewandung zu erscheinen. Die Krause, steif gestärkt, stand wie eine weiße Scheibe um ihren Hals. Das Haar, reich um den Kopf geschlungen, wurde von einer Spitzenhaube überdeckt. So trat sie noch ein letztes Mal, knapp ehe die Stunde schlug, prüfend vor den Spiegel, und da sie mit ihrem Bilde zufrieden war, lief sie durch die Gassen, der Residenz zu, einen Weg, den sie so oft gegangen war, daß er ihr heute nicht außergewöhnlich erscheinen konnte.

Die bewaffneten Knechte am Tor ließen sie ohne Frage durch, und da sie genau wußte, wo sie stets ihre Botschaften auszurichten, ihre Aufträge zu empfangen hatte, wollte sie sich den Kanzleien zuwenden, wo man sie kannte. Aber in der Mitte des Hofes trat ein Mann in der Tracht der Hofbeamten auf sie zu: „Die Jungfer ist die Salome Alt?“ Sie nickte etwas verwirrt. Was wollte der Herr von ihr? Sie wußte Bescheid und würde sich zurechtfinden. Aber er lächelte ein wenig, als sie ihm das sagte. „Ich werde Euch führen, Fräulein. Erlaubt, daß ich vorangehe.“ Und er stieg eine Treppe empor, indes Salome ihm verwundert folgte, schritt einen Gang entlang, der von den Schritten widerhallte, und stieß schließlich eine Tür auf: „Wenn Ihr hier warten wolltet. Es wird nicht lange dauern.“ Und ehe Salome sich von ihrem Staunen erholt hatte, stand sie in einem Gemach, dem man es gleich anmerkte, daß hier keine Wirtschaftsbeamten beschäftigt

waren. Hier gab es schwere Seidenbespannungen an den Wänden, Bilder waren in kostbaren Rahmen gereiht. Ein Tisch von zierlichster Arbeit, Stühle mit Schnitzereien, Truhen, wie sie auch der reiche Kaufmann Alt nicht sein eigen nannte, bewiesen, daß dieser Raum zu den Zimmern des Herrn gehörte.

Salome stand hochatmend da und preßte die Hand auf ihr Herz. Sie kam sich vor, als wäre dies alles nicht Wirklichkeit, sondern ein Traum, den sie erlebte. Ein Spiegel warf ihr Bild zurück: ja, dies war Salome Alt, in ihrem Feiertagsstaat, fremd in einer fremden Umgebung. Was wollte man von ihr? Wer hatte sie hierherbestellt? Und warum war dies geschehen?

Diese Fragen wurden lange nicht beantwortet, die Geduld Salomes mußte eine harte Probe bestehen. Sie begann im Zimmer auf und ab zu schreiten, mit kleinen, unruhigen Schritten, und schließlich blieb sie am Fenster stehen, um auf die Straße hinabzublicken. Die Menschen, die dort unten durch die herbstliche Stadt gingen, sahen seltsam fern und entrückt aus, inmitten ihrer Welt war diese Residenz eine eigene Welt und die dicken Mauern schieden beides streng und undurchdringlich voneinander. Indem Salome die Unruhe in ihrem Herzen immer stärker werden fühlte, als lauere dicht in ihrer Nähe eine ungekannte Gefahr, beneidete sie die Leute dort draußen, die ihre gewohnten Pfade verfolgen durften und sich keinem Geheimnis, keinem Rätsel, keiner Frage gegenüber sahen.

Endlich hörte sie hinter sich eine Türe gehen, jemand war eingetreten. Sie fuhr herum und erkannte in dem grauen Licht, mit dem der Herbsttag das Gemach erfüllte, den Erzbischof.

„Ihr seid es, Hochfürstliche Gnaden?“ sagte sie betroffen. „Verzeiht, daß ich in Eure Zimmer eindrang

und Euch hier lästig werde. Aber ich bin nicht schuld daran, man hat mich hier hereingewiesen, ohne daß ich etwas dagegen tun konnte.“

Wolf Dietrich kam näher, nun stand er vor ihr. Auch in der Residenz konnte er sich zur schwarzen Tracht des Priesters nicht bequemen; sein Wams war dunkelblau, um den Hals hatte er die Krause des Kavaliers, um die Hüften war der Gürtel für den Raufdeggen geschlungen, aber das Gehenk war jetzt leer. Salomes Augen gingen verwundert über diese weltliche Kleidung hin, um schließlich an seinem Antlitz hängen zu bleiben. Sie sah wieder dieses schmale Gesicht mit der starken Nase, mit den emporgezogenen Brauen, mit dem spitzen dichten Bart. So oft sie diesem Mann begegnete, hatte sie das Gefühl, als ginge eine seltsame Macht auf sie über. Woran lag das? An den Augen, dachte sie, an diesen Augen, die sich damals, im Winter, durch die Dunkelheit bohrten, um zu erkennen, wer das fremde Mädchen wäre, und die am Tage des Einritts, im Hofe der Residenz, so forschend auf ihr geruht hatten. Diese Augen waren auch jetzt das Herrschende und Beherrschende an der Erscheinung Wolf Dietrichs. Sie fingen den Blick Salomes auf, bis diese, jäh erschauernd, den Kopf zu Boden senkte.

„Ihr seid hier nicht gegen meinen Willen eingedrungen, Fräulein“, sagte Wolf Dietrich endlich langsam. „Ich rief Euch. Ich ließ Euch zu mir bitten. Und die Leute, die Euch den Weg wiesen, taten dies in meinem Auftrag.“

„In Eurem Auftrag, Herr? Wüßt nicht, was Ihr mit einem Mädchen, wie ich es bin, zu reden hättet. Ich war oft schon in der Residenz, aber immer nur im Wirtschaftsamt, wenn es galt, die Angelegenheiten meines Vaters zu besorgen.“

Er nickte: „Ich weiß. Euer Vater ist nicht nur ein vermögender Mann, sondern auch ein guter Herrscher, der liefert und verlangt, was gut und billig ist. Als ich neulich mit Euch im Hofe drunten, inmitten des saufenden Gesindels, sprach, saß er eben an meinem Tisch und war mein Gast. Ihr seht, ich habe es nicht vergessen. Aber die Geschäfte Eures Vaters kümmerten mich nicht, als ich Euch heute zu mir bat. In dieser Stunde seid Ihr nicht die Tochter und Botin des Kaufmanns Alt, sondern nur Salome Alt.“

Sie fand sich in diesen Worten nicht zurecht und erschrak fast darüber: „Wie soll ich das verstehen, Herr?“

„Ihr sollt es vor allem so verstehen, daß ich Euch um Entschuldigung bitte, weil ich Euch so lange stehen ließ. Kommt, setzt Euch, wir haben zu reden miteinander.“

Fast willenlos folgte sie ihm durch das Zimmer zu einem der schweren Stühle, in den sie sich niederließ. Er setzte sich neben sie, und nun wichen seine Augen nicht mehr von ihr; es war, als ob er ihre geheimsten Gedanken erraten, ihre verborgensten Regungen aufspüren, ihre unausgesprochenen und uneingestanden Befürchtungen enträtseln wolle. Unter dem Blick dieser Augen konnte sie es verstehen, daß der Erzbischof, so jung noch an Jahren, alle Menschen beherrschte, daß jeder seinen Zielen dienstbar wurde.

Sie versuchte noch eine letzte Auflehnung: „Meine Zeit ist gemessen, Hochfürstliche Gnaden, seid nicht böse, wenn ich das sage. Aber mein Vater ist nicht gewohnt, daß ich in der Residenz länger bleibe, als ich hier zu tun habe. Er würde in Sorge geraten, wenn er mich vermissen sollte.“

„Ihr seid kein Kind mehr, Salome“, gab Wolf Diet-

rich leichthin zurück. „Ihr könnt schon für Euch selber eintreten und müßt nicht am Gängelband geleitet werden. Längst schon könntet Ihr selbst einen Hausstand haben. Warum habt Ihr noch keinen Mann erwählt?“

Jetzt, da er an ihr eigenstes Leben rührte, lächelte sie leise in ihrer Abwehr: „Wird mich halt noch keiner gewollt haben, Herr. Es gibt Schöner als mich.“

„Schöner als Ihr“, wiederholte er langsam, indem er sich zurücklehnte; „mag sein, Fräulein, ich versteh mich nicht so sehr auf Frauenschönheit. Aber einmal muß Euch doch der Mann begegnen, für den gerade Ihr und sonst keine die Schönste seid. Dieser Mann ist noch nicht gekommen?“

„Noch nicht, Herr, wie Ihr seht.“

„Ich sehe nur, Salome, daß Ihr anders seid als die Mädchen, die in dieser Stadt herumlaufen. Welch ein derber Schlag sind sie alle! Sie haben die Hüften von Bäuerinnen und die Gesichter von Mägden. Dieses schwere Land bildet schwere Menschen. Aber Ihr seid so, wie die Frauen dort sind, wo ich erzogen wurde und wo das Geschlecht meiner Mutter herkommt. In Rom kann man Frauen finden, die Euch ähnlich sind.“

Die Unruhe in ihr wuchs, ihr Herz ging in immer heftigeren Schlägen, eine Beklemmung schnürte ihr die Kehle zu. Nun wußte sie keinen Scherz mehr, sie hatte kein Lächeln zur Erwiderung. Als sie ihre Augen hob, verfiel sie wieder seinem Blick, aber in diesem Blick loderten nun alle Flammen eines wilden Begehrens.

„Es wird in Salzburg auch noch andere Frauen geben, die nicht so derb sind, wie Ihr die meisten gescholten habt; Frauen, die eines hohen Herrn von Eurer Art würdig wären.“

„Würdig!“ Er machte eine große Handbewegung,

als wolle er etwas wegwischen. „Man sieht, Salome, daß der Rechte wirklich noch nicht kam, daß Ihr nie geliebt habt. Was hat Liebe mit Würde zu schaffen? Liebe fragt nicht nach Art und Wert, sie fordert und will besitzen. Und wenn Ihr wüßtet, was Liebe ist, dann hättet Ihr auch schon Tage hinter Euch, an denen Ihr bei allem Schaffen nur ein Bild saht, und Nächte, in denen ein einziger Traum Euch erfüllte . . .“

Salome schloß die Augen und besann sich jener Nacht, da sie diesen Mann kaum gesehen, nur seine Stimme gehört hatte. Und dennoch war er damals tagelang nicht aus ihren Gedanken gewichen, sie hatte sich mit ihm beschäftigt, ihr Herz hatte seinem Wesen nachgefragt, und einmal, als sie ihn in der Kirche predigen hörte, hatte sie ihn zu hassen gemeint und es war doch kein Haß gewesen. Warum war er ihr immer so gegenwärtig geblieben?

„Tag und Nacht nur ein Bild und ein Traum . . .“ sagte sie; „es muß schön sein, Herr.“

Sie spürte, wie er ihre Hand ergriff. Seine Hand war heiß und die Hitze strömte daraus in die ihrige über. Er neigte sich näher zu ihr, seine Worte klangen dicht neben ihrem Ohr: „Mein Amt ist schwer, Salome. Mir ist vieles auferlegt. Für alle habe ich zu sorgen. Aber immer denke ich dabei doch nur an einen Menschen, an einen einzigen Menschen. Er ist mir bei meiner Arbeit und bei meinem Mahl zur Seite, in der Nacht weicht er nicht von meinem Bett. Wie lange dauert das nun? Nicht lange noch, erst seit dem Tage, da ich meinen Einritt vollzog und das Volk dieser Stadt mich als seinen Herrn empfing. Dieser Tag brachte einen Wandel in mein Leben, aber ich wußte nicht, wie tief dieser Wandel reichen würde. Fast gab es seit damals Stunden, da mein Amt und meine Würde mir gleich-

gültig wurden, weil anderes mich erfüllte. Wißt Ihr, was ich meine, Salome?“

Sie schüttelte leise den Kopf: „Wie könnt ichs wissen, hoher Herr?“

„Soll ichs Euch sagen?“

„Sagt es, ich höre Euch.“

Er sagte nichts, aber plötzlich spürte sie, wie er sie an sich riß, wie ihr Kopf an seine Brust sank, wie er sich zu ihr niederbeugte und sie auf den Mund küßte. Ihrer Sinne kaum mächtig, hielt sie fürs erste still; dann, emporgerissen aus ihrer Betäubung, stieß sie mit den Fäusten gegen seine Brust, bog den Kopf zurück und sah mit Augen zu ihm auf, die ganz dunkel geworden waren vor Angst, vor Abwehr, vor Empörung. Um ihren Mund zuckte es: „Ihr seid der Herr, darum meint Ihr, alle wären für Eure Laune da. Ihr treibt Euer Spiel mit mir.“

„Ich bin jetzt nicht dein Herr, Salome. Vergiß, wer ich für diese Stadt und für dieses Volk bin. Du und ich, wir sind allein auf dieser Welt, als wär sie eben erst erschaffen worden. Da kann nichts sein, was uns trennt, kein Rang und kein Abstand, nur du und ich und unsere Liebe...“

Und da er dies Wort sprach, gewann er ein Gesicht, wie sie es noch nie an ihm gesehen. Das war nicht mehr der Herrscher, der über die Menschen gebot. Es schien, als träte er aus der Gestalt heraus, die die andern an ihm kannten. Er befahl nicht mehr, er warb. Und ein neues Zeichen dieser Werbung war es, daß er sie wieder an sich zog und dabei ihren Widerstand erlahmen fühlte, daß er ihr Gesicht zu sich emporhob und sie von neuem küßte. Nun ließ sie es geschehen, alle Kräfte des Widerstandes waren in ihr gebrochen. Sie spürte nur mehr diesen Mund, durch ihre geschlossenen

Lider hindurch fühlte sie den Blick des Mannes, seine Brust atmete der ihrigen entgegen, einmal noch erinnerte sie sich der gespenstigen Begegnung in der Winternacht, des flammenden Predigers im Dom, des hochmütigen Fürsten, der durch die gestaute Menge des Volkes eingezogen war. Dann brach eine unendliche Süßigkeit aus ihrem Herzen vor, alles löste sich in einer seligen Entspannung, als lägen Wochen dumpfer Qual hinter ihr, und sie kußte ihrerseits diesen Mund, der so oft mit einem einzigen Wort Not und Verderben gebracht hatte und der nun, stumm, überströmend von Glut und Leidenschaft, so demütig war, wie es nur ein stolzer Mund sein kann.

Fünftes Kapitel

Der Wein, den der Erzbischof am Tage seines Einrittes in Strömen hatte fließen lassen, damit das Volk ein Vivat nach dem andern auf ihn ausbringen könnte, hinterließ auf den Zungen einen sauren Nachgeschmack. Denn es ergab sich, daß man diesen Wein später doch bezahlen mußte, und zwar nicht billig. Eines Tages fand der Bürger, daß der Schoppen, den er in seiner Schenke trank, teurer geworden war, obwohl es sich um die gewohnte Sorte handelte. Man begehrte auf, man machte Krakeel, die Wirte und Schankknechte hatten schwere Tage. Sie mußten erklären, was die Leute nicht gern begreifen wollten: daß auf die Gottesgabe eine neue Steuer gelegt worden war. „Der Erzbischof braucht Geld“, sagten die Wirte achselzuckend; „uns bleibt von dem, was der Wein mehr kostet, kein Groschen, auf Ehr und Gewissen!“ Die Bürger murrten, sie verwünschten den Wein, den sie damals als Geschenk angenommen hatten und für den ihnen nun eine so hohe Rechnung präsentiert wurde, aber sie wußten, daß die Wirte recht hatten. Der Erzbischof brauchte Geld, und er holte es, wo er es fand. Weiß Gott, die Herren des Landes hatten auch früher einen Hof gehalten, der sich sehen lassen konnte, und die Salzburger hatten ihnen dies nicht verargt; da sie stolz waren auf ihre Stadt und auf die schönen Landgaue, so war es wohl in der Ordnung, daß der Fürst, der dies alles verwaltete, vor der Welt etwas galt. Aber Wolf Dietrich schien alles, was

ehemals höchster Prunk gewesen war, als ein Mindestmaß anzusehen. Fast konnte man meinen, er wolle es dem Kaiser gleichtun. Der Kaiser freilich zog sein Geld aus aller Welt. Der Salzburger Erzbischof dagegen war auf einen kleinen Kreis beschränkt, in seinem Lande wohnten nicht viele Menschen, und es war schwer, aus diesen all das Gold herauszupressen, das die Hofkasse brauchte. Die Steuern stiegen und die Kaufherren sprachen davon, daß Wolf Dietrich daran denke, alle Mauten und Zölle zu erhöhen. Noch war es nicht so weit, und darum focht dies das Volk wenig an. Denn dieses glaubte, durch die Zollerhöhung würden nur die Kaufleute geschädigt. Hier aber, am Wirtshausisch, spürte jeder, wie ihm die baren Groschen aus der Tasche gezogen wurden, und damit hörte der beste Wein auf, ein Freudenbringer zu sein.

Diese Weinsteuern war ein guter Einfall — die Salzburger mußten es in widerwilligem Respekt selbst zugeben. Denn immer schon hatte man in dieser Stadt gern und viel Wein getrunken. Der Süden, wo die besten Reben wuchsen, lag nahe, man mußte nur die Alpenpässe überwinden, um ihn zu erreichen. Und mit Italien unterhielten die Handelsherren Salzburgs rege Beziehungen. Die Wagen, schwer belastet mit Frachten, knarrten zu den Stadttoren hinaus, um andern zu begegnen, die, nicht minder hoch beladen, daherkamen, um alle edlen Güter zu bringen, die jenseits der Berge gediehen. Die Kaufleute wußten somit, warum sie vor den Zollerhöhungen, von denen man sprach, Angst hatten. Das Volk freilich machte sich vorläufig nichts daraus, weil es nur mit fertigen Tatsachen rechnete. Aber eine dieser Tatsachen war nun gegeben, der Wein war teurer geworden, dieser gute italienische Wein, den die Frächter auf mühevollen Reisen dahergebracht

hatten. Salzburg war ein Stapelplatz, von hier gingen die Gebinde überall hin. Aber als wollten die Salzburger erweisen, daß sie für die Güte dieses Weins verantwortlich seien, kosteten sie ihn in den eigenen Mauern ausgiebig und mit Sachkenntnis, bevor die Fässer ihre weitere Wanderung antraten. Darum gab es fast in jedem Hause eine Schenke, und die Weinwirte waren zahlreicher als die Bierwirte. Diese Gewölbe waren an den Abenden immer überfüllt, die Knechte und Dirnen konnten die Becher nicht so schnell nachfüllen, wie sie geleert worden waren. Zog man die Summe aus den Steuerzuschlägen, die für alle diese Becher gezahlt werden mußten, dann ergab sich ein Betrag, daß ein Salzburger Kopf noch schwindliger werden konnte, als er es vom genossenen Wein schon war. Wofür brauchte der Erzbischof so viel Geld?

Er brauchte es, um seine Feste zu feiern; er brauchte es, um die Zahl seiner Schranzen zu vermehren; er brauchte es für den ungeheuren Aufwand, den er trieb.

Was seinen Vorgängern genügt hatte, genügte ihm nicht. Immer war es, um nur dies zu erwähnen, üblich gewesen, daß der neugewählte Erzbischof und Landesherr seinen feierlichen Einritt in die Hauptstadt hielt und daß es dabei sein Bewenden hatte. Wolf Dietrich aber wollte sich überall huldigen lassen, er wollte die Schlüssel jeder Stadt und jedes größeren Ortes empfangen, er wollte in allen Gauen den Jubel des Volkes hören. So war den Salzburgeru Gelegenheit geboten worden, den festlichen Zug immer wieder zu sehen, aber nun nicht als Einritt, sondern als Ausritt. Nichts von dem Glanz des ersten Tages war inzwischen verblieben. Ja, da das Wetter später günstiger wurde und nicht mehr Regenströme alle Farben verwischten und alle Gewänder verdarben, so erlebten die Menschen in

Hallein, in Werfen ein schöneres Bild als die Salzburger. Die größte Stadt nach der Hauptstadt war Hallein. Sie hatte ihre Bedeutung, ihren Wert vor allem dadurch, daß in ihrer Nähe, im Dürrenberg, die Salzbergwerke lagen, die den Reichtum des Landes und des Bischofshofes ausmachten. Darum waren die Landesherren den Halleinern immer besonders gewogen gewesen, und diese waren als Hüter und Verwalter der größten Geldquelle sehr selbstbewußt geworden. Bisher war dieser Reichtum eine gesunde Grundlage der ganzen Wirtschaft gewesen. Wenn er nicht mehr genügte, wenn man immer wieder nach neuen Möglichkeiten suchte, um die Staatseinnahmen zu erhöhen — wie leicht mußte dann dem neuen Herrn das Geld durch die Finger rinnen.

Man gewann einen Eindruck davon, als Wolf Dietrich aufbrach, um seinen Einritt in Hallein zu halten. Der Zug war genau so groß wie beim ersten Mal, nur der Vater des Raitenauers fehlte, und es fehlten auch die Freunde vom Collegium Germanicum in Rom. Die Lanzenknechte und Reiter waren wieder zur Stelle, die Domherren saßen auf ihren Pferden, ein Troß von Würdenträgern und Schranzen folgte, die Kette riß nicht ab. Das Volk Salzburgs stand Spalier, wie wohl um diese selbe Stunde auch schon das Volk von Hallein voll Erwartung die Straßen säumte, und über alle diese Namenlosen blickte Wolf Dietrich, von der Höhe seines Schimmels herab, gleichgültig hin. Indem die Bürger ihn scheu betrachteten, suchten sie angstvoll zu enträtseln, was diese glatte Miene verbarg, was in diesem Gehirn vorging. Die Zurufe brausten wieder auf, aber dabei brauchte einer noch nicht an seinen verteuerten Abendtrunk zu denken, um ein sorgenvolles Gesicht zu zeigen.

Der Erzbischof, dies war offenbar geworden, duldete keine Macht neben der seinen. Nicht einmal Ratgeber brauchte er, und deshalb sah man ihn bemüht, dem Kapitel, den Adeligen, dem Bürgermeister und Rat ihren Einfluß zu nehmen. Aber eine Macht waren jene vielen in deutschen Landen geworden, die den Papst in Rom nicht mehr anerkannten, denselben Papst, der Wolf Dietrich auf seinen Thron erhoben hatte. Wurden sie noch stärker, dann war wohl dieser Thron, der einem Priester alle weltliche Macht gab, gefährdet. Und somit galt der Kampf des neuen Fürsten vor allem den Protestanten.

In der Stadt Salzburg gab es ihrer viele, und der Zugriff Wolf Dietrichs wurde immer schneller und härter. Darum hatte mancher von denen, die bei seinem Ausritt nach Hallein in den Straßen standen und die Mützen grüßend vom Kopfe rissen, bange Sorge um einen Schwäher, um einen Eidam, um einen Freund. Die Ausweisungen nahmen zu, sie folgten einander immer rascher. Das Gebot war: wer nicht Buße tat in der Kirche, der mußte fortziehen und alles zurücklassen, was er hier im Verlauf eines Lebens an Liebe, Glück und Behagen gefunden hatte. Der Stunde, da sie vor diese schwere Wahl gestellt wurden, bangten viele entgegen; und wem sie schlug, der fühlte sich aus der Bahn geworfen, als hätte er sich von der Erde gelöst, um ins Uferlose zu wirbeln.

Dem Christoph Weiß war das Schicksal lange hold, fast schien es, als hätte man in der Residenz, wo die Würfel über so viele geworfen wurden, seiner vergessen. Aber gerade an dem Tage, an dem wieder der Lärm festlicher Freude überall aufbrausen sollte, weil Wolf Dietrich aus dem Tore zog, um in Hallein seinen Einritt zu halten, wurde der Spruch über Christoph

Weiß gefällt. Er stand in der Schreibstube seines Geschäftes, und da der späte Herbst noch ein paar Tage gebracht hatte, die von lauen Lüften erfüllt waren und den nahen Winter nicht ahnen ließen, so hatte er das Fenster aufgestoßen, das in seinen Garten führte. Dieser Garten war klein und dürrig, er konnte sich mit den weiten Rasenflächen in der Riedenburg nicht vergleichen. Aber dort draußen hatte er nun das Haus verschlossen und verwahrt, er lebte nur mehr in der Stadt mit ihren engen Gassen und ragenden Häusern. Sein Blick ging, als er am offenen Fenster stand, auf entlaubte Bäume, auf verödete Beete, auf denen auch die anspruchslosen Blumen abgeblüht und erstorben waren. Kein Vogel sang mehr, aber die Sonne, diese letzte Sonne, tat doch so wohl, daß man ein wehmütiges Glück genoß. Und in dieser Stunde empfing er die Botschaft.

Er las sie regungslos, zweimal, dreimal, in seinen Mienen veränderte sich nichts, denn als er das Schreiben erhalten hatte, war ihm gleich bewußt geworden, was der Inhalt sein würde. Nur sein Gesicht wurde blaß bis in die Haarwurzeln. Endlich ließ er das Blatt sinken und blickte sich langsam, als erwache er aus einem Traum, um. Seine Augen schienen Abschied zu nehmen von allem, was ihn umgab; von diesem Tisch, an dem sein Vater schon gesessen war, um in ewig reger Sorge und Anspannung sein Geschäft immer größer und stattlicher zu machen und zu immer reicherer Blüte zu bringen; von dem Stehpult, an dem sich ein alter Handelsdiener, der schon unter dem Vater gedient hatte, auf Bücher und Papiere niederbeugte; von dem Warengewölbe, in das man durch die offene Tür einen Blick hatte, und wo man, in dämmerigem Licht, das vom Sonnenschein des Tages nichts

wußte, Gehilfen und Knechte beim Werk sah. Das alles war immer so gewesen, seit vielen Jahren, seit Jahrzehnten. Aber nun war die Stunde gekommen, da er selbst scheiden sollte. Und bald würde ein anderer an seiner Stelle stehen, und seinen Augen würde sich dasselbe Bild bieten.

„Herr“, sagte in diesem Augenblick der Handelsdiener am Stehpult, „die letzten Ballen Seide, die aus Venedig eingelangt sind, haben einen höheren Preis, und mir will nicht vorkommen, als wäre die Sorte eine andere. Ist Euch das recht, oder wollt Ihr Euch dagegen verwahren?“

Christoph Weiß machte eine lässige Bewegung mit der rechten Hand: „Laß nur, das ist so wichtig nicht.“

Der Diener war erstaunt, denn sein Herr war in solchen Dingen stets sehr genau gewesen. Er sah darauf, daß die Waren, die er selbst lieferte, sich in Preis und Güte nicht änderten, aber er hielt ganz ebenso darauf, daß man ihm gegenüber vom Herkommen nicht abwich. Es wäre zu erwarten gewesen, daß ein Brief mit scharfem Protest nach Venedig abging. Nun war es verwunderlich, zu sehen, wie die ganze Sache mit einer einzigen Handbewegung aus der Welt gewischt wurde.

Der Diener beugte sich wieder über sein Pult und trug weiterhin mit dem kratzenden Kiel seine Zahlen in die Bücher ein. Dabei hörte er, wie hinter seinem Rücken der Herr mit kleinen Schritten im Gelaß auf und ab zu schreiten begann. Man merkte, daß dieses ziellose Wandern aufgescheuchte Gedanken beschwichtigen, daß es dem Tumult eines Herzens Einhalt gebieten sollte. Schließlich blieb Christoph Weiß wieder am Fenster stehen, um lange hinauszublicken. Die Sonne schien nicht mehr, und plötzlich war es kalt geworden, sodaß man doch den nahen Winter spürte.

Er griff seine Mütze vom Tische auf und ging zur Tür: „Ich gehe jetzt weg, ich habe Geschäfte in der Stadt. Wann ich wiederkomme, weiß ich nicht.“ Und ehe der Schreiber die Augen von seinen Büchern heben konnte, um den Herrn anzusehen, war dieser schon im Warengewölbe, wo er an allem, was ihm gehörte und woran die Sorge und Mühe seines Lebens hing, vorbeischnitt, als kümmere es ihn nicht mehr.

In den Straßen war ein spärliches Treiben, ab und zu nur sah man einen Menschen des Weges kommen. Wen sein Geschäft nicht hielt, der sah sich den Auszug des Erzbischofs nach Hallein an. Christoph Weiß lächelte ein wenig. Das ist kein Schauspiel für mich, dachte er; den Herrn sollen nur die Leute sehen, die gut katholisch sind wie er; wenn mich seine Knechte im Volk erkennen würden, könnt es geschehen, daß sie mich davonjagen. Und soll ich Vivat schreien wie die andern? Vivat für den, dem mein Haus, mein Leben, mein Glück nichts gilt?

Er schritt dahin, der Weg war nicht weit. Plötzlich blieb er stehen, als wäre er selbst über sein Ziel erstaunt. Warum ging er zu Salome Alt? Warum trieb es ihn zu ihr, die ihm nicht helfen konnte, wie er von keinem Menschen als von sich selbst Hilfe und Klärung zu erwarten hatte? Ein Mann hätte ihm wenigstens Zuspruch geben können nach Männerart. Sie aber war eine Frau, ein Mädchen, sie wußte nichts von den Stürmen des Lebens, von den Härten des Schicksals. Was wollte er bei ihr?

Er schüttelte leise den Kopf, aber er gab es auf, seine Fragen zu beantworten. Er setzte nur unbeirrt seinen Weg fort, kam zum Hause des Kaufmanns Alt, trat aber nicht in das Warengewölbe, sondern stieg die Treppe empor, bis er vor Salome stand.

„Ihr?“ fragte sie erstaunt. „Ihr kommt zu einer Stunde zu mir, da Ihr sonst nur in Eurem Geschäft zu finden seid? Was ist geschehen?“

Er wühlte mit einer schnellen Bewegung das Blatt mit der Botschaft aus der Tasche und reichte es ihr hin. Sie nahm es zögernd entgegen, wobei ihr Blick in seinen Augen Aufklärung suchte, dann las sie. Sie schien den Sinn der Worte nicht zu fassen, als dieser ihr aber klar geworden war, ließ sie das Schreiben mit einem leisen Aufschrei sinken: „Ist es so weit? Wie habe ich für Euch vor dieser Stunde gebangt! Ich hoffte schon, sie würde nimmer kommen.“

Er lachte, wie Menschen lachen, deren Herz von einer ohnmächtigen Bitterkeit erfüllt ist: „Sie kommt für jeden, der nicht des rechten Glaubens ist. Für den einen früher, für den andern später. Erspart wird sie keinem. Der Mann, der uns hinausweist, der Erzbischof, ist nicht von hier, ihm sagt kein Haus, kein Stein in dieser Stadt etwas. Ihm kann es nichts bedeuten, wenn Leute auswandern sollen und hier alles verlieren.“

„Sprecht nicht so vom Erzbischof“, bat sie. „Er ist nicht schlecht, sein Herz will den Menschen wohl. Er meint nur, seine Pflicht zu tun. Und wenn mehr als dies geschieht, dann sind wohl andere schuld, für deren Fehler er nichts kann.“

Christoph Weiß blickte sie ganz erstaunt an und schüttelte leise den Kopf. Er begriff es nicht, daß sie gerade jetzt, da ihm mit Brief und Siegel sein Unglück offenbar geworden, für Wolf Dietrich eintrat. Das konnte jemand tun, dessen Fanatismus gerade so hoch aufloderte wie der des Erzbischofs und der somit meinte, die Protestanten wären wirklich eine Pest, die im Lande ausgebrannt und ausgetreten werden

müsse. Aber nie hatte Salome so gedacht und geredet, nie hatte sie Härte für etwas Notwendiges gehalten.

Christoph Weiß versorgte den unheilvollen Brief wieder in seiner Tasche und sagte: „Es hat keinen Sinn, sich dagegen aufzulehnen. Ich kenne Leute, die sind in die Residenz gelaufen, haben bis zum Erzbischof vordringen wollen, haben im Sinn gehabt, Gnade zu erreichen, wo keine Gnade gewährt wird. Es hat keinem von ihnen Nutzen gebracht. Ich werde also ziehen und mein Geschäft wird einen andern Herrn, mein Haus einen andern Bewohner erhalten. Das wäre noch das Ärgste nicht. Es leben so viele Salzburger außer Landes, daß es auch mir wird möglich sein. Wenn man sich mit etwas in seinem Herzen schon lange vertraut gemacht hat, dann trifft einen die Wahrheit nicht mehr so schwer. Aber anderes bekümmert mich, Salome. Ich stehe heute nicht mehr allein, es ist ein zweites Schicksal mit dem meinigen verbunden.“

„Felicitas!“ rief sie erschreckt. Aber sie sammelte sich gleich, sie gewann ihre Fassung zurück: „Felicitas liebt Euch, sie wird mit Euch gehen, gleichviel wohin.“

„Das sagt Ihr so, Salome, und glaubt es doch in Eurem Herzen selbst nicht. Unsereiner ist heute nicht mehr Herr über sich; über ihn wird nur bestimmt und und er hat zu dulden und zu gehorchen. Als Evangelischer bin ich ausgestoßen, ich bin verfehmt wie irgendein Malefizschuldiger. Felicitas aber hat den rechten Glauben, den der Erzbischof meint. Nie wird er zugeben, daß die Katholikin das Weib des Protestanten wird. Die Grenze des Landes wird zwischen ihr und mir liegen und keines von uns wird sie überschreiten können.“

„Um Gottes Willen“, sagte Salome, und sie faltete

die Hände vor der Brust, als wollte sie etwas Übles ab-bitten und beschwören, „das wird doch nicht sein.“

„Es wird sein, Salome, glaubt mir. Felicitas ist ein Kind, Ihr kennt sie. Ich will heute, da ich selbst den Weg noch nicht klar vor mir sehe, mit ihr nicht reden, ich würde wohl die rechten Worte nicht finden. Aber Ihr seid stark und klug und betrachtet das Leben mit kühlerem Blick. Darum will ich Euch sagen, daß ich von Salzburg ziehe, ohne daß ich Felicitas mitnehmen kann. Sie wird hier bleiben müssen. Aber wenn sie darüber traurig wird, dann soll sie von Euch hören, daß ich sie zu mir holen werde.“ Bei diesen Worten schoß die alte Tatkraft in ihn, nun, da es einen Kampf galt, den er bestehen wollte, fiel alles Zaudern, alle Wirrnis, alle Erschlaffung von ihm. Er sah ein Ziel und war gewillt, dieses Ziel zu erreichen. „Und daß ich sie holen werde, dafür bürgе ich. Wenn der Erzbischof sie durch ein ganzes Fähnlein von Kriegsknechten bewachen lassen wollte, sie kommt doch zu mir.“

Salome trat neben ihn: „Ich würde Euch dafür loben, Christoph, wenn ich es könnte. Aber mir ist nur bange um Euch. Wenn Ihr gegen den Erzbischof kämpfen wollt, so ist er der Mächtigere und Ihr müßt verlieren.“

Er brauste auf: „Und darum soll ich wie ein Bube Felicitas im Stich lassen?“

Wo war hier die Wahrheit? Salome schlug die Hände vors Gesicht. Da stand der Mann, den sie seit vielen Jahren kannte, er war ehrenwert, er war tüchtig, er hatte stets sein Leben gemeistert und niemandem etwas zuleide getan. Zu ihm gehörte Felicitas, die Freundin, die Gefährtin einer unbekümmerten Jugend, die vom Schicksal nichts als Glück und Freude erhoffte und erwartete. Und auf der anderen Seite stand als Gegenspieler der Herr dieser Stadt und dieses Landes, und

auch ihn kannte sie nun. Sie kannte ihn, wie ein Weib einen Mann nur immer zu erkennen vermag. Hatte sie ihn damit ganz enträtselt? Wußte sie um die Tiefen seines Herzens, um die Abgründe seines Denkens Bescheid? Die Hand, die mit einem Federzug Christoph Weiß ins Dunkel stieß, mußte böse sein; aber es hatte Stunden gegeben, und vor allem eine schöne Stunde voll Rausch und Leidenschaft, in der sich Salome mit ihrem ganzen Sein diesem einsamen Menschen entgegen drängte. Da sie ihn liebte, mußte er gut sein — gut, wie nur der Mann ist, der eine Frau hinaushebt aus der Enge ihres Alltags zu einer strahlenden Höhe. Nun dachte sie an Vergangenes, das ihr noch im Herzen brannte, sah dabei das Unglück, das über den Freund hereingebrochen war und mit ihm die Freundin treffen sollte, und war trostlos, wie sie es noch nie gewesen.

„Wie kann ich Euch helfen?“, fragte sie endlich.

Er zuckte die Achseln: „Ich bin nicht zu Euch gekommen, weil ich meine, daß mir irgendein Mensch noch von Nutzen sein könnte. Die Würfel sind gefallen, und das macht niemand ungeschehen. Ich wollte nur, daß Ihr zu Felicitas geht, wenn ich nicht mehr da bin, und daß sie von Euch hört, daß sie nicht verzagen soll, weil ich sie holen werde.“

Damit ging er, und sie hielt ihn nicht zurück. Sie fühlte, daß jedes Wort nutzlos gesprochen wäre, und atmete fast auf, als sie wieder allein war. Aber nun überfiel sie die Angst, Felicitas könnte zu ihr kommen, unbekümmert und lachend, ohne eine Ahnung, daß schwere und finstere Schatten über ihren Weg gefallen. Die Kraft, der Freundin jetzt in die Augen zu sehen, hatte sie nicht, denn mit einemmale quoll das Gefühl in ihr auf, daß bei allem, was jetzt in der Stadt geschah,

sie ihr Teil an Verdienst oder Schuld trüge. Denn wenn der Mann, der das Geschick Salzburgs leitete, einsam war, wenn von den Freuden und Schmerzen des Volkes nichts bis zur Höhe drang, auf der er stand, so hatte sie doch diese Höhe ersteigen dürfen, um in Stunden, die sich von ihren Schwestern golden unterschieden, bei ihm zu sein. Sie konnte und wollte ihm sagen, was in vielen tausenden von Herzen vorging, ihr Mund würde für viele sprechen, die stumm bleiben mußten.

Sie rief die Magd: „Ich bin müde“, sagte sie, „laß heute niemand bei mir vor, auch Felicitas nicht, wenn sie etwa kommt.“

Dann ging sie wieder an ihre Arbeit, und sie tat alles Gewohnte, als hätte Christoph Weiß ihr nicht so üble Nachricht gebracht. Der Tag unterschied sich nicht von anderen, es war ein Herbsttag, der den Frühling vorgetäuscht hatte und doch so früh und schattenhaft erlosch, wie es ihm bestimmt war. Am Nachmittag verließ Salome das Haus, sie schritt durch die engen Gassen hin, den langen und gewundenen Kai entlang, durch das Nonntal ins Freie, wo die ungeheure Ebene von den mächtigen Leibern der Berge umstellt und behütet war. Durch diese Ebene lief der Weg nach Sankt Leonhard und weiter nach Dürrenberg und Halblein. Am Morgen war der Erzbischof dorthin geritten, um sich feiern zu lassen in seiner Würde, und nun, da die Dämmerung vom Himmel niedersank und aus der schwarzen Erde emporsickerte, mußte er bald zurückkehren.

Der Tag hatte noch einen fahlen Schein, als der Zug in der Ferne sichtbar wurde und daherkam. Salome blieb stehen, ihr Herz schlug ungestüm, zum zweiten Mal sah sie nun den Fürsten mit seinem Gefolge der Stadt entgegenreiten, die ihm gehörte und die er in Be-

sitz genommen. Aber welch eine Wandlung war geschehen, seit damals der Bürgermeister inmitten seiner Ratsherren am Nonntaler Tor dem Erzbischof die Schlüssel überreicht hatte. Damals hatte sie, gleich dem übrigen Volk, nur den Hochmut seiner Augen und die Strenge seines Mundes empfunden. Inzwischen aber hatten diese Augen für sie geglüht, ihr Blick war hingeschmolzen vor Zärtlichkeit; und dieser Mund war aufgebrochen in Küssen, die das Blut durch die Adern jagten.

Sie stand am Wege, regungslos, eine einsame Gestalt auf der weiten Ebene unter dem hohen, verblassenden Himmel, die Stadt lag ziemlich fern. Die Kriegsknechte stampften an ihr vorbei, die Kapitulare folgten, seltsam anzusehen als Reiter in kirchlichen Gewändern, dann kam der Erzbischof. Die Gestalt am Straßenrand war ihm aufgefallen, er musterte sie scharf und suchte in der Dämmerung zu erkennen, wer es sei. Plötzlich fuhr seine Hand in den Zügel, daß der weiße Hengst erschreckt einen Satz machte. Einen Augenblick riß Wolf Dietrich das Tier zum Stand nieder, dann trieb er es aus der Reihe, zur Seite hin, Salome entgegen.

„Ein Fräulein so spät am Tage allein unterwegs“, sagte er, „und weit und breit kein Mensch zu sehen. Ihr seid unvorsichtig. Ich erinnere mich, daß ich Euch einmal schon meine Hilfe antrug. Heute müßt Ihr meinen Schutz annehmen.“

Und obwohl sie abwehrend die Hand hob, über und über errötend, weil sich aus dem Zuge, der nunmehr hielt, so viele erstaunte Augenpaare auf sie richteten, gebot er einem Pagen: „Schaff ein Pferd zur Stelle.“

Der Page stammelte verwirrt: „Es ist keins da mit einem Frauensattel.“

Wolf Dietrich sah ihn an, als wäre er über die selt-

same Stichhaltigkeit dieses Einwands verblüfft. Dann lächelte er zu Salome nieder: „Ihr seht, mein Fräulein, es ist schlecht vorgesorgt worden für diese Begegnung. Einen Männersattel kann ich Euch schwerlich zumuten. Aber da ich nicht will, daß Euch das Gesindel überfällt, das in der Nacht aus allen Höhlen kriecht, so werden Euch zwei meiner Pagen begleiten und für Eure Sicherheit einstehen. Ich bitte Euch, mir dann in der Residenz zu melden, daß Ihr gut zurückgekehrt seid.“

„Ich soll . . .?“

„Ihr sollt mich besuchen, damit ich nicht in Sorge um Euch sein muß.“

Damit lenkte er sein Pferd in den Zug zurück, indes Salome verwirrt zurückblieb, zwei Edelknaben zur Seite, die mit schnellem Sprung neben sie gekommen waren. Als sie langsam den Rückweg antrat, mußte sie insgeheim die Vorsicht und Fürsorge des Erzbischofs loben. Denn sie war weit aus der Stadt hinausgelaufen und der Abend ging um diese Jahreszeit schnell in die Nacht über. Es war schon dunkel, als sie, von ihren beiden jungen Rittern geleitet, durch die engen Gassen Salzburgs hinschritt, den Domplatz erreichte und vor der Residenz hielt.

„Nun grüßt Euren Herrn von mir und meldet ihm, es sei mir nichts geschehen.“

Aber der eine der beiden Pagen verneigte sich wie ein vollendeter Kavalier, wobei doch die Augen eines Knaben bittend zu ihr aufsahen: „Diese Meldung können wir dem Erzbischof nicht überbringen, Fräulein, er würde sie uns nicht glauben. Er hat gewünscht, daß Ihr selbst ihn durch Euren Besuch überzeugt. Wenn Ihr uns eine üble Stunde ersparen wollt, dann bitten wir Euch, mit uns zu kommen.“

Nun zögerte sie nicht mehr. Sie trat in den Hof, wurde über die vertraute Treppe und durch vertraute Gänge geführt und stand in dem Gemach, das sie mit dem Blick des Erkennens umfing. Sie schritt über den Teppich zu dem hohen Stuhl und hatte sich kaum gesetzt, als die Tür aufging und Wolf Dietrich erschien.

Er riß sie an sich und küßte sie, als wollte alle Leidenschaft seines Herzens aus seinem Munde toben. Aber er fühlte in ihr einen Widerstand, der nicht erlahmte, eine Zurückhaltung, die sich nicht überwinden ließ. Er hielt inne und sah ihr forschend ins Gesicht.

„Du bist heute anders, Salome. Was ist mit dir geschehen?“

Sie sah im Licht der Kerzen Christoph Weiß neben ihm stehen, den Besiegten neben dem Sieger, den ausgestoßenen Diener neben dem Herrn. Und da die Schuld, die Wolf Dietrich an vielen Schicksalen auf sich geladen, nun in ihrem engsten Lebenskreis für sie sichtbar geworden war, schien ihr, als wäre jeder Kuß, den sie bisher empfangen, eine Lüge und jedes gute Wort ein Frevel gewesen.

„Ich bin in schwerer Sorge“, sprach sie, „weil ich heute einen Menschen, der mir nahesteht, im Elend gesehen habe.“

„Einen Menschen, der dir nahesteht? Wenn ich ihm helfen kann, so soll ihm geholfen sein. Er könnte keine bessere Fürsprecherin haben als dich.“

„Oh, Herr“, stammelte sie, „wenn dies wahr wäre! Wie wollt ich Euch immer dankbar sein.“

„Um wen handelt sichs?“

„Um den Kaufherrn Christoph Weiß.“

Mit gefurchter Stirn sann Wolf Dietrich dem Namen nach: „Christoph Weiß? Der Mann ist mir nicht bekannt. Was hat man ihm zuleid getan?“

„Er soll die Stadt und das Land verlassen, obwohl er hier geboren ist und sein Vater und seine Ahnen immer hier gelebt haben.“

„Das kann nicht sein, denn das Land müssen nur Ketzer verlassen. Die dulde ich nicht, und ich tue dabei nur, was der Papst mir auftrug.“

„Der Christoph Weiß ist Eures und meines Glaubens nicht.“

„Ein Ketzer auch er? So geschieht ihm recht.“

„Oh, Herr, sagt das nicht!“ Sie hob ihm bittend die Hände entgegen: „Ihr kennt ihn nicht. Ist er auch nicht unseres Glaubens, so ist er doch recht in allem, was er tut. Wenn alle Salzburger so ehrenhaft wären wie er, so könntet Ihr wohl zufrieden sein.“

Eine Falte grub sich in seine Stirn: „Was bedeutet dir dieser Christoph Weiß? Du sprichst für ihn, als sollte sich mit seinem Schicksal auch deines wenden.“

„Nicht meines. Aber doch steht er mir nah, und wenn ihm Unglück widerfährt, dann werde auch ich es fühlen. Denn er hat sich mit meiner Base versprochen, die mir eine Freundin war seit Kindestagen. Sie liebt ihn, Herr, und eine Liebe soll man schirmen.“

Er lächelte leise: „Du weißt deine Worte gut zu wählen, Salome, eine Liebe kann keinen besseren Anwalt finden. Auch ich möchte ihr einer sein, denn ich weiß nun, wie sie ist. Ich weiß, was es meinem Herzen bedeuten müßte, wenn man mich von deiner Seite reißen wollte. Ich möchte dem Christoph Weiß helfen, glaub es mir. Aber ich darf es nicht, da so viele, die nicht schlechter waren als er, außer Landes zogen. Er ist ein Ketzer und muß es leiden, wenn er nicht Kirchenbuße tut. Diese Buße ist nicht schwer, und sie sollte ihm doppelt leicht fallen, wenn er deine Base wirklich so sehr liebt.“

„Er liebt sie, Herr, und wird dennoch nicht büßen und abschwören. Ich kenne den Christoph Weiß gut.“

Wolf Dietrich machte ein paar Schritte durch das Zimmer, den Kopf gesenkt, die Arme auf dem Rücken verschränkt. Dieses Wort klang in ihm nach, und er fragte sich wie so oft schon, welches Rätsel, welches Geheimnis dieser Irrglaube berge, daß so viele um seinetwillen aufrecht ins Unglück gingen und sogar die Liebe ihrer Herzen erstickten, wie dieser Christoph Weiß es tun mußte.

Er blieb vor Salome stehen und sah sie an: „Deine Base — ist sie protestantisch wie er?“

„Sie ist katholisch.“

„Dann ist wenigstens sie gerettet.“

„Wie meint Ihr das?“

„Sie wird im Lande bleiben können.“

„Und das nennt Ihr Rettung“, fuhr sie auf. „Zwei Menschen sollen auseinandergerissen werden, die eins geworden sind; zwei Wege will man trennen, die zu einander gefunden hatten. Der Christoph Weiß wird unglücklicher sein, als wenn Ihr ihn hier in den tiefsten Kerker der Hohensalzburg werfen wolltet, und meine Base Felicitas wird meinen, die Sonne schiene allen anderen Menschen, nur sie allein wäre ins Dunkel gestellt. Wer so etwas verantwortet, wer solches Leid schafft, der weiß nicht, was Liebe ist.“

Wolf Dietrich trat einen kleinen Schritt zurück und maß sie ganz erstaunt mit Augen, in die für eines Gedankens Dauer ein gefährliches Funkeln kam. „Ob ich weiß, was Liebe ist, das muß dein Herz dir sagen können, Salome. Aber als Mann, der liebt, stehe ich für mich allein. Wenn ich die Ketzer strafe und sie büßen lasse, so stehe ich für den Kaiser und den Papst. Daß ich dich liebe, magst du daraus erkennen, daß ich wie-

der vergessen habe, was du zu mir sprachst. Niemand außer dir dürfte die Ketzer so verteidigen, wie du es tust.“

Er ging wieder mit raschen kleinen Schritten im Zimmer auf und ab, als triebe ihn eine innere Unrast. Salome schwieg, aber ihre Augen folgten ihm, bis er wieder vor ihr stehen blieb.

„Mein letztes Wort“, sagte er. „Deine Base mag dem Christoph Weiß folgen, denn da er nicht abschwört, kann er im Lande nicht bleiben. Aber die Liebe, die sie bei diesem Mann findet, muß ihr genügen, das Leben, das er ihr bieten kann, soll für sie Reiz genug haben. Sie soll ihrem Herzen gehorchen, ohne etwas von dem irdischen Reichtum mitzunehmen, über den sie verfügt. Sie wird gehen, ihr Heiratsgut bleibt da. Es kommt nicht über die Grenze.“

Salome atmete hörbar auf. Dies war die Lösung, dies war die Rettung. Eine kleine Probe wurde den beiden vom Schicksal zugedacht, eine Prüfung, die sich leicht ertragen ließ, da so vieles ihnen schon auferlegt war. Nun würde Felicitas zeigen müssen, was Christoph ihr bedeutete, nun war die Entscheidung in ihre eigenen Hände gelegt, die bisher nur an Tand und Spiel Freude gehabt.

„Ich danke Euch, Herr“, sagte sie mit halber Stimme, „Ihr seid so gnädig, als Ihr es sein könnt. Und Ihr mögt recht haben: wem Gott die Gnade der Liebe schenkte, der soll sein Herz an nichts Irdisches mehr hängen.“

„Denkst du so hoch von der Liebe, Salome?“

„Sie ist das größte Glück, Herr, das uns beschieden sein kann. Wir Weiber wissen ja nicht, wie sie in einem Manne wirkt. Aber für uns ist sie in jedem Schlag unserer Herzen, in jedem Blick unserer Augen, in jedem

Wort, das wir sprechen, und in jedem Traum unserer Nächte.“

„Salome“, sagte er leise und riß sie an sich, um sie zu küssen. Und da sie ganz gelöst und willenlos an ihm lehnte und den Sturm seiner Leidenschaft demütig über sich hingehen ließ, hob er sie empor wie eine Beute, die er sich nun für immer erobert, und trug sie in das Zimmer nebenan.

Sechstes Kapitel

Es war vollends Winter geworden, aber das Wetter tat den Salzburgern vorläufig nichts zuleide. Im Dezember noch gab es Tage mit einem klaren blauen Himmel, mit lauen Lüften, und niemand konnte sich vorstellen, daß sich einmal schwere schwarze Wolken über die Welt schieben könnten, die alles Licht verlöschten und die Lasten ihres Schnees niederschütteten.

In diesen Wochen konnte man in der Stadt immer wieder ein trübes Schauspiel sehen. Vor Patrizierhäusern, oftmals vor Häusern von Männern, die dem Rat angehört hatten, fuhren Wagen vor, auf die man Hausrat auflud. Allzuviel schleppten die Knechte aus den Flurgewölben nicht herbei: denn die Verbote waren streng und man durfte nur mitnehmen, was man notwendig brauchte. Die Häuser selbst waren verkauft, und was sie wert gewesen, ging, wenn man die Bewilligung der Regierung hiezu erlangt hatte, in guten und sicheren Briefen ins Ausland. Ins Ausland, das ja nicht allzu weit von der Gemarkung der Stadt begann, wurden auch die Wagen mit ihren Kisten, Kasten und Truhen befördert. Und wenn so, nachdem das letzte vertraute Stück ausgeräumt worden, die Geister der Behaglichkeit aus verödeten Zimmern geflohen waren, dann traten die Menschen selbst, die hier in Glück und Not, in Arbeit, Sorge und Freude gehaust hatten, die Reise an. Sie alle waren Protestanten, und der straffende Arm war schwer auf sie gefallen.

Sie fanden Zuflucht in Augsburg, in Nürnberg, im nahen Wels, manche zogen höher hinauf in den Norden, wo in ihnen allmählich der letzte Traum von ihrer Alpenheimat verblassen konnte. Die Salzburger sahen solchen Auszug mit gemischten Gefühlen. Denn fast alle, die nun die Stadt verließen, waren reiche Leute gewesen, und das Gemeinwesen hatte ihre Steuern gebraucht. Ein Strom von Gold mußte versiegen, der stetig in die Kassen der Regierung geflossen war. Aber dieses Gold gab seinen Besitzern Entschlossenheit, Kraft und Starrköpfigkeit. Sie beugten sich nicht, sie gingen, weil sie in ihren schweren und bedrückten Herzen doch wußten, daß sie sich anderwärts ein neues Leben aufbauen würden. Kleinere Leute traf die Wahl, vor die der Erzbischof sie stellte, schwerer. Sie besaßen nichts als eine Werkstatt, in der sie ihr Handwerk übten, oder einen Laden, worin sie für ein paar Kunden billige Waren feilhielten. Da sie aus der Hand in den Mund lebten und ihnen jeder Tag kummervoll aufstieg und versank, konnten sie nicht hoffen, in fremdem Land Wurzeln zu schlagen, wenn man sie aus dem Erdreich riß, dem allein sie zugehörten. In banger Nächten suchten sie mit der Qual, die in ihnen tobte, fertig zu werden, ihr Denken und Fühlen stieß sich so lange wund an dem Gebot, Buße zu tun, bis sie endlich zusammenbrachen und ihren Widerstand aufgaben. Und dann konnte man sie im Büßergewand, brennende Kerzen in der Hand, im Dom stehen sehen, wo sie dem Priester ihre Sünden und ihr Abirren bekannten und die Lossprechung empfingen, um hernach das Abendmahl zu nehmen, doch ohne den Wein, durch den sie zu Ketzern geworden waren.

Von den Bürgern, die die Stadt verlassen wollten, gelang es manchem, einen Aufschub der kurzen Frist

zu erlangen, wenn seine Geschäfte zu umfangreich waren, als daß sie sich rasch hätten abwickeln und übergeben lassen. Solch einen Aufschub gewährte man auch dem Christoph Weiß, man gewährte ihn sogar zweimal. Aber als Weihnachten gekommen war, mußte er wandern. Und da er allein nicht gehen wollte, so mußte Felicitas vor der Reise sein Weib werden.

Sein Weib? Hiezu brauchte man einen Priester, und der war nicht zur Stelle. Sollte aber erst in Wels, wohin Christoph Weiß fahren wollte, der Bund geschlossen werden? Er war auf einen Ausweg verfallen: ein Freund, den das Los noch nicht getroffen hatte und der somit noch in der Stadt blieb, ein bewährter Mann und frommer Christ, der seinen Brüdern oftmals Predigten gehalten, indem er ihnen die Bibel, wie sie der Dr. Martin Luther geschaffen hatte, erläuterte, sollte das Wort über sie sprechen und zusammenfügen, was mit den Herzen zueinander gehörte. In Wels dann würde ein Priester seines Amtes walten.

Es war somit eine Hochzeit — aber welch eine Hochzeit! Denn seit die volle Kraft der erzbischöflichen Gewalt sich gegen die Ketzler richtete, wagte es mancher brave Bürger nicht mehr, sich mit einem solchen zu zeigen, um nicht selbst in argen Verdacht zu fallen. Die Menschen verschlossen mit einemmale ihre Häuser vor Freunden, denen sie während vieler Jahre verbunden gewesen, sie verleugneten den Bruder, damit er sie nicht in den Abgrund mitreiße. Und als Felicitas Alt bei ihren Verwandten, bei ihren Freundinnen und Freunden vorsprach, um sie zu dem traurigen Fest zu laden, das Beginn und Abschluß zugleich sein sollte, da begegnete sie starren Mienen, man zuckte bedauernd die Achseln, man suchte Ausflüchte. Sie kam auch zum Ratsherrn Wilhelm Alt, sie stand

in dessen Schreibstube, die Söhne des Mannes und seine Gehilfen waren zugegen, und stockend und verwirrt, da sie schon so oft abgewiesen worden war, brachte sie ihren Spruch vor. Der Ratsherr verhielt sich nicht anders wie die übrigen, auch er zuckte die Achseln, und obgleich er sich bemühte, in seine Stimme einen Klang von Wohlwollen und teilnehmender Güte zu bringen, so hörte Felicitas doch aus allen seinen Worten nur das Nein heraus.

Der Ratsherr sah nicht gut aus. Man merkte es ihm an, daß ihn Sorgen bedrückten. In seinen Augen war manchmal ein scheuer Blick, als hätte er etwas zu verbergen oder zu verheimlichen. Auf seiner Stirne lagerte eine schwere Wolke, und als er zu lächeln versuchte, war dieses Lächeln müde und traurig.

„Du magst mirs glauben, Felicitas“, sagte er, „ich kann nicht kommen, und die Meinen auch nicht. Allzu schwer liegen die Geschäfte auf uns, wir haben nicht Hände genug, die sich rühren könnten, jede Stunde Versäumnis würde sich rächen.“

„Aber Oheim“, bat Felicitas, „es ist doch meine Hochzeit.“

„Was soll das Geschwätz, Kind, die Hochzeit magst du in Wels halten oder sonst irgendwo, aber hier nicht. Wo kein Priester ist, da gibt es keine Hochzeit. Ist halt ein Fest, das ihr feiert, und wie Ihr es nennen wollt, gilt gleich.“

Felicitas spürte, wie ihr die Tränen in die Augen stiegen: „Es ist der schönste Tag, den ich in der Heimat erleben soll, und dann beginnt viel Schweres, ich weiß es wohl. Und an diesem Tag mag niemand bei uns sein, Ihr nicht und auch die vielen andern nicht, die ich laden wollte. Ich bin so traurig, Oheim.“

Für eine Weile lichtete sich die Wolke auf der Stirn

des Rats Herrn und der Blick seiner Augen wurde ruhiger und herzlicher: „Du mußt mich und die andern begreifen, Felicitas, mußt dir bewußt sein, daß Ihr gegen den Willen des Erzbischofs Ketzerei treiben wollt, wenn Ihr Euch mit einem Schwur auf die Lutherbibel zusammentut. Der Erzbischof kennt dafür keine Gnade, und was er Euch in den letzten Tagen hingehn läßt, weil Ihr ohnehin schon im Unglück und ausgewiesen seid, das würde er an uns mit aller Schwere strafen. Dein schönster Tag müßte für jeden deiner Gäste viele bittere Tage heraufbringen. Sag das dem Christoph Weiß, und er wirds einsehen. Es kann keiner kämpfen gegen die Gewalt, die über ihm ist.“

Felicitas hatte ein kleines Tüchlein hervorgeholt und wischte sich damit die Tränen aus den Augen. Sie blickte umher, ob nicht einer ihrer Vettern andern Sinnes wäre als der Vater, ob nicht einer die Hand ergreifen würde, die sie so zaghaft ausstreckte. Aber sie sah überall nur Abweisung und verlor darüber den Mut vollends.

„Und Salome?“ fragte sie plötzlich in neu erwachter Hoffnung. „Meint Ihr, Oheim, daß sie kommen wird, wenn ich sie lade?“

Der Rats Herr wandte sich ab, als wäre das Gespräch erledigt und keine Antwort mehr zu erwarten. Er schritt zu seinem Tisch und ließ sich in den Sessel fallen, aber er griff nicht nach der Arbeit, sondern stützte den Kopf in die Hand. Endlich sagte er, so kurz und entschlossen, als wolle er etwas für immer aus seinem Herzen und Hirn tilgen: „Von Salome wird in diesem Hause nicht mehr gesprochen.“

Die Gehilfen, die sich ängstlich bemüht hatten, ihre Kiele übers Papier kreischen zu lassen, als ginge dieses ganze Gespräch sie nichts an, reckten nun doch die

Halse. Den Ratsherrn kümmerte das nicht. Aber Felicitas fühlte, wie die Freundin ihr in dieser Stunde der Kümmernis näher stand denn je. „Oheim“, sagte sie, „Salome ist Euer Kind.“

Er ließ den Arm auf die Tischplatte hinschlagen, daß der Kiel aus dem Tintenfaß tanzte und der schwarze Saft spritzte. „Ich habe kein Kind, das diesen Namen trägt. Aber es gibt eine Salome, die du wohl meinst. Ich kenne sie nicht mehr, denn sie ist eine Dirne, eine Buhlerin ...“ Hier verstummte er, denn auf einmal wurde ihm bewußt, mit welcher gierigen Spannung die Schreiber zu ihm herüberblickten. Und indem er die Augen über Felicitas hingehen ließ, ward er sich bitter bewußt, daß hier die Grenze zwischen Recht und Unrecht kaum mehr zu erkennen war. Felicitas wollte in Ehren einem Ketzer angehören und wurde darum gemieden. Aber die andere, die einmal seine Tochter gewesen, war eine Buhlerin, und er durfte es kaum wagen, sie so zu nennen, weil er damit den Herrn, den Fürsten, den mächtigsten Mann schmähete, dem sie angehörte. Welche von beiden war gut und welche schlecht?

In ihrer Verwirrung sprach Felicitas dennoch von Salome weiter: „Ich will zu ihr gehen, Oheim, ich will sie sehen und laden. Allzu lange schon fehlt sie mir. Vielleicht kommt sie doch.“

Darauf erhielt sie keine Antwort mehr, nun hatte der Ratsherr sich ganz seiner Arbeit zugewandt. Er nahm den Kiel auf und machte eine Eintragung in sein Buch. Und nach einer kleinen Weile, als lautlose Stille im Zimmer geherrscht hatte, sprach er über die Achsel zurück: „Gott befohlen, Felicitas, und bring deinen Eltern und dem Christoph Weiß meinen Gruß.“

Da ging Felicitas, und plötzlich erschien ihr das

eigene Leid klein, wenn sie daran dachte, wie Salome von den Menschen verstoßen worden war, die ihr am nächsten standen. Als sie auf der Straße stand, die helle Wintersonne vom Himmel schien und die Heimat in strahlender Schönheit ihr den Abschied doppelt schwer machen wollte, da wußte sie, daß sie Salzburg nicht verlassen konnte, ohne die Freundin noch einmal gesehen zu haben. Sie ging die schmale Gasse entlang, tauchte in enge und dunkle Schlünde ein, in die sich die Häuserblöcke gespalten hatten, und sah die Franziskanerkirche endlich steil vor sich aufragen. Neben der Kirche, in einem Teil der Residenz, dies wußte sie, wohnte nun Salome Alt.

Sie trat durchs Tor, eine breite Treppe führte sie empor, Diener standen umher und empfingen sie. Sie wollte zu Salome Alt, sagte sie, und mit Staunen mußte sie bemerken, daß man ihren Wunsch nicht anders aufnahm, als wenn sie sich bei einer Fürstin melden lassen wolle. Ein Diener ging und kehrte rasch zurück, Türen wurden vor ihr aufgestoßen, sie schritt durch Gemächer hindurch, von denen eines schöner und kostbarer schien als das andere, und endlich flog Salome ihr entgegen, als hätte sie die Freundin längst erwartet. „Daß du da bist, Felicitas, daß du nur da bist“, sagte sie. „Ich habe kaum mehr gehofft, dich zu sehen, und ich hatte solche Sehnsucht nach dir — ich habe solche Sehnsucht nach euch allen.“

Die Tür hinter ihnen war geschlossen worden, sie waren allein. Salome führte Felicitas zu einer Ruhebänk, sie kniete vor ihr nieder, umfaßte sie mit beiden Armen und blickte zu ihr auf, als finde sie in diesem Gesicht alles wieder, was sie entbehrte.

„Ich kam . . .“ begann Felicitas.

Aber Salome unterbrach sie: „Du kamst, weil dich

dein Herz zu mir trieb, wie mein Herz immer nach dir schlug. Hast du es nicht gespürt, Felicitas, wie ich an dich dachte und dich herbeiwünschte? Ich war so traurig, daß ich dich nicht sah. Aber nun bist du da, und nun ist alles gut.“

Felicitas blickte sich um, sie sah den Teppich, in dem ihre Fußspitzen versanken, sie sah die seidenen Bespannungen der Wände, die Bilder in schweren, geschnitzten Rahmen, die wuchtigen Möbel, die dem Raum fast etwas Kirchliches gaben. All dies war eine fremde und ungekannte Welt, die ihr bisher verschlossen gewesen und die sie nur aus Berichten gekannt hatte. Nun gehörte Salome zu dieser Welt, und es schien undenkbar, daß dies derselbe Mensch sein sollte, mit dem sie seit den Tagen ihrer Kindheit verbunden war.

„Salome“, sagte sie, „ich komme von deinem Vater.“

„Von meinem Vater?“ Salome fuhr auf, in ihre Wangen trat eine heftige Röte. „Er schickt dich zu mir? Er hat mir verziehen?“

„Er schickt mich nicht zu dir“, gestand Felicitas bestürzt. „Du lieber Gott, wie konnte ich dich so enttäuschen. Nun wirst du dich meiner nicht mehr freuen, weil du an deinen Vater und an seinen Groll denkst. Aber ich sagte ihm, daß ich zu dir gehen würde.“

„Und er? Er gab dir keinen Gruß für mich?“

Felicitas schwieg, und da wußte Salome, daß ihr Vater unversöhnlich geblieben war. Sie stand auf, setzte sich neben die Freundin, nahm deren Hand, streichelte sie langsam, und man merkte, daß ihre Gedanken anderswo weilten. Aber dann kehrte sie zurück in die Gegenwart, sah Felicitas neben sich, fühlte die Einsamkeit, die sie so lange hatte tragen müssen, und war doch glücklich über diesen Augenblick.

„Nun bist du bei mir, Felicitas, und dessen will ich mich freuen. Und ich würde dir auch nicht zürnen, wenn du mir nun sagen müßtest, daß dich nicht nur dein Herz zu mir trieb, sondern daß du einen Wunsch hast. Ist es so?“

Auf diese Frage gab Felicitas fürs erste keine Antwort. Indem ihre Augen wieder bewundernd durchs Zimmer schweiften, sagte sie mit einem kleinen Seufzer: „Wie schön du es hier hast, Salome! Eine Königin kann es nicht schöner haben.“

Salome machte mit der Hand eine kleine Bewegung, als wolle sie etwas Belangloses von sich weisen: „Was gilt mir diese Schönheit, was gilt mir dieser Reichtum? Ich habe sie teuer bezahlt, denn ich habe von vielem gelassen, was ich vermisste.“

„Und bereust du es, Salome?“

„Bereuen? Wer kann bereuen, wenn er liebt? Du mußt ja wissen, wie das ist. Du hast dein Schicksal mit dem des Christoph Weiß vereint, du gehst mit ihm, wohin er geht, und läßt alles hinter dir zurück. Auch von dir wird ein Preis gefordert. Und du zahlst ihn doch gern?“

Felicitas nickte: „Von ganzem Herzen gern. Und du, Salome . . . Du liebst ihn also sehr?“

Es war ihr nicht möglich, den Namen des Erzbischofs auszusprechen. Es schien so seltsam, daß dieser Mann mit Salome verbunden sein sollte, wie etwa Christoph Weiß mit ihr. War diese Verbindung wirklich die gleiche? Felicitas erinnerte sich, wieviel man in der Stadt darüber sprach; Salome war in aller Leute Mund, ihr Name flatterte in den Spinnstuben auf, Männer erzählten mit derbem Grinsen am Wirtshaus-tisch von dem Weg, den sie gegangen war. Freilich blickten sie dabei scheu über die Schulter, ob kein

Fremder sie höre. Denn plötzlich war Salome mit dem höchsten Mann im Lande eins geworden; wer sie schmähte, schmähte auch ihn, und vor seiner drohenden Macht wich jeder ängstlich zurück.

„Ich liebe ihn“, sagte Salome, aber sie sagte es so, daß man merkte, sie wolle darüber nicht mehr reden. Und indem sie sich wieder bewußt wurde, daß das Erscheinen der Felicitas einen Grund haben müsse, fragte sie: „Du kommst von meinem Vater? Was wolltest du von ihm? Und was willst du bei mir? Soll ich dir helfen?“

„Ich brauche keine Hilfe.“ Felicitas schüttelte den Kopf. „Ich will nur Gäste laden, dich, deinen Vater und andere . . .“

„Gäste? Wozu?“

„Bevor wir aus Salzburg ziehen, wollen der Christoph und ich heiraten. An ein großes Fest war nicht gedacht, aber es wird noch kleiner werden als wir meinten. Es wird niemand kommen.“

„Niemand? Und warum nicht, Felicitas?“

„Ach, Salome, sie haben wohl Angst, die Leute alle, die mit uns gut Freund waren. Es ist traurig, das mußt du mir glauben: da war mir jemand Oheim oder Muhme oder Base oder ein guter Gefährte all die Jahre her, und nun blickt er scheu beiseite, wenn ich vor ihm stehe, und hat nicht Zeit, um einmal noch — und an solch einem Tag, Salome! — bei uns zu sein. Es ist eine Ketzerhochzeit, und wer an einer solchen teilnimmt, der könnte leicht in den Verdacht fallen, daß er gegen den Erzbischof und seine Sache ist. Ich habe es erst nicht wissen und sehen wollen, daß hier der Grund liegt. Aber der Christoph Weiß hat es gleich gewußt.“

„Und mein Vater? Er will auch nicht kommen?“

„Er will nicht — er kann nicht ... ich weiß es nicht. So dünkt mich denn, daß der Christoph und ich mit den Eltern allein sein werden, wenn du nicht kommen magst, Salome. Und wenn du auch magst, dir wird es mehr noch als jedem andern unmöglich sein.“

„Warum gerade mir?“

„Weil ... weil ...“ Felicitas war nun selbst so rot und verlegen, wie es andere schienen, wenn sie ihre Einladung ablehnen mußten. „Weil es wohl deinem hohen Herrn nicht recht wäre ...“

Salome fühlte den Drang, Wolf Dietrich gerade vor diesem Menschen zu verteidigen, dem er so Schweres angetan hatte. Darum sagte sie: „Er ist nicht böse, Felicitas, und als ich mit ihm von dir sprach, gab er dir den Weg frei, den du gehen willst. Er sieht eine Pflicht vor sich, auf die er geschworen hat, und er meint, sie nach dem Befehl seines Herzens zu erfüllen. Aber er weiß, wie ich zu dir stehe, wie sehr wir schon seit langem verbunden sind. Er wird mirs nicht verdenken, wenn ich die Ladung zu deiner Hochzeit annehme. Und wenn er mirs verdenken sollte — ich komme doch.“

Felicitas lächelte ein glückliches Lächeln. „So wirst du für die vielen anderen da sein, Salome, und das ist mir nun lieber, als wenn diese andern wirklich zusagten. Es soll mein letzter guter Tag in der Heimat sein; dann gehts bald dahin, und niemand weiß, was noch aus dem Christoph und mir werden soll.“

Dann, in plötzlichem Entschluß, erhob sie sich. „Ich bin so lange schon hier und habe doch noch soviel zu tun. Aber da ich nun weiß, daß ich dich noch einmal sehen soll, gehe ich leichter von dir, Salome. Du hast mir eine große Freude gemacht.“

Salome stand vor ihr, die Arme hingen ihr schlaff herab, sie sah zu dem Fenster hin, vor dem der dünne Strom eines schläfrigen Alltagsgetriebes vorbeirieselte. Die Gasse war still und abseitig; aber ein paar Schritte davon entfernt pulste das Leben mit seinem starken Schlag, die Menschen gingen ihrer Arbeit nach, die Handwerker und Kaufleute boten in den Gewölben ihre Waren feil, junges Volk träumte von den Freuden, die dieser Tag ihm noch bringen sollte, es wurde gelacht und gekämpft, geliebt und gesorgt, und an all dem hatte auch sie ihren Anteil gehabt, so weit sie zurückdenken konnte.

„Du gehst“, sagte sie nachdenklich, „du gehst über diese Treppe, trittst aus dem Hause heraus, bist unter Menschen, gehörst zu ihnen als ihresgleichen, schreitest durch ihre Gassen und in ihre Häuser ... davon bin ich nun ausgestoßen, Felicitas. Es ist sehr still um mich, und ich bin so oft allein. Denn er ...“ Sie errötete flüchtig, fuhr aber fort: „Denn er hat nicht immer Zeit, wie er möchte, es lastet so vieles auf ihm, er hat zu sorgen für ein ganzes Volk, und wenn jemand seinen Weg nimmer sieht, dann soll er ihm diesen weisen ...“ Und in einer jähen Aufwallung legte sie den Arm um die Schulter der Freundin: „Ich gehe mit dir, Felicitas, ich geleite dich, und wäre es auch nur ein kleines Stück, bis du daheim bist.“ Und als hätte diese Aussicht sie ganz mit Freude und Tatkraft erfüllt, lief sie davon und kehrte bald im Mantel zurück, eine kleine golddurchwirkte Haube auf dem Kopf. Der Mantel war ebenso prächtig wie das Kleid, man merkte, daß ein Liebender sein Glück darin fand, diese Frau zu schmücken. Felicitas sah neben der Base fast dürftig aus in ihrem guten bürgerlichen Kleid.

Sie gingen eng ineinandergehängt davon, und im

Vorsaal, auf der Treppe, im dröhnenden Flur war das Aufsehen nicht gering, das sie hervorriefen. Die Diener wollten ihren Augen nicht trauen, nie noch, seit sie hier war, hatte die Herrin das Haus allein verlassen, sie wußten nicht, ob dies die Billigung des Erzbischofs finden würde. So löste sich denn ein Diener vom Tor und folgte Salome in kleinem Abstand nach. Als diese, indem sie zurückblickte, ihn sah, kam ein bitteres Lächeln auf ihre Lippen: „Oh, Felicitas, man hat Angst, daß mir etwas geschehen könnte. Ein Diener folgt mir und beschützt mich.“ Aber dann nahm das lang entbehrte Straßenleben wieder ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Sie musterte die Leute, diese freien und unabhängigen Leute, die keine Hofkavaliere, keine Hofbeamten oder Trabanten waren, sondern ihre eigenen Wege gingen; sie warf Blicke in die Kaufmannsläden, um irgendetwas Hübsches zu erspähen, wie sie es immer schon getan. Auf der Brücke hemmte sie den Schritt und schaute die Salzach hinauf und hinab, nach Mülln und in die Berge, von denen einer als Koloß blickhemmend an den Horizont gestellt war. Und dann, auf dem kleinen Platz, der jenseits der Brücke vorgelagert war, kamen zwei Frauen daher, bei deren Anblick sie stutzte und Felicitas' Arm fester faßte. „Sieh doch“, sagte sie, „da ist die Percherin mit ihrer Tochter.“

Die Ehefrau des Daniel Percher war eine üppige Erscheinung, die so stattlich und selbstbewußt einherschritt, als gehöre die Stadt mit all ihren Häusern und diese Straße mit all ihren Menschen nur ihr. Zu dieser Meinung berechtigte sie der Reichtum ihres Mannes. Denn Daniel Percher hatte von seinen Vätern ein Vermögen geerbt, das ihn seit jeher des Zwanges enthob, einem tätigen Beruf nachzugehen. Ihm waren viele

Menschen zinspflichtig, sein Geld brachte wenig Glück, aber schwere Abhängigkeit für diejenigen, die es von ihm empfingen. Sein Haus war nicht minder stattlich als die Paläste der Adeligen und großen Herren, und in diesem Hause saß er in seiner Arbeitsstube und glich so recht einer Spinne inmitten ihres weitverzweigten und verderblichen Netzes.

Aber dieser Mann hatte eine Tochter, Sabine, die nicht erst des väterlichen Geldes bedurft hätte, um fröhlich zu sein. Sie war mit Salome und Felicitas oftmals die Dritte im Bunde gewesen, sie hatte an einer Freundschaft teilgenommen, die ihr vieles bedeutete. Wenn sie mit ihren um den Kopf gewundenen blonden Zöpfen daherkam, glich sie irgendeinem Bürgerkind, und man merkte es ihr nicht an, daß sie einem Hause entstammte, dessen Geschäft einmal weit über die Grenzen des Landes hinausgereicht hatten.

Sie erblickte Salome gleichfalls und blieb in freudigem Schreck stehen. Und da in ihrem Herzen Wille und Entschluß zusammenfielen, trat sie rasch auf die Freundinnen zu, um ihnen beide Hände entgegenzustrecken: „Ach, Salome“, sagte sie, „so lange sah ich dich nicht mehr. Ich bin glücklich, daß ich dir wieder begegne.“

„Und warum sahen wir uns nicht?“ fragte Salome zurück. „Warum kommst du nie zu mir?“

Aber in diesem Augenblick legte sich die fleischige Hand der Percherin auf den Arm Sabinens. „Komm“, befahl die Mutter, „unser Weg ist eilig, du hast nicht Zeit, zu schwätzen.“

Salome unterlag der Erinnerung an eine Vergangenheit, in der sie, ein kleines Mädchen noch, in das Percher'sche Haus gekommen war, um mit der Freundin beisammen zu sein; damals hatte sie vor der stren-

gen Hausfrau einen scheuen Respekt gefühlt, der fast an Angst grenzte, und sie war stets in einem tiefen Knicks zusammengesunken, um sich bei der Würdigen und Strengen in gutes Licht zu setzen. Auch heute neigte sie sich tief, ohne daß sie sich dessen bewußt wurde, und indem die Röte der Befangenheit bis in ihre Haare aufstieg, sagte sie: „Es war ein glücklicher Weg, der mich mit Euch zusammenführte. Ich war oft froh bei Euch und möchte, daß Sabine einmal froh bei mir wäre. Ich darf sie doch bitten, mich zu besuchen?“

Die Percherin überhörte die Worte. Sie sah über Salome hinweg, als wäre diese garnicht da, war vom Scheitel bis zur Sohle flammende Empörung über einen Schimpf, den sie fühlte, und riß die Tochter an sich: „Ich habe dir gesagt, Sabine, daß wir nicht säumen dürfen. Und darum hast du keinem Menschen Rede zu stehen!“ Damit zog sie die Tochter mit sich fort, die widerstrebend folgte und den Kopf zurückwandte, um Salome im Blick zu behalten, bis fremde Menschen sich dazwischenschoben. Sie konnte noch sehen, daß Salome bis in die Lippen erblaßte; ihre Augen, in die die Tränen stiegen, starrten der Percherin nach, als hätte sie von dieser einen Schlag ins Gesicht empfangen. Sie lehnte sich gegen Felicitas, als fürchte sie, hinzusinken, und ihre Scham war so groß, daß ihr die Rede erstickte. „Was war das, Felicitas“, stammelte sie, „du großer Gott, was war das? Weshalb dieser Schimpf? Was habe ich der Percherin getan? . . .“

Leute blieben stehen, Bürger, die des Weges kamen, und betrachteten neugierig Salome Alt, des wohl-angesehenen Kaufmannes und Ratsherrn Wilhelm Alt Tochter, die da auf der Straße stand, blaß wie der Tod war, Tränen in den Augen hatte und sich auf ihre Base

stützte in einem Leid, dessen Ursprung die wenigsten beobachtet hatten. Der Diener, der Salome gefolgt war, trat heran und sagte leise: „Ich bitt Euch, Herrin, geht. Haltet Euch nicht hier unter dem gemeinen Volk auf. Seine Hochfürstliche Gnaden, der Herr Erzbischof, würde mich strafen, wenn er wüßte, daß ich Euch schlecht beschützte und Euch einen Schimpf geschehen ließ.“

Als wäre durch seine Worte der Erzbischof gerufen worden, hörte man Pferdegetrappel und inmitten eines kleinen Gefolges kam Wolf Dietrich die schmale Linzergasse herabgeritten. An ihrer Mündung auf dem Platz zügelte er sein Tier. Da sah er Salome, blaß und verstört, er sah sie inmitten des Volkes, das sie anstaunte wie ein Wundertier aus fernen Zonen, und die Röte der Empörung schoß ihm in die Stirn. Er gab seinen Reitknechten einen kurzen Befehl: „Schafft das Volk weg.“ Diese ritten in die Menschen hinein, die nun, nachdem sie ihre Schaulust an der Fürstenbuhlerin geweidet hatten, den Fürsten selbst wie einen Rächer daherkommen sahen und auseinanderstoben, um nicht erkannt und gegriffen zu werden. Plötzlich stand Salome allein mit Felicitas und dem Diener auf dem kleinen Platz und Wolf Dietrich neigte sich vom Pferde zu ihr herab.

„Was ist dir, Salome, haben sie dir etwas zuleide getan?“

„Nein, Herr“, antwortete sie.

„Und wie kommst du hierher?“

„Ich ...“, sie fühlte sich ertappt wie bei einer schweren Schuld, und mit einemmal erschien ihr die Residenz, aus deren Zwang, aus deren Einsamkeit, aus deren Stille sie ins Leben entlaufen war, wie eine schützende Zuflucht, nach der sie sich zurücksehnte.

„Ich wollte nur meiner Base das Geleite geben. Sie hatte mich besucht.“

Wolf Dietrich maß Felicitas mit einem schnellen Blick: „Wer ist sie?“

„Felicitas Alt, eines Kaufmanns Tochter.“

„Die mit dem Ketzer Christoph Weiß Hochzeit machen wird und mit ihm außer Landes gehen will?“

„Sie ist es, Herr.“

Felicitas stand da wie ein armer Sünder vor dem peinlichen Gericht. Aber des Erzbischofs Blick ließ von ihr und kehrte zu Salome zurück. „Deine Base wird ihren Weg allein finden. Dich aber werde ich geleiten, damit du sicher nachhause kommst.“

Er stieg vom Pferd und warf einem Knecht die Zügel zu. Und indem Salome von Felicitas ließ und dieser wie eine Träumende zunicke, ging sie an der Seite Wolf Dietrichs die kurze Strecke zurück, die sie gekommen war, sie schritt am hellen Tage mit dem Fürsten des Landes durch diese vertraute Stadt, durch diese schmalen Gassen, über die Brücke, unter der die Salzach rauschte, die Franziskanerkirche reckte bald ihre Steinmassen gegen Himmel, das Tor nahm sie auf, und alles blieb hinter ihr zurück, was sie heute in unruhiger Sehnsucht wiederzufinden getrachtet hatte, um nun beschimpft und gedemütigt heimzukehren. Wolf Dietrich blieb an ihrer Seite, er trat in ihr Zimmer, dieses dämmerige, ein wenig düstere Zimmer, das mit seinen Teppichen, mit seinen schwellenden Kissen so weich und warm schien. Und hier fiel ihm Salome um den Hals, erschauernd, als käme sie aus einer argen Gefahr. „Ich bin so glücklich“, sagte sie aufatmend, „daß ich wieder hier bin. Da draußen ist es furchtbar für mich.“

„Warum hast du das Haus verlassen?“ fragte er.

„Diese Menschen, denen du auf den Straßen begegnest, diese Bürger in ihren engen Häusern sind nicht mehr deine Welt. Deine Welt ist hier.“

„Ich hatte . . . ich hatte wohl Heimweh. Eine Sehnsucht überfiel mich nach allem, was früher mein war. Ich bin ganz davon losgerissen, und noch hat mein Herz den Weg zu andern Menschen nicht gefunden außer zu dir. Du aber hast wenig Zeit für mich. Ich bin sehr oft allein.“

Er runzelte die Stirn, es war ihm, als höre er einen Vorwurf, eine Anklage aus diesen Worten. „Laß dir Freundinnen kommen, Salome, ruf deine Gespielinnen von ehemals. Du sollst deine Tage nicht vertrauern, du sollst glücklich sein und dich freuen.“

„Glücklich“, sagte sie, „glücklich bin ich nur, wenn du bei mir bist. Die Freundinnen wollen mich nicht mehr kennen, da nicht einmal mein Vater mir seinen Gruß schickt. Nur Felicitas kam zu mir.“

„Die Braut des Christoph Weiß — ich traf sie mit dir. Was wollte sie?“

„Sie lud mich zu der Feier, da sie mit Christoph verbunden wird, ehe sie die Stadt und das Land verlassen.“

„Und du sagtest ihr ab?“

„Absagen?“ Sie sah ihn groß an. „Wie konnt ich das? Sie ist unglücklich in all ihrer Liebe, die Menschen kehren sich auch von ihr ab, und ihr Freudentag könnte leicht ein Trauertag werden. Sie ist meine Base und war mir immer lieb. Ich versprach zu kommen.“

Sein Blick blieb lange auf ihrem Gesicht, und da er schwieg, so fürchtete sie schon, er möchte ein Machtwort sprechen, das ihren Plan zerstörte. Darum war sie froh, als er endlich sagte: „Da du es versprachst,

sollst du dein Wort nicht brechen. Die Leute werden zwar die Mäuler wetzen, wenn gerade du zu einer Ketzerhochzeit gehst — aber was kümmern sie uns? ...“

Er nahm sie am Arm, fuhrte sie zu einer Ruhebänk und setzte sich neben sie: „Ich habe nicht viel Zeit, Salome, denn die Ratsherren der Stadt erwarten mich, sie wollen sich vielleicht beschweren, sie haben vielleicht Wünsche — was kümmert das mich? Du und ich — wir werden uns von unseren Wegen nicht abbringen lassen. Sein Ziel kennt jeder Mensch allein, und mein eigenes Ziel ist wohl nicht einmal mir noch ganz bewußt. Es liegt weit, der Weg wird mühsam sein, aber ich will ihn gehen. Einmal werden mich die Leute segnen, heute fluchen sie an ihren Wirtshaustischen — es gilt mir gleich.“

„Die Ratsherren?“ fragte sie, und der Vater fiel ihr ein, der in dieses Haus kommen sollte, worin seine Tochter wohnte. „Was wollen sie von dir?“

„Sie wollen ihre Silberlinge retten, wollen ihre Beutel zuschnüren, daß nichts daraus der Stadt und dem Lande zugute kommt. Es denkt jeder nur an sich und keiner an die andern. Ich habe Steuern verschreiben müssen, ich erhebe höhere Mauten und Zölle, ich brauche Geld. Wissen sie, die da Zeter und Mordio schreien, was mir dieses Geld soll? Sie haben keinen Blick in die Zukunft. Ich aber habe ihn. Ich sehe nur diese Zukunft, die Gegenwart gilt mir nichts.“

Er schien jetzt dieser Stunde nicht mehr zu gehören, dieser kostbaren und reichen Stunde, in der er bei ihr war. Was bin ich ihm, dachte sie beklommen. Nicht einmal, wenn meine Hand in der seinen ruht, kann ich ihn festhalten.

Sie fragte: „Wie siehst du die Zukunft?“

„Ich sehe sie voll Schönheit und Glanz“, gab er zurück, und seine ernsten Züge wurden fast weich, weil er ins Schwärmen geriet. „Du kennst diese Stadt, Salome, du kennst sie besser als ich, denn dich hat sie seit deinem ersten Schrei umschlossen, indes ich spät erst herkam. Wie ist sie? Wie ist dieses Salzburg?“

„Ich liebe es“, sagte sie, „mir waren hier viel gute Tage zugemessen.“

„Du liebst es“, erwiderte er heftig, als fühle er sich durch das Lob der Stadt geschmährt, „aber es ist häßlich, es ist schmutzig, es ist eng, die Gassen sind krumm und dunkel und voll Fäulnis und Moder, man meint einen Pesthauch darin zu fühlen. Du sahst nichts anderes. Aber ich war in Rom, ich sah eine Pracht, die sich mit jedem neuen Tage strahlend vor mir auftat, ich sah goldene Kuppeln, die das Licht des Himmels spiegelten, ich sah weite Plätze, mit weißem Stein gepflastert, als wären es Säle für Tanz und Spiel, ich sah Paläste, an denen die edelsten Baukünstler sich erprobt hatten. Ich empfand einen Reichtum, neben dem diese Armut hier mich doppelt bedrückt und mir den Atem in die Brust zurückpreßt. Und dabei ist um Rom nicht ein Rahmen gezogen, wie Gott ihn um diese Stadt spannte. Hier ist der Ort, wo man eine Zauberstadt aus dem Boden stampfen müßte. Und ich will es tun. Ich will italienische Baumeister und Künstler kommen lassen, ich will niederreißen, was alt und morsch ist, ich will Neues aufrichten, das in die Ewigkeit dauern soll ...“

Er schwieg für eine Weile, als sinne er dieser Zukunft, die seinem Willen, seiner Kraft, seinem Trotz entspringen sollte, nach. Dann schloß er: „Dazu, Salome, damit dies alles wird und entsteht, brauchts Geld. Dieses Geld haben die Krämer Salzburgs in ihren

Truhen, und ich hole es mir, mögen sie sich dagegen sperren und sträuben, soviel sie wollen.“

„Je mehr du solche Pläne in dir trägst“, sagte sie traurig, „desto weniger Zeit bleibt dir für mich. Die Vielen, für die du sorgst, rauben dich mir.“

Die Klage rührte ihn. Er zog sie an sich und sagte: „Heute abend, Salome, wenn der Tag mit all seinen Geschäften endlich vergangen ist, komme ich zu dir. Glaub mir, die besten Stunden gibst doch du mir. In deinen Armen lebe ich eine Gegenwart, die mehr gilt als die Zukunft. Aber ich allein kann dir das Leben nicht so schön machen, wie es sein sollte. Ich will dich lachen sehen, du sollst glücklich sein. Darum denke ich daran, ein Fest herzurichten, wie Salzburg ein solches noch nie erlebte, und dieses Fest soll keinen anderen Zweck haben, als dir zu huldigen.“

Sie erschrak. Die Begegnung mit der Percherin fiel ihr ein, der Vater stand vor ihr, der ihr den Gruß verweigerte und sie verstoßen hatte. Sollte sie sich auf einem Fest unter die Augen der Menschen stellen, die sie verurteilten und verdammten, die in einer Welt geblieben waren, deren Tor hinter ihr zuflie? Sie wußte, daß sie sich nackt und preisgegeben vorkommen, daß die Scham sie blenden würde, indes die Pfeifer aufspielten, die Kantorei sang, die Paare tanzten und eine schimmernde Herrlichkeit sich entfaltete, um gerade sie zu ehren, die von so vielen der Ehre nicht mehr würdig erachtet wurde.

„Ich bedarf eines Festes nicht, um glücklich zu sein“, widersprach sie fast heftig. „Wenn du zu mir kommst, gilt das mehr, als wenn die Lichter strahlen und die Musik klingt. Fast habe ich Furcht vor den Leuten.“

Er lächelte. „Wer schön ist, Salome, soll sich seiner Schönheit freuen — auch vor den andern. Aber es

wird noch Zeit sein, von diesem Fest zu reden. Jetzt muß ich fort, den Ratsherren verdorren sonst die Beschwerden und Bitten, wenn sie so lange nicht zu Wort kommen.“

Er ging, und er ging auf einem seltsamen Wege. Ein paar Räume durchschritt er, die Salome gehörten, dann stand er vor einem mächtigen Schrank aus kostbarer, eingelegter Arbeit, den ein Salzburger Meister mit seinen Gesellen in langwieriger Mühe geschaffen hatte. Dieser Schrank schien groß genug, um den ganzen Kleiderprunk der schönsten und verwöhntesten Frau zu bergen. Aber er war leer, denn als Wolf Dietrich die Tür öffnete, gähnte ihm die dunkle Höhlung entgegen. Eine Rückwand besaß der Kasten nicht. Er wurde abgeschlossen durch eine zweite Tür, die in die Wohnräume des Erzbischofs führte.

Ahnte jemand dieses Geheimnis? Vermochte dieser Schrank wirklich etwas zu verbergen, was dem lüsternten Zugriff fremder Augen, der geilen Neugierde fremder Gehirne entzogen bleiben sollte? Wolf Dietrich glaubte es, und darum ging er oftmals diesen Weg. Auch diesmal nahm ihn das Spind auf, und drüben trat der Fürst in sein Recht, nachdem eben noch ein Mann für karge Augenblicke einem Weibe gehört hatte.

Er schritt eilig durch die Zimmer hindurch, deren Türen vor ihm aufflogen. Im Audienzsaal erwartete ihn der Präsident der Hofkammer Rieger von Westernach in der Tracht des Domherrn, der Kanzler Gervas Fabrizi, glatt und geschmeidig, wie es sein schwieriges Amt erforderte, stand ihm zur Seite. Die beiden verneigten sich, und der Kammerpräsident sagte: „Hochfürstliche Gnaden, der Bürgermeister und die Ratsherren warten schon im Vorsaal.“

„Ich hatte früher nicht Zeit“, gab Wolf Dietrich kurz zurück. „Meine Geschäfte forderten mich. Was will der Rat?“

„Die Zölle, die Mauten...“

„Sie mögen kommen.“

Sie kamen, der Bürgermeister an der Spitze, dessen Bart breit auf dem schwarzen Rock lag, hinter ihm die Ratsherren. Wolf Dietrich überflog die Reihe. War der Ratsherr Wilhelm Alt auch darunter, wie es sein Amt und seine Pflicht erforderte? Aber Wilhelm Alt fehlte, und fast fühlte Wolf Dietrich eine Erleichterung darüber.

Er stand neben einem Tisch mit eingelegter Platte, die Hand leicht darauf gestützt. Auch jetzt trug er keinen geistlichen Ornat, so sehr fühlte er sich als weltlicher Herrscher dieses Landes, wenn er über das Schicksal der Menschen bestimmte.

„Was bringt Ihr?“ fragte er.

Der Bürgermeister verneigte sich abermals, indes sich die Ratsherren im Halbkreis um ihn schlossen. „Hochfürstliche Gnaden“, sagte er, „die Sorge um das Volk läßt uns zu Euch sprechen, eine Sorge, die unsere Pflicht ist und in der wir uns mit Euren Gedanken, mit Euren Wünschen und Plänen begegnen.“

„Macht nicht so viel Worte“, unterbrach ihn Wolf Dietrich kurz. „Meine Zeit ist knapp, und auch Eurer warten mancherlei Geschäfte. Was also ist Euer Begehrt?“

Der Bürgermeister, erschreckt darüber, vor dem Fürsten in einer ungnädigen Stunde zu stehen, suchte nach Worten, mit denen er am schnellsten offenbaren konnte, was den Menschen der Stadt auf dem Herzen lag. „Die Zölle, Hochfürstliche Gnaden, sind erhöht worden, die Mauten nicht minder. Ihr wißt es, denn

es war Euer Befehl. Das Volk indes murrte, weil dadurch die Teuerung ins Land kam. Auf jedem Gewürz, auf jedem Stück Tuch liegt ein Aufschlag. Ihr habt das alles gewiß bedacht, Hochfürstliche Gnaden. Aber erlaubt uns, zu sagen, daß die Teuerung das Volk schwer trifft.“

Auf Wolf Dietrichs Stirn schwoll eine Ader. „Dem Volke geht es gut, es soll nicht murren und Beschwerde führen durch Euch. Es ist Arbeit im Lande, alle Hände regen sich, der Handel blüht, die Gewerbe feiern nicht. Den Leuten strömt mehr Geld in die Hand, als sie verbrauchen können. Sie sollen dem Staate geben, was des Staates ist, wie es schon die Schrift fordert. Denn der Staat wuchert mit ihrem Geld für die Kinder und Kindeskinde, und keiner, der da heute ängstlich zaudert und mir jedes Wagnis verargt, weiß, welch ein Zeitalter ich für diese Stadt, für dieses Land heraufführen will. Ihr sollt die Ernte noch heimsen, Euren Enkeln soll sie zum Segen werden.“

Die Ratsherren und der Bürgermeister starrten dem Erzbischof fassungslos ins Gesicht, sie wußten nicht, wie sie diese dunklen Worte deuten sollten. Wolf Dietrich aber, der heute ganz vom Rausch der Zukunft besessen war, beschwor auch vor ihnen das Bild, das er in seinem Herzen trug: „Ich will Euch ein schöneres, größeres, prächtigeres Salzburg bauen. Ich will Euch eine Stadt schaffen, in der glücklichere Menschen leben sollen. Kuppeln sollen über ihr funkeln wie über der heiligen Stadt. Die stinkenden Gassen will ich auseinanderziehen zu weiten Plätzen, auf die das Licht des Himmels frei niederströmt. Das schönste Land soll die strahlendste Stadt bergen. Und Ihr wollt mit mir feilschen um Silberlinge, da ich doch nur an Euch denke?“

Der Bürgermeister wiegte das Haupt. „In unserer Stadt, wie sie ist und auf uns überkam, haben sich unsere Väter und Ahnen wohlgefühlt. Sie hat ihnen gefallen und gefällt auch uns, und wenn Ihr das Volk fragt, dann könnte sie wohl bleiben, wie sie ist.“

Wolf Dietrich brauste auf. „Was versteht Hinz und Kunz davon! Meint Ihr, ich frage jeden Tropf und lasse mir dadurch meine Pläne und mein Werk zerstören? Das Volk will das Schöne nicht. Man muß es zwingen; dann nimmt es auch das Schöne hin.“

Der Bürgermeister sah, daß der Unmut und die Ungnade des Fürsten wuchsen; dennoch wagte er, wenngleich beklommenen Herzens, einen letzten und gefährlichen Einwand: „Das Volk, Hochfürstliche Gnaden, schafft und verdient, damit der Staat leben kann. Das Volk hat kein leichtes Leben, und es hängt am Überkommenen. Es hängt vielleicht zu viel daran, Ihr mögt recht haben, Herr, und Eure Voraussicht reicht weiter. Aber es gibt Dinge, die dem Volke heilig sind und die man ihm unversehrt erhalten soll. In unserem Münster, wie es steht und uns von denen, die es bauten, vererbt ist, wurde fast jeder, der heute durch Salzburgs Straßen läuft, einmal zur heiligen Taufe getragen. Vorher hatten die Väter und die Mütter hier die Weihe des Priesters empfangen, damit sie Kinder zeugen konnten. Wenn Ihr Häuser in der Stadt niederreißt, so wird es manchen schwer treffen, doch das Volk wird nichts dawider haben, es wird sich sagen, daß Altes stürzen muß, um Neuem Platz zu machen. Die Arbeitsleute sind auf dem Domplatz tätig, brechen Häuser nieder, das Volk steht dabei, raunt sich zu, der Herr wolle Besseres bauen, und ist zufrieden. Aber dieses Volk sieht auch, daß die Hacke gegen das Münster wettert, daß sie Stücke aus dem

heiligen Gemäuer reißt, daß eine geweihte Stätte nicht geschont wird. Hier, Hochfürstliche Gnaden, weiß das Volk nimmer, wo sich Glaube und Aberglaube scheiden. Und es spricht, Gott könne ein Werk nicht segnen, das seine Kirchen opfert.“

„Das Munster, wie es steht“, sagte Wolf Dietrich langsam und mit Betonung, sodaß seine Worte schreckhaft in die Stille fielen und Bürgermeister und Ratsherren erschauerten, „das Münster ist mir ein Greuel und es ist wohl auch Gott ein Greuel. Gott liebt das Schöne, dieser Dom aber ist alt und häßlich wie diese ganze Stadt. Dem Münster geschah noch nichts zu-leide, ein kleines Stück fiel und eine neue Sakristei wurde dafür eingebaut. Aber es wird zur Gänze fallen müssen, das ist mein Wille. Und es wird ein neuer Dom erstehen, des Herrgotts würdig, wie es die Dome und Kirchen in der Ewigen Stadt sind.“

Der Bürgermeister bekreuzte sich, die Ratsherren waren blaß geworden. „Hochfürstliche Gnaden“, stammelte der Bürgermeister, „schön oder nicht, edel oder häßlich — des Volkes Meinung ist, daß jedes Haus, worin Gott wohnt, geweiht sei.“

Wolf Dietrich lächelte plötzlich. „Seid Ihr gekommen, Bürgermeister, und habt Ihr Euren Rat mitgebracht, um mit mir darüber zu rechten? Überlaßt die Entscheidung denen, die damit betraut sind. Was wißt ihr von Gott? Ihr habt zu glauben. Und zu gehorchen habt ihr — ihm und demjenigen, der als sein Bote und Vertreter vor euch steht. Eure Sach' sind irdische Dinge. Zölle und Mauten, Geld und Geschäfte liegen Euch näher. Und damit ihr nicht zum Volke zurückkehrt als Leute, denen kein Erfolg beschieden war, will ich euch auf eure eigenen Waren den dritten Teil der Mauten erlassen.“

Der Bürgermeister und seine Begleiter wußten nicht recht, was sie von diesem Angebot halten sollten. Was sie erreichten, war wenig, aber sie hatten den neuen Herrn hinlänglich kennengelernt, um sich doch einzugestehen, daß es immerhin auch viel war. Darum verneigte sich der Bürgermeister: „Eure Huld ist groß, Hochfürstliche Gnaden, das Volk wird Euch Dank wissen.“

„Aber“ — Wolf Dietrich hob die Stimme — „aber sagt den Salzburgern: schwerste Strafe demjenigen, der eine Abgabe hinterzieht. Das Geld, das der Staat zu fordern hat, ist nicht mehr der Bürger Geld und Vermögen. Auch mag keiner nun glauben, er dürfe sein Gewerbe in eine andere Stadt verlegen, wo er billiger zu wirtschaften hofft. Ich werde ihn erreichen, und ich werde keine Gnade kennen. Wer von den Salzburgern zu schaffen fähig ist, hat in Salzburg zu schaffen.“

Damit waren die Ratsherren entlassen. Und da der Bürgermeister nicht gleich einen Abgang fand, stampfte Wolf Dietrich ein wenig mit dem Fuß auf. „Ihr habt nun meinen Bescheid, bringt ihn den Bürgern als meine Botschaft. Gehabt Euch wohl.“

Der Bürgermeister verneigte sich ein wenig hilflos, die Ratsherren folgten seinem Beispiel. Dann schoben sie alle sich zur Tür hinaus. Der Erzbischof sah ihnen nach und sprach eine Weile nichts. Endlich wandte er sich an Rieger von Westernach und Fabrizio: „Was ist eure Meinung?“

Der Präsident der Hofkammer wiegte bedächtig das Haupt: „Die Stimmung, Herr, ist nicht gut im Volke. Das Volk fühlt sich bedrückt. Und meine Priester sagten mir, daß im Beichtstuhl Männer und Frauen ihren Schrecken darüber kundtun, daß das Spitzbeil

Stücke aus dem Dom riß. Viele meinen, ein Gottesgericht müßte auf die Stadt niederschmettern als Strafe und Rache“

„Dieses Volk“, sagte Wolf Dietrich, „wird mich einmal segnen, wenn von einem andern Dom Licht und Schönheit ausstrahlt wie von einer neuen Sonne. Ich will diese häßliche und dunkle Stadt in ihr Gegenteil verkehren. Und ich will, daß Ordnung und Zucht der Unordnung folge. Was von hier stammt, soll sich bewähren und als gut gepriesen werden. Nur ein Meister erobert sich die Welt, und darum soll Salzburg eine Stadt von Meistern werden. Ich fordere, daß man mir eine neue Ordnung für die Zünfte schaffe: der Tüchtigste allein soll gelten, und jeder soll fürder seine Kraft und Kunst an einem schwierigen Meisterstück erproben, ehvör er Meister gerufen wird. Und was er durch seine Arbeit verdient, soll er nicht vergeuden in wüstem Gelage. Die Salzburger saufen zuviel, fast findet man sie schon mehr am Wirtstisch als am Werktisch. Ich werde die Zahl der Wirte und Schenken neu bestimmen, es sollen ihrer weniger werden. Wer in Hinkunft auf Salzburg blickt, dem soll diese Stadt Vorbild sein. Bei solchem Tun und Planen stört mich keiner. Mag das Volk murren, mag der Rat mir die Türen einrennen — ich tue, was ich will.“

Rieger von Westernach schüttelte noch immer den Kopf, aber er erwiderte nichts mehr. Nun stand er schon geraume Zeit an des neuen Herrn Seite, er wußte um dessen starken Willen und rasche Entschlußkraft, er wußte um dessen Trotz und Zorn Bescheid. Eher fiel man einem dahinstürmenden Pferde in die Zügel, als man seine Entscheidungen bekämpfte. In kurzer Zeit waren alle Ratgeber Wolf Dietrichs zu der weisen Erkenntnis gelangt, daß es am besten sei,

sich ihm zu fügen. Darum neigten sich Rieger und Fabrizi: „Hochfürstliche Gnaden, da Ihr es wünscht, wird alles geschehen.“

Wolf Dietrich lächelte wieder: „Bevor ich aber an all die neuen Werke gehe, soll Gottes Statthalter auf Erden mich und durch mich das Land segnen und stärken. Der Winter ist gekommen, er ist unwirtlich, er ist dem Reisen feind. Aber wenn wieder die Stare pfeifen, werde ich nach Rom pilgern zum Papst. Kehre ich zurück, dann will ich mit allem beginnen, was ich in Hirn und Herz trage.“

Fabrizi erschrak fast. Er war ein Mann des Herkommens, der Gewohnheit, des Überlieferten. Wer aus der geläufigen Bahn trat, der war in seinen Augen dem Unheil und der Gefahr ausgesetzt. Was Wolf Dietrich jetzt beschloß — und der Kanzler war überzeugt, daß dieser Entschluß dem rastlosen Kopfe in eben diesem Augenblick entsprungen war — war neu, war kühn, war unerhört. Deshalb gab er zu bedenken: „Hochfürstliche Gnaden, seit langer Zeit ist noch kein Erzbischof von Salzburg zum Heiligen Vater nach Rom gefahren.“

„Was schiert mich das?“ Wolf Dietrich machte eine Handbewegung, mit der er alle Widerstände zu zerbrechen, alle Bedenken wegzuschieben schien. „Dann werde eben ich der erste nach Jahrhunderten sein, der wieder, den Reisedaub noch auf den Schuhen, vor dem Papst kniet. Ich war in Rom, Fabrizi, es ist der Mittelpunkt der Welt und der Christenheit, alle Ehren und Würden sind dort zu holen, und keine Ehre und Würde für mich allein, sondern nur für das Volk, über das ich herrsche. Was . . .“ Und hier senkte er seine Stimme fast geheimnisvoll: „ . . . was zum Exempel, Fabrizi, würdet Ihr, was würden die Salzburger

sagen, wenn auf Eurem Thron ein Mann säße, der mehr ist als seine Vorgänger?“

„Man ist mehr nach seinem Willen, nach seiner Kraft, durch seine Leistung.“

„Auch das, Fabrizio. Aber man ist vor allem dann mehr, wenn man auf den Stufen zum päpstlichen Thron emporsteigen und dem Papste näher sein darf als die andern. Der Papst ist mir gewogen, er hat es mir immer bewiesen. Und er wird mein Land auszeichnen, indem er den Fürsten, der es für ihn und den Kaiser verwaltet, zum Kardinal macht.“

„Zum Kardinal?“ Fabrizio starrte den Erzbischof fast erschreckt an. „Gott segne Euch, Herr. Ihr habt ein hohes Ziel.“

„Wer sein Ziel nicht hoch hat, erreicht das Nächste nicht. Seht mich an, Fabrizio, seht mich an, Rieger: ich bin jung; meine Hände sind von Eisen, meine Muskeln sind straff, in meinem Hirn wohnt ein starker Wille, mein Herz ist allem Schönen hingegen. Ich kann nicht bescheiden sein, weil ich in mir die Kraft fühle, zu Gottes Ehre und zum Wohl des Volkes die Sterne vom Himmel zu holen. Einmal werdet ihr mir ins Grab nachrufen: da er alles wollte, hat er vieles erreicht.“

Er grüßte die beiden mit einem leichten Nicken und ging. Der Boden dröhnte unter seinen Schritten und die Tür schlug heftig ins Schloß. Rieger und Fabrizio blickten ihm lange nach, als könnten sie ihn noch durch die Mauern hindurch sehen. Endlich, nach langem Schweigen, sagte der Kammerpräsident: „Welch ein Mann! Nie sah dieses Land einen solchen. Gott schütze Salzburg.“

Und damit gingen auch sie.

Siebentes Kapitel

Als in der Neujaarsnacht die Glocken das Jahr des Heils 1588 einläuteten, wußten die Salzburger nicht, was es ihnen bringen solle. Allzu viel Neues stürzte auf sie nieder, als daß sie sich den klaren Blick für alle Entwicklungen und Geschehnisse, die reine Voraussicht für alles Kommende gewahrt hätten. Sie sahen fürs erste nur, daß die Unruhe ihres Lebens vermehrt worden war. Sie sahen, daß immer mehr alteingesessene Bürger aus der Stadt zogen, weil sie nicht im Büssergewand in den Dom pilgern und die evangelische Lehre abschwören wollten. Sie fühlten den Druck der neuen Steuern, Zölle und Mauten. Sie murrten darüber, daß man den Zünften strengere Weisungen gab, daß die Gesellen sich im Schweiß ihres Angesichts plagen mußten, ehe man ihr Meisterstück für würdig befand und als solches anerkannte. Wollte aber ein Meister Bürger der Stadt werden, dann zog man ihn vor das erzbischöfliche Konsistorium und prüfte ihn dort auf seine Rechthgläubigkeit, daß er fast meinen konnte, man wolle aus ihm einen Priester machen, der morgen das Hochamt lesen und die Beichte hören sollte; und damit solcher Prüfung den Nöten eines Staates nicht geholfen war, der Geld brauchte, so mußte er auch ein Vermögen von hundert Gulden nachweisen, damit für die Zukunft seine Fähigkeit, Steuern zu leisten, erwiesen sei. Das alles indes hätten die Salzburger lieber ertragen als den Frevel an ihrem Münster, wie sie seine

Zerstörung nannten. Man wußte — der Bürgermeister und die Herren des Rats hatten es berichtet —, daß Wolf Dietrich das Münster verdammt, daß er ihm das Urteil gesprochen hatte, daß es seinem wilden und unruhigen Geist nicht genüge. Wenn darum ein Stück des Gotteshauses ausgebrochen, wenn es aus dem ehrwürdigen Gebäude gerissen wurde, so gewann, was man früher entschuldigt hätte, nun einen neuen und gewandelten Sinn. Ein Priester wütete gegen die geweihte Stätte Gottes, er schmähte sie — war dies erhört? Aber freilich: war dieser Landesherr ein Priester? Wenn er zur Kirche ging, um das Hochamt zu halten oder um zu predigen — denn er predigte, was seine Vorgänger nicht getan hatten, sobald sie auf den erzbischöflichen Thron gelangt waren —, dann mußte ihm ein Diener an der Kirchentür den spanischen Federhut, den Kavaliersmantel, das Rapier abnehmen. Erst mit dem letzten Schritt vor der Sakristei trennte er sich von weltlichem Prunk, um der Priester Gottes zu werden. Konnte solch ein Mann Segen über diese Stadt und ihre Bürger bringen? Konnte er ein Vorbild sein, da er selbst irdischem Tand, irdischer Wollust verfallen war?

Die Bürger wußten es: er, der so streng war gegen andere und der am liebsten Pech und Schwefel auf die Ketzer hätte niederregnen lassen, war nicht streng gegen sich selbst. In seinem Hause saß seine Dirne, seine Buhlerin, seine Kebse, und ein Gebot, das ihm nach seinem Stande auferlegt war, blies er in den Wind, weil es ihm nicht gefiel. Diese Buhle kannte man. Sie war durch diese Straßen gegangen, man hatte mit ihr gesprochen, sie war achtbarer Leute Kind, man wies mit den Fingern auf das Haus des Ratsherrn Alt, der sich ihren Vater nicht mehr nennen wollte. Wilhelm

Alt mied die Leute, er ging nicht mehr in den Rat, wollte nicht beim Trunk mit andern Bürgern beisammen sitzen, um das Wohl und Wehe der Stadt in Rede und Gegenrede zu erörtern. Ihn traf keine Schuld. Aber Schuld traf seine Tochter Salome, die Schande auf sein graues Haupt herabgebracht hatte, indem sie sich von ihrem wilden Blut dahintreiben ließ. Und die volle Wucht der Verantwortung traf den, der sie verführt, der sie geschändet und entehrt, der sie aus ihrem Wege gerissen und zu sich gezogen hatte.

Man sah Salome nicht mehr in den Straßen der Stadt. Sie war den Blicken der Menschen entschwunden, als wäre sie gestorben. Nur Auserwählte, die der Erzbischof für würdig erachtete, daß sie an seinen Festen, an seinen Gelagen teilnehmen durften, begegneten ihr manchmal. Denn Wolf Dietrich forderte, daß sie sich seinen Gästen zeige, und bei allem Widerstreben mußte sie sich seinem Wunsche fügen. Dann wurde neue Kunde von ihr in die Stadt getragen. Man sprach herum, daß sie in Gewänder gekleidet sei, die jeder Fürstin, ja selbst der Kaiserin anstehen würden, daß sich um ihre Stirn, um ihre Brust Ketten aus Perlen und edlen Steinen schlangen. Lachen hatte man sie bei solchen Festen selten gesehen, aber auch ihre größten Widersacher mußten bekennen, daß sie schöner denn je sei und daß dem Fürsten die herrlichste Frau des ganzen Landes gehöre. Kavalier neigten sich vor ihr, Gesandte erwiesen ihr die Reverenz, und oftmals konnte man den Eindruck gewinnen, daß Wolf Dietrich den Glanz seiner Hofhaltung erhöhte, daß er seine Feste rauschender und farbiger denn je sein ließ, nur um den Rahmen zu schaffen, den er für Salome als würdig erachtete. Sie — dies erzählten die Bürger einander — ließ sich gefallen. Aber war sie glück-

lich? Konnte eine schöne Frau, die der Welt so ganz entzogen und nur mehr auf einen engen Kreis beschränkt war, glücklich sein?

Salome selbst wußte darauf keine Antwort. Sie erkannte, daß ihr Leben scharf in zwei ungleiche Hälften geschieden wäre. Ihr Herz füllte sich mit Glück, ihre Augen wurden hell und froh, wenn Wolf Dietrich bei ihr weilte. Aber ihr Herz verstummte und ihre Augen erloschen in all den Stunden, da sie allein war, ohne den Geliebten, ohne Freundinnen, ohne Verwandte, ohne irgendeinen Menschen, der ihr nahestand. Diese Stunden waren zahlreich und lang. Und während sie träge dahinkrochen und Salome müßig an einer kunstvollen Stickerei stichelte, sann sie über ihr Leben nach, wie es sich gefügt hatte, und die Frage wurde in ihr wach, ob dieses Leben ihrer Art, ihrem Wesen, dem tiefen Drange ihres Gefühls entspräche.

Sie wäre, uneins in sich selbst, nie zur Klarheit gekommen, wenn nicht der Frühling des Jahres 1588 Wolf Dietrich von ihrer Seite gerissen hätte. Denn nun machte er wahr, was er seinem Hofkämmerer, seinem Kanzler und den Mitgliedern des Kapitels schon lange angekündigt hatte: er reiste nach Rom. Diese Fahrt unternahm er, um Rechenschaft abzulegen über das erste Jahr seiner Regierung und sich vom Papste zugleich mit neuen Aufträgen, mit neuen Botschaften den Segen für sein künftiges Wirken zu holen. Durch eine Gesandtschaft hatte er in Rom anfragen lassen, ob sein Besuch willkommen sein würde; die Antwort war so gewesen, daß er sich erwartet, ja fast ersehnt dünken konnte. Sein Ehrgeiz wurde dadurch aufgestachelt, er fühlte sich großen und weitreichenden Aufgaben gewachsen, wenn er sie durch diese entscheidende Reise in die Heilige Stadt einleitete. So traf er

denn seine Vorbereitungen, die ihm Freude machten und für die er seine ganze Tatkraft aufbot. Traurig war nur die Stunde, da er Salome von seinem bevorstehenden Scheiden Mitteilung machte. Diese sah ihn groß, mit erschreckten Augen an und verfärbte sich.

„Du willst fort?“ fragte sie bang. „Du willst von mir? Auf so weite Fahrt und für so lange Zeit? Was soll dann mit mir geschehen?“

Er suchte sie zu trösten: „Die Fahrt ist so weit nicht, wie du meinst. Und die Zeit wird bald vergangen sein. Während ich in der Ferne weile, werden alle dir zu Diensten sein, du kannst gebieten und jeder Wunsch soll dir erfüllt werden.“

„Ich habe keinen Wunsch. Ich habe, wenn ich so oft und so viel allein bin, immer nur die eine Sehnsucht, daß du wieder kommen möchtest. Ich habe für dich alles verloren und hingegeben, mein Vater kennt mich nimmer, meine Geschwister haben sich von mir abgekehrt, den Salzburgern bin ich entschwunden, als hätte ich nie zu ihnen gehört.“

„Bist du nicht glücklich, Salome?“ fragte er.

Glück — wieder tauchte dies Wort auf, dem sie so oft nachgrübelte. „Ich bin es in deiner Nähe. Aber du bist mir selten nah. Und oftmals, wenn ich so sitze und denke und niemand mehr etwas von mir wissen will, der mir früher nahestand, kommt mir ein Gedanke, ein Wunsch...“

Hier errötete sie in heftiger Scham und schwieg. Aber er drang in sie: „Welcher Gedanke? Welcher Wunsch? Willst du mirs nicht sagen, Salome?“

„Ach“, gab sie zurück, „du wirst mich schelten, denn es ist so ganz unmöglich. Aber wenn eben mein Herz ganz allein ist, dann tauchen allerlei Bilder darin auf, und das holdeste ist doch, daß ich ein Kindlein

sollt wiegen dürfen. Es wär von dir und so wär ich nimmer allein, wenn du nicht bei mir sein kannst.“

„Ein Kind von dir und mir?“ wiederholte er langsam und staunend. „Es kann nicht sein, Salome, du weißt, es kann nicht sein.“

„Wohl weiß ichs.“ Sie senkte in Demut den Kopf. „Aber man hat oft so törichte Wünsche, die man nicht gleich verscheuchen kann. Sei mir darum nicht böse.“

Sie fühlte seinen Kuß auf der Stirn, und als er ging, blieb von diesem Kuß ein Glück in ihr zurück, das doch nicht hindern konnte, daß von neuem aus allen Winkeln des Gemachs die gefürchtete Schwermut, die gefürchtete Trauer auf sie zukroch, um sie ganz einzuspinnen. Es fiel ihr ein, wie lange nun schon Felicitas, die Base, mit Christoph Weiß vereint war. Salome entsann sich des Tages, an dem man die seltsame Hochzeit feierte. Sie war gekommen, wie sie es versprochen hatte, und sie war einer der spärlichen Gäste gewesen, die sich getrauten, bei einem Ketzerfest zugegen zu sein. Indes im Hause des Christoph Weiß — denn im katholischen Elternhaus der Felicitas durfte ein evangelischer Prediger nie seines Amtes walten — das Gelöbnis gesprochen wurde, waren die Truhen und Koffer schon gepackt, die Möbel und Gerätschaften waren im Flur zusammengestellt, wo sie darauf warteten, von den letzten Wagen geholt und abbefördert zu werden. In dem leeren Zimmer hallte die Stimme des Prädikanten dumpf und unheilverkündend, als er seine Rede hielt und den Brautleuten den gemeinsamen Weg in die Zukunft wies. Dann setzte man sich um den Tisch, der vor dem Zugriff der Packknechte fürs erste gerettet worden war, zu einem Hochzeitsmahl zusammen, bei dem niemand ein heiteres Wort sprach. Christoph Weiß und Felicitas wuß-

ten, daß es nun ans Abschiednehmen ging. Die Eltern der Felicitas und die andern Teilnehmer wurden bedrückt durch die Vorstellung, daß die Zeremonie, die man hier begangen hatte, unerwünscht und verfehmt war, und das Bewußtsein, daß Salome, dem Erzbischof so innig verbunden, nun gleichwohl in ihrer Mitte weilte und an der Hochzeit, an dem Mahl und an den Gesprächen teilnahm, ließ sie vollends unfrei und geduckt bleiben. Salome hatte sich auf diesen Tag gefreut, der sie noch einmal mit der Freundin und dem Christoph Weiß zusammenbringen sollte. Nun saß auch sie still am Tisch, vermochte nichts von den Speisen zu genießen, und war froh, als sie aufbrechen durfte. Felicitas hing ihr am Hals und brach in Tränen aus, als gelte es einen Abschied fürs Leben. Salome tröstete sie, indem sie ihr über das blonde Haar strich und immer wieder sagte: „Es wird alles gut werden, Felicitas, und wir beide sehen uns bald wieder, wenn du in deinem vollen Glück bist.“ Aber sie glaubte selbst nicht, was sie sagte, und als sie dann, von einem Diener des Erzbischofs schattenhaft gefolgt, durch die Gassen heimschritt, hatte sie das Gefühl, als wäre Felicitas nicht in ihr Glück, sondern in eine trostlose Verbannung voll Kummer und Elend gegangen.

Nun aber, da die Freundin schon fast ein halbes Jahr in Wels lebte, wohin Christoph Weiß gezogen war, um sein Geschäft neu zu errichten, sein Haus neu zu bauen, kamen Briefe, die zu melden wußten, daß diese beiden Menschen ihr Leben wieder in das richtige Gleichmaß gebracht hatten. Salome las diese Briefe mit brennendem Herzen und fand das Los der Felicitas, obwohl diese von allem hatte lassen müssen, was ihr bisher teuer gewesen, durchaus nicht mehr beklagenswert. Sie erschauerte, wenn sie den Vergleich

mit ihrem eigenen Dasein zog. Denn verbannt war auch sie, und die Mauern ihres Hauses glichen einer starren und unerbittlichen Grenze, über die die übrige Welt niemals dringen konnte. In ihre stillen Gemächer warf das Leben nur seine letzten und verrinnenden Wellen, und manchmal fiel ein großer Schatten herein, der Schatten eines Mächtigen, den sie liebte und der ihr doch so wenig gehören konnte, weil sein Amt ihn von ihr fernhielt.

In den Tagen, die den Reisevorbereitungen gehörten, war der Frühling mit aller Macht gekommen. Wenn Salome am Fenster stand und zu den gleitenden Wolken aufblickte, dachte sie daran, wie schön es sein müßte, jetzt in voller Freiheit durch die Wälder des Mönchsbergs zu schreiten oder durch die Riedenburg in Heide und Moor zu ziehen, wie sie es so oft getan. Ihre Sehnsucht schwang sich zum Himmel auf, reiste mit den Wolken, flügelte in eine endlose Weite, aus der sie müde zurückkehrte. Diese Frühlingstage waren gefährlich für ihr Herz, und sie waren es doppelt, weil nun die Stunde des Abschiednehmens wirklich heranrückte. Sie mußte an jenen andern Abschied denken, den sie vom Vater, von den Geschwistern, vom Elternhause genommen. Er hatte sie geschmerzt, sie hatte bewußt das Glück ihrer ersten Jugend hingegeben und zurückgelassen. Doch indem sie allem Bisherigen den Rücken wandte und in das neue Leben hineinschritt, wenngleich dieses einem Paradiese voll verbotener Früchte glich, ging ein Mann an ihrer Seite, den sie liebte und der sie führte. Nun aber, da Wolf Dietrich für lange und trostlose Wochen schied, schien das Paradies um sie her zu verdorren, die Früchte neigten sich ihr nicht mehr und der Himmel verdunkelte sich.

Die Vorbereitungen wurden in der Residenz mit

großzügigem Eifer betrieben. Manchmal, des Abends, wenn Wolf Dietrich bei ihr weilte und ihr Kopf, müde von vielen Liebkosungen, auf seiner Schulter ruhte, erzählte er ihr von dem Glanz, den er in Rom zu entfalten gedachte. Die Römer sollten ein Schauspiel erleben, würdig eines Fürsten. All sein Ehrgeiz entflammte sich an diesen Vorstellungen, und seine Gedanken mußten von weiter Reise zurückkehren, um wieder bei Salome Einkehr zu halten, die zu ihm aufblickte und andächtig, ohne ein Wörtlein einzuflechten, seiner Rede lauschte. Sie sagte ihm nicht mehr, wie sie sich vor der Trennung fürchtete. Sie erkannte, daß es seiner Art entsprach, große Pläne zu fassen, denen sie nicht zu folgen vermochte. Sie mußte ihn ziehen lassen, um ihn als einen Glücklichen, als einen vom Erfolg Gekrönten zurückzuempfangen. Und ihr Teil war es nun, diese Zeit des Alleinseins zu überbrücken und sich des Wiedersehens zu freuen, das dann doppelt köstlich sein sollte.

Am Abend vor der Abreise war Wolf Dietrich zärtlicher, glühender, liebevoller denn je. Er riß sich schwer aus ihren Armen und ließ sie zurück in einer Verzweiflung, deren sie nicht Herr zu werden vermochte. Sie schlief nicht, ihr Herz ging in unruhigen Schlägen, und früh schon stand sie auf, um vom Fenster aus den Auszug zu verfolgen. In den Straßen drängten sich wieder die Salzburger, die ja, seit der neue Herr regierte, so oft Gelegenheit hatten, Zeugen des Glanzes zu werden, der von ihm ausging. Sie mußten ihre Geduld und Ausdauer nicht unter so üblen Verhältnissen bewähren wie bei dem Einritt Wolf Dietrichs vor einem Jahr. Denn heute fiel kein Tropfen, hoch und hell wölbte sich der Himmel über der Erde, ein milder Wind, der das gute Wetter für längere Frist

verbürgte, strich durch die Gassen, man konnte für eine Reise keinen schöneren Tag wählen.

Als die Leute ihre Mützen hoben und Vivat schrien, wußte Salome, daß Wolf Dietrich aus dem Tore ritt. Sie konnte ihn kaum erspähen, ihr Fenster lag nicht günstig. Aber sie wußte, daß er mit seinem Gefolge und seinem Troß beritten war, daß er ein gutes Stück des Weges auf dem Pferde zu bleiben gedachte. Hinterher polterten schwere Reisewagen, dazu bestimmt, den Herrn und alle die andern später aufzunehmen und nach Rom zu bringen.

Das Volk verlief sich allmählich wieder, der Zug mußte den Blicken entschwunden sein, Wolf Dietrich hatte die Stadt wohl schon durch die Kaigasse und über Nonntal verlassen. Salome trat vom Fenster zurück und blickte mit Augen, in denen fast Angst zu lesen war, im Zimmer umher. Nun, da Wolf Dietrich geschieden, war ihr zumute, als sollten diese Räume, zu ihrer Bequemlichkeit und zu ihrer Freude eingerichtet und mit schönen Dingen vollgestopft, die einmal ein dankbares Lächeln in ihr Gesicht gelockt hatten, für die Dauer zweier Monate ein Kerker sein und nicht mehr. Denn für zwei Monate hatte der Erzbischof seine Reise berechnet. Acht volle Wochen war sie auf sich allein angewiesen, sie würde keine andere Gesellschaft haben als ihre Gedanken, keinen andern Gefährten als ihr eigenes Herz.

Ihre Dienerin kam, eine alte Frau, die vom Dürrnberg stammte. Dort waren die Knappen in ihrer Mehrheit gut evangelisch, diese Frau aber hatte sich eines so treuen katholischen Wandels befleißigt, daß sie würdig befunden wurde, am Hofe des Erzbischofs Dienst zu tun. Sie liebte Salome auf eine mürrische und einsilbige Art, und oftmals tat ihr dieses junge Blut leid,

das vom Sturm seines Lebens in das weite Meer eines unabsehbaren Abenteuers hinausgetrieben worden war.

„Nun seid Ihr allein, Herrin“, sagte sie. „Da mögen sich die Stunden schon oftmals zu Tagen dehnen und die Tage zu Wochen oder Monaten. Aber alles auf der Welt hat ein Ende und einmal kehrt das Leben und die Lust auch in diesem Hause wieder. Man muß nur warten können.“

Dies eben war die große Kunst: warten zu können. Und Salome übte diese Kunst geduldig, sie brachte es darin zu einer stillen und müden Meisterschaft. Draußen wurde der Frühling immer schöner, immer farbiger, er wehte seine Düfte und seine Lerchenlieder auch in ihre Zimmer. Dennoch stiegen die Tage für sie grau auf, um grau zu versinken. An den Abenden allein war sie glücklich, denn nun war mit dem kommenden Morgen die Trennung wieder um ein Stück verkürzt, um einen kleinen Schritt war das Wiedersehen nähergerückt. Einmal freilich hielt sie es, als die Stunden des Alleinseins schwer wie Blei auf ihr lasteten, nicht mehr aus und sie tat etwas, wovon sie nicht wußte, ob es richtig oder falsch war, weil sie es eben aus dem Drange ihres Herzens tun mußte. Sie schickte ihre Dienerin als Botin zum Ratsherrn Wilhelm Alt und ließ ihm sagen, daß seine Tochter glücklich wäre, wenn er sie besuchen oder bei sich selbst empfangen würde. Die Dienerin, die voll Grimm darüber war, daß ein Vater sein Kind so ganz verstoßen konnte, mochte auch hundertmal Sünde sein, was dieses Kind tat, bot ihre ganze derbe und einfältige Beredsamkeit auf, um günstige Nachricht heimbringen zu können. Inzwischen saß Salome zuhause und wartete, sie stellte sich vor, wie diese Tür aufspringen und der Vater vor ihr stehen würde, um sie zu umarmen. Vielleicht auch

rief er sie zu sich, dann sollte sie die Stuben wiedersehen, in denen sich ihr Leben abgespielt hatte, und vor allem die liebe Stube, die ihr selbst gehört. Was würde sie dem Vater sagen? Sie malte sich, in der Müßigkeit der Stunde, jedes Wort aus, das sie sprechen und hören sollte. Und als dann Schritte auf der Treppe klangen, sprang sie auf und starrte auf die Tür und hatte dabei die Hand aufs Herz gepreßt, das ihr das Mieder zu zersprengen drohte. Aber die Dienerin kam allein, mit hochrotem Gesicht, flammenden Unwillen in den Augen. „Euer Vater, Fräulein, ist nicht hier.“

Salome erschrak. War der Vater krank und wollte man ihr dies verbergen?

„Nicht hier?“ fragte sie stockend.

„Er ist verreist — Geschäfte riefen ihn ab.“ Aber die Dienerin sprach dies so grollend, daß Salome gleich Bescheid wußte. Sie log, um der Herrin nicht wehzutun. Sie brachte es nicht über ihr einfältiges gutes Herz, zu bekennen, daß Wilhelm Alt unerbittlich war, daß er der Tochter nicht verzieh, daß er es ablehne, sie zu sehen und ein Wort mit ihr zu sprechen. Da machte sie eine kleine Handbewegung: „Es ist gut, ich danke dir. Laß mich allein.“ Und allein geblieben, warf sie sich in einen Stuhl und weinte die letzten Tränen um ihr Vaterhaus. Von da an vergaß sie, daß es in Salzburg Menschen gab, denen sie zugehörte, außer einem einzigen Menschen, den sie liebte und den sie für alles Verlorene empfangen hatte.

Nun trug sie die Stille ihrer Tage leichter, denn sie hatte sich daran gewöhnt. Und noch war der erste Monat seit dem Abschied Wolf Dietrichs nicht ganz vergangen, der Mai hatte seine Herrschaft kaum dem Juni übergeben, als ihr ein Erlebnis widerfuhr, das sie tief erschütterte und aufwühlte. Es begann damit, daß

sie krank wurde. Sie taumelte manchmal leicht und meinte, den Halt zu verlieren, die Bilder ihrer Umgebung verschwammen vor ihren Augen. Diese Anfälle vergingen und kehrten wieder. Aber einmal, als sie schwer atmend am Tische lehnte, kam ihre Dienerin dazu. Sie erschrak, als sie das blasse Gesicht sah: „Herrin“, rief sie, „was ist Euch? Ihr seid krank.“

Salome lächelte abwehrend: „Es ist nichts, das Übel kam schon öfter und verging wieder. Es wird auch diesmal vergehen.“

In den Augen der Dienerin erwachte ein mißtrauischer Blick. „Des öfteren schon?“ wiederholte sie und ging, nachdem Salome sich erholt hatte, kopfschüttelnd ab. Aber ihre Unruhe und Sorge trieb sie zu einem eigenmächtigen Schritt, und bald darauf klopfte es an Salomes Tür und der Chirurgus des Erzbischofs stand dienstwillig vor ihr: „Ich höre“, sagte er, „daß Ihr krank seid, Herrin. Ich kam, um Euch meine Hilfe anzubieten.“

„Ich bin nicht krank“, erwiderte Salome, „und deshalb brauch ich Eure Hilfe nicht.“

„Der Erzbischof hat mir aufgetragen, um Euer Wohl besorgt zu sein, edle Frau. Es wäre gefährlich für mich, wenn ich seinem Befehl nicht gehorchen wollte. Ich bin ihm Rechenschaft schuldig nach seiner Rückkehr. Und Eure Dienerin kam zu mir mit der Botschaft, daß Ihr von Schwindel befallen würdet. Erlaubt, daß ich Euch untersuche.“

Widerwillig fügte sie sich. Die Untersuchung war peinlich genau, man merkte, daß der Chirurgus sich seiner Verantwortung wohl bewußt blieb. Salome beobachtete sein Gesicht, sie merkte, wie sich darin ein Zug der Spannung verschärfte und wie plötzlich der Schrecken darüber hinlief.

Sie wurde unruhig: „Bin ich wirklich krank? Euer Gesicht verheißt mir nichts Gutes“

Er richtete sich auf, seine Augen blickten sie fassungslos an, mit den Händen machte er eine zuckende Gebärde, die bewies, daß er vor ein Problem gestellt sei, an dem seine Kunst und seine Diplomatie zuschanden würden.

„Krank?“ wiederholte er. „Krank seid Ihr nicht. Aber ...“

Ihre Besorgnis wuchs: „Warum erschreckt Ihr, da ich nicht krank bin?“

„Erschrak ich, Herrin? Ihr irrt wohl. Denn es ist kein Grund zum Erschrecken, eher zur Freude gegeben. Ihr seid gesegnet ...“

Sie wurde totenblaß, ihre Hände haschten nach seiner rechten Hand, sie zog ihn ganz nahe an sich heran, als hätte sie so mehr Gewähr, daß er ihr die volle Wahrheit sagen würde: „Gesegnet? Wie meint Ihr das? Foltert mich nicht, sagt, was Ihr zu sagen habt und was zu sagen Eures Amtes ist.“

Da sprach er langsam und mit Betonung: „Ihr werdet einem Kinde das Leben schenken.“

Sie taumelte zurück, als hätte sie ein Schlag ins Gesicht getroffen. „Einem Kinde? Ich? ... Ihr lügt, Ihr irrt, das kann die Wahrheit nicht sein ... Sagt, daß es nicht wahr ist! Ich bitte Euch, ich flehe Euch an!“

Er hob die Achseln und ließ sie wieder sinken: „Ich habe Euch genau untersucht, Herrin, und wenn ich getäuscht werde, dann täuscht mich auch das Licht des Himmels. Aber Ihr sollt Euch nicht grämen. Ist das, was in Euch geschieht, nicht für jede Frau ein Grund zur Freude?“

Sie schlug die Hände vors Antlitz und verharrte lange regungslos. Zwischen ihren Fingern quoll keine

Träne vor; aber manchmal ging ein Rütteln durch ihren Körper, als wütete ein stürmisches Fieber in ihr. Da sie so lange schwieg, fragte der Chirurgus endlich: „Habt Ihr noch Befehle für mich, Herrin?“

Sie ließ die Hände sinken und sah ihn mit erloschenen Augen an. Man merkte, daß sie den Sinn seiner Frage nicht verstand, ja, daß sie diese vielleicht gar nicht gehört hatte. Ihre Lippen bewegten sich, als suche sie nach Worten, und endlich sagte sie tonlos: „Was soll nun werden? Du lieber Gott, was soll nun werden?“ Dann, mit einer heftigen Handbewegung gegen den Chirurgus, setzte sie hinzu: „Geht! Ich weiß jetzt, wie es um mich steht, und will allein sein. Kein Mensch soll mich stören.“

Er verneigte sich tief: „Befehlt über mich, wann immer Ihr mich braucht.“ Und damit ging er zur Tür hinaus, die sich geräuschlos wieder hinter ihm schloß.

Sie saß noch lange starr, ohne sich zu rühren, und blickte mit Augen vor sich hin, die kein Bild aufnahmen. Dann erhob sie sich, machte ein paar Schritte durchs Zimmer, trat ans Fenster, vor dem der Frühlingstag eine unnennbare Fülle von Jugend und Licht verschwendete, kehrte, als wenn so viel Schönheit und Glanz sie blendete, zu ihrer Ruhebänk zurück und ließ sich auf diese hinfallen. Und nun brach ein Strom von Tränen aus ihr hervor, unaufhaltsam, als sollte sie dadurch von aller Kummernis dieser letzten Zeit befreit werden.

Als sie zur Ruhe kam, begann sie zu grübeln. Sie rief sich die Worte ins Gedächtnis zurück, die der Chirurgus zu ihr gesagt hatte. Dieser Mann war ein Meister in seinem Fach, sein Ruf gründete sich auf einen untrüglichen Blick für alle Übel und Veränderungen des Leibes, es war nicht möglich, an seinem

Befund zu zweifeln. Als unumstößliche Tatsache stand vor ihr, daß sie einem Kinde das Leben schenken würde, und es galt, damit ins Reine zu kommen.

Ihre Gedanken irrten in die Ferne ab, sie suchten den Mann, der nun in Rom, der Stadt seiner Jugend, saß und beim Papst Rechenschaft ablegte über das erste Jahr seiner großzügigen, straffen, ja strengen Regierung, die er selbst doch nur als einen Anfang betrachtete, weil kaum erst ein paar Schritte zum künftigen Vollbringen und zur ersehnten und erstrebten Vollendung getan waren. Dieser Mann liebte sie, und durch seine Liebe war er der Vater ihres Kindes. Aber er war ein Priester, die Ehe war ihm verwehrt, nie würde er sich zu seinem Blut bekennen dürfen. Aus dem Rausch seiner Leidenschaft war er immer wieder zurückgekehrt zu einer ernsten und entschlossenen Betrachtung der Welt, zu einer unerbittlichen Erfüllung seines Amtes, zu einer unnachsichtlichen Betonung seiner Würde. Was Salome ihm bisher gewesen, das durfte sie nur in stillen und verborgenen Stunden sein, die er sparsam aus dem Gefüge seines Tages riß. Als Mutter seines Kindes mußte sie mehr bedeuten, sie durfte fordern und verlangen. Aber war Wolf Dietrich danach geschaffen, sich einer Forderung zu fügen?

Indem sie dies bedachte, nistete sich die Angst in ihrem Herzen ein. Doch diese Angst begegnete einem andern Gefühl, das, vorerst klein und geduckt, sich bald dehnte und wachsend alles durchdrang. Denn mit einemmale verblaßte das Bild Wolf Dietrichs und nur mehr die Botschaft des Arztes, diese Verheißung, diese Ankündigung hatte in Salome Raum. Eine warme Welle Blutes stürmte auf ihr Herz ein und sie sagte leise vor sich hin: „Ich werde ein Kindlein haben...“ Und da sie dies sprach, war ihr zumute, als wäre sie

nun nicht mehr allein und diese furchtbare Leidenszeit einer unerträglichen Einsamkeit sei abgeschlossen. Sie dachte, daß ihr ganzes Leben sich anders gestalten würde, daß es tiefern Sinn und erhöhten Wert erhalten müßte, wenn sie ihr Kind bei sich hätte. Dann war keine Stunde mehr leer und unausgefüllt, dann banden sie mächtige Fesseln ans Dasein, dann stand sie so hoch, daß sie das Urteil einer hämischen und böswilligen Welt verlachen durfte, und dann konnte sie endlich ruhig und froh des Mannes warten, der sie in einer Glücksstunde so reich beschenkt hatte und ihr immer wieder neue Glücksstunden gab.

Plötzlich trieb sie ein quälender Gedanke in pochender Unrast von der Bank empor. Dieses Kind, erwog sie in neuer Bestürzung, dieses Kind ist sein Wunsch nicht, es kann ihm nicht willkommen sein, und darum kann er es nicht lieben. Wenn er es mir, da die ganze Welt auf ihn blickt und auch er sich dem Urteil dieser Welt beugen muß, nun nimmt? Wenn man es mir raubt und es irgend wohin bringt, damit ich es nicht mehr sehe, damit es mir entzogen bleibt und ohne meine Fürsorge und Liebe aufwächst? Könnte er das? Wäre Wolf Dietrich dessen fähig?

Sie fand auf diese einstürmenden Fragen keine Antwort. In diesem Augenblick wurde ihr bewußt, daß sie den Geliebten nicht kannte, wie man wohl überhaupt Menschen gerade dann am wenigsten kennt und in ihren Ratschlüssen und Taten bemessen kann, wenn sie sich bewähren sollen. Denn dies wäre für Wolf Dietrich die größte und schönste Bewährung gewesen: daß er sich für sein Kind erklärte, wie er sich für die Frau erklärt hatte, die ihm dieses Kind geboren. Da Salome in sich forschte, um aus ihrem Gefühl für einen Menschen diesen Menschen selbst zu enträtseln, blieb sie

schließlich hilflos mit leeren Händen stehen. Sie wagte es nicht, an Wolf Dietrich zu glauben, aber sie hatte kein Recht, an ihm zu zweifeln.

Sie verbrachte eine Nacht voll wirrer Träume, eine unruhige Nacht, in der sie immer wieder aus dem Schlafe auffuhr, um über ihr Schicksal und über die jähe Wendung, die es genommen hatte, nachzusinnen. Der nächste Tag fand sie ruhiger und gelassener, aber eine Müdigkeit war in ihr, als hätte sie einen langen und beschwerlichen Weg überwunden. Nun dachte sie nicht mehr an eine Gefahr, die dem Kinde drohen könnte, sie dachte nur mehr an dieses Kind. Es erfüllte ihr ganzes Sein, sie stellte sich vor, wie sie es das erste Mal entgegennehmen würde, sie glaubte es schon mit leibhaftigen Augen zu schauen. Was würde es vom Vater ins Leben mitbekommen? Einen hohen und stolzen Sinn, den nichts brach, einen heftigen Willen, der sich jedes Ziel erzwang, eine ungestüme Kraft, an der jeder Widerstand zerschellte. Der Vater war der Stärkere, gewiß überwog bei der Mischung des Blutes in einem neuen Wesen sein Anteil. So konnte die Mutter nichts anderes vererben als die Fähigkeit, zu lieben und durch die Liebe glücklich und unglücklich zu werden.

Am Vormittag kam der Chirurgus wieder. „Es drängt mich, Herrin“, sprach er, „mich zu erkundigen, wie Ihr Euch befindet. Die Botschaft hat Euch gestern überwältigt, Ihr wart verwirrt und Eurer nicht mehr mächtig. Seid Ihr zur Ruhe gekommen? Und ist in Eurem Herzen und Sinn nun Raum für das Schöne, das Euch bevorsteht, und für die Freude, die Euch gegeben wird?“

„Verzeiht“, erwiderte sie, „wenn ich gestern verstört war. Aber Ihr werdet verstehen, daß dieses Neue allzu

jäh über mich kam. Nun bin ich wieder ganz gefaßt und fuhle den Segen, der auf mir liegt.“

Er betrachtete sie staunend: „Ihr sprecht die Wahrheit“, sagte er. „So kann kein Mensch den andern täuschen. Und damit seid ihr auf dem rechten Wege, um allem zu begegnen, was Euch widerfahren könnte. Eine Mutter wird stärker durch ihr Kind.“

Er sprach nicht aus, an welche Gefahren er dachte, doch war es gewiß, daß er für das ungeborene Wesen den heftigen Sinn des Erzbischofs fürchtete. Salome fühlte seine Besorgnis, aber sie selbst war nun ganz frei und froh und ließ keine dunklen Gedanken mehr Gewalt über sich gewinnen. Da Wolf Dietrich sie liebte, mußte er sich des Kindes freuen, das dieser Liebe entsprang. Sie selbst aber gewann in diesem Kinde alles, tausendfältig sollte es ihr ersetzen, was sie hingegeben hatte, um ihrem Herzen zu folgen.

Nun harrete sie fast ungeduldig dem Tage entgegen, an dem Wolf Dietrich von seiner Romfahrt zurückkehren sollte. Der Juni ging hin, längst war die helle Frische des Mai in der reifen Schwüle des Sommers verdorrt, und als mit den ersten Julitagen das Jahr seine Höhe erreichte und die Sonne erbarmungslos von einem tiefen Himmel niederglühete, kam die Botschaft, daß Wolf Dietrich sich auf der Heimreise befinde und daß er nun bald in Salzburg zu erwarten sei. In der Stadt traf man alle Vorbereitungen für seinen Empfang, denn er sollte als Triumphator einziehen. Man hatte erfahren, daß er in Rom den besten, den glänzendsten Eindruck gemacht. Er hatte sein Land als ein wahrer Fürst vertreten, der Papst war ihm huldvoll geneigt gewesen, alles, was in Salzburg bisher geleistet worden, fand Zustimmung, Billigung und Dank. Und vor allem wurde etwas gemeldet, was das Volk fast in Aufruhr

brachte: Wolf Dietrich war ausersehen, die Kardinalswürde zu empfangen. Zum ersten Mal sollte damit ein Kardinal auf dem Throne Salzburgs sitzen.

Der Mann, der so geehrt wurde, war jung, noch hatte er das dritte Jahrzehnt seines Lebens nicht vollendet. Aber die Salzburger rechneten ihm nun sein Alter schon längst nicht mehr nach. Er hatte ihnen bewiesen, daß er kein Jüngling war, daß er über ein klares Auge, einen raschen Willen und eine feste Hand verfügte. Nie noch hatten sie so sehr einen Herrn über sich gefühlt wie während dieses Jahres, das nun abgelaufen war. Sie hatten oft gemurrt, sie hatten sich noch öfter ducken müssen, aber es war ihnen dabei bewußt gewesen, daß sie alle ihre Kräfte an einer einzigen Kraft maßen, und daß ein Einzelner mehr vermochte als sie, daß er jeden Widerstand zwang.

Auch Salome traf ihre Vorbereitungen, sie schmückte ihre Gemächer mit Blumen, die ihn erfreuen sollten, und wartete sehnsüchtig des Boten, der Wolf Dietrich anmelden würde, sobald er die Landesgrenze überschritt. Aber als dieser Bote kam, fand er Salome krank vor, sie lag im Bett, war bleich über alles Maß und im tiefsten Herzen unglücklich, weil ihr ein leuchtender Traum zerronnen war.

Was war geschehen? Am Abend vorher, als man fast schon die Stunde errechnen konnte, die Wolf Dietrich endgültig heimbringen sollte, war Salome von heftigen Schmerzen befallen worden. Man hatte den Chirurgus geholt, er hatte sie untersucht, hatte die Augenbrauen hoch in die Stirn hinaufgeschoben und gar bedenklich den Kopf geschüttelt. „Ihr bedürft der Ruhe, edle Frau“, sprach er, „Ihr müßt Euch schonen, Ihr habt nun für zwei Leben zu sorgen und nicht mehr für Eures allein.“

Salome hatte ihm gefolgt, sie hatte sich zur Ruhe begeben, aber die Krämpfe wiederholten sich, bis sie sich in einem ungeheuren Blutsturz lösten. Und damit war das Glück zunichte geworden, das sie während der letzten Wochen in sich getragen und das ihr die ganze Zukunft mit schönen und lichten Bildern erfüllt hatte.

Am nächsten Morgen, als sie müde und verzweifelt im Bett ruhte und durch das Fenster zu einem blauen, von stürmischen Wolken überjagten Himmel empor sah, ohne einen klaren Gedanken fassen zu können, weil ihr Bewußtsein fast ausgelöscht war und nur eine dumpfe, grenzenlose Trauer in ihr Platz hatte, sprengte der Bote in den Hof der Residenz. Er war während der ganzen Nacht auf Straßen, auf denen sein Roß fast die Beine brach, geritten und kündigte den Erzbischof noch für diesen Tag an. Salome empfing die Nachricht, als die Salzburger schon in fieberhafter Eile zum Empfang ihres Herrn rüsteten; denn die Meldung hatte sich mit Windeseile herumgesprochen, und wieder liefen die Gesellen und Lehrbuben den Meistern vom Werkisch davon, wie sie es beim Einritt im vergangenen Jahr getan hatten, und die Meister ihrerseits waren auch nicht gewillt, allein zu arbeiten, wenn das ganze Volk für einige Stunden feierte. Die Straßen füllten sich, der Zustrom wurde immer größer, und je näher man dem Nonntaler Tor kam, desto dichter wurde das Gedränge: denn über Hallein kehrte Wolf Dietrich zurück und somit mußte er zu seiner getreuen Stadt denselben Weg nehmen wie damals, als er von Freisaal kam.

Sowie die Glocken der Kirchen zu läuten begannen und die Geschütze auf der Hohensalzburg donnerten, wußte man, daß Wolf Dietrich vor den Mauern Salzburgs stand, um, wie er es so oft schon getan, die Hul-

digung der Bürger entgegenzunehmen. Freuten ihn diese brausenden Vivat-Schreie, die er nun abermals hörte und die im Laufe eines Jahres so oft schon an sein Ohr gedrungen waren? Brauchte er solchen Zuruf, solche Bestätigung einer Liebe, auf der sein Regiment beruhte? Aber es hatte, als er dann an der Spitze seiner Gefolgsleute daherritt, fast den Anschein, als hörte er die Rufe nicht, als nähme er das Winken nicht wahr. Er kam als ein Mann, der entscheidenden Erfolg erungen hatte, er kam als Sieger; dennoch blieb sein Gesicht so starr und so hart, wie man es noch nie gesehen. Den Bürgern, die ihn betrachteten, wurde klar, daß nichts mehr von dem, was hinter ihm lag, in seinem Hirn und Herzen lebendig war, daß er vielmehr den Blick nur in die Zukunft gerichtet hielt und nie mit der Stufe, die er erstiegen hatte, zufrieden sein konnte, weil er sich schon zum Sprung auf die nächste und höhere anschickte.

Er ließ die Begrüßung durch den Bürgermeister und die Ratsherren, die er nun schon so oft erfahren hatte, gelassen über sich ergehen, ritt unter Dröhnen, Läuten und Vivat-Rufen seinem Schloß entgegen und berief sofort das Domkapitel zu sich. Inmitten dieser Männer, die dazu bestimmt waren, die Lasten und Sorgen der Herrschaft mit ihm zu teilen, hielt er eine kleine Rede, die ein Rechenschaftsbericht genannt werden konnte. Er zählte die Ehrungen auf, die ihm in Rom widerfahren waren, er rühmte die Huld, mit der der Heilige Vater seine Gedanken und sein Herz dem Glück und der Größe Salzburgs widmete.

„Ich bringe den Segen des Papstes für diese Stadt und ihre Bürger mit“, sagte er, „und ich bringe vor allem seinen Segen für das Werk, das mir anvertraut ist und das ich zu leisten habe.“

Er sprach von seinem Werk allein, er stand hier für diese Stadt, das Bewußtsein erfüllte ihn, daß deren Größe, deren Entwicklung, deren Zukunft in seine Hände gelegt war und auf seiner Kraft beruhte.

„Und welche Aufgaben sind uns für die nächste Zeit gestellt, Hochfürstliche Gnaden?“ fragte der Kanzler.

Wolf Dietrich lehnte ab: „Auf einer langen und beschwerlichen Reise hat man müßige Stunden der Einker. Viele Pläne sind mir in dieser Zeit gekommen. Wenn sie reif geworden sind zur Tat, will ich mit Euch darüber sprechen. Früher nicht.“

Er stand unter seinen Kapitularen noch in der Reisekleidung, der Staub der Straßen, über die der Ritt gegangen war, lag dicht auf seinen Stiefeln, jeder wußte, daß er sich viel zugemutet hatte und daß er wohl müde sein konnte. Aber nichts von Müdigkeit, nichts von Erschöpfung war ihm anzumerken. Und kaum hatte er die Domherren entlassen, als er sich auf den Weg zu Salome machte, um sie zu begrüßen.

Er fand vor ihrem Zimmer den Chirurgus, der eben heraustrat, und da der Arzt sichtlich erschrak, schoß in Wolf Dietrich ein wilder Verdacht hoch: „Kommt Ihr von einer Kranken? Was ist geschehen? Sagt es schnell!“

Aber der Arzt schüttelte den Kopf: „Wenn von einer Krankheit die Rede war, so ist ihre Kraft gebrochen. Überzeugt Euch selbst, Hochfürstliche Gnaden, und laßt Euch von Frau Salome berichten, was sie betroffen.“

Wolf Dietrich riß die Tür auf und stand mit einem raschen Schritt im Zimmer. Die Luft der Krankstube legte sich beklemmend auf seine Brust, er verharrte regungslos auf seinem Platz und nahm das Bild auf, das sich ihm bot. Da war der vertraute Raum,

worin er sein Glück eingeschlossen und gefangen hielt, damit es für ihn zu jeder Stunde bereit sei. Alles, was er hier sah, erinnerte ihn an schöne Stunden, jeder Stuhl und jedes Bild war Zeuge gewesen von Liebe, Rausch und Leidenschaft. Aber das Zimmer schien doch auf eine gefährliche Weise verändert, weil eine Kranke darin lag. Denn daß Salome krank sei, erkannte Wolf Dietrich auf den ersten Blick. Sie lag in ihrem breiten und tiefen Bett ganz regungslos und ihr Gesicht unterschied sich nicht allzu sehr von dem Linnen, worauf der Kopf ruhte. Das Haar, gelöst, rann in goldenen Wellen um sie her. Die Hände auf der Decke erweckten den Eindruck einer großen Müdigkeit, und diese Müdigkeit hatte auch die Augen zgedrückt. Sie schlief, sie war über all dem Festestrubel, der die Stadt erfüllte, eingeschlummert, ohne den Geliebten zu erwarten, wie sie es gewollt und gehofft.

Als er einen weiteren Schritt ins Zimmer tat, erwachte sie und blickte ihm entgegen. Und sowie sie ihn erkannte, sowie ihr bewußt wurde, daß er ihr zurückgegeben war, um nun bei ihr zu bleiben, stieg eine zarte und feine Röte der Freude in ihr Gesicht. In ihre Augen kam Glanz, ihre Hände streckten sich ihm entgegen: „Ich bin so glücklich, daß du wiederkehrtest“, sagte sie.

Er sank neben ihrem Bett auf ein Knie: „Was ist geschehen, Salome, daß ich dich so wiederfinde? Als ich kam, trat der Arzt aus deiner Stube, und nun finde ich dich im Bett und dein Gesicht ist so müde und weiß, wie ich es noch nie geschaut. Du bist krank, Salome?“

„Krank?“ Sie lächelte ein wenig. „Krank? Nein, nur unglücklicher, als es mir in der Stunde anstünde, die dich mir wiedergibt.“

„Und warum bist du unglücklich, Salome? Warum freust du dich nicht meiner Wiederkehr?“

„Ich freue mich, aber schöner noch wäre es gewesen, wenn ich dir die Botschaft hätte sagen können, die ich für dich im Herzen trug.“

„Und diese Botschaft?“

Nun kam doch wieder diese Angst zurück, die sie ursprünglich empfunden hatte, als sie von ihrer Schwangerschaft erfuhr. Wie würde er es hinnehmen, wenn ihrem Bunde ein Kind zuteil würde? Mehr denn je wußte sie in diesem Augenblick, wie sehr sie sich nach einem Kinde sehnte. Aber konnte und mußte etwas, was ihr die ganze Erfüllung bedeutete, auch ihm eine solche sein?

„Ich war gesegnet“, sprach sie fast zaghaft, „ich trug ein Kindlein unter dem Herzen, ich spürte es, und der Chirurgus sagte es mir. Mir schien, als sollte dadurch das Glück vollendet werden, das ich von dir empfangen. Aber Gott hat es mir wieder genommen. Und deshalb findest du mich so, daß ich dir nicht entgehen konnte, wie ich wollte.“

„Ein Kind?“ wiederholte er langsam, und sie vermochte nicht zu erkennen, welche Gefühle durch dieses Wort in ihm geweckt wurden. Sie sah diesen harten und mächtigen Kopf dicht vor sich, sie sah dieses Gesicht, worin sie nun jede Falte kannte und das sie doch noch nicht enträtselt hatte. Die Augen verrieten nicht, was hinter dieser Stirn vorging. Der Blick Wolf Dietrichs war lange auf Salome gerichtet, als wolle er diese ganz erforschen. Dann richtete er sich auf, indem er ihre Hand, die er gehalten hatte, niedergleiten ließ, und trat an das Fenster. Er stand mit dem Rücken ihr zugekehrt und sah auf die Gasse hinaus, ohne doch irgendetwas zu erkennen und wahrzunehmen. Im Zim-

mer war es ganz still, bis Salome endlich beklommen fragte: „Zürnst du mir?“

Da kam er zu ihr zurück und setzte sich auf die Kante ihres Lagers. Wieder nahm er ihre Hand, und als er diese streichelte, war seine eigene Hand weicher und milder denn je: „Zürnen?“ sagte er, und er schüttelte leise den Kopf. „Zürnen, da du mich glücklich machen wolltest? Dieses Glück freilich, Salome, ist mir nach menschlichem Brauch verwehrt. Kinder stehen mir nicht an, wenn ich den Gesetzen gehorchen soll, die auf Erden gemacht werden.“

Ihr Mut sank ganz hinab. „Ich fürchtete es, daß meine Botschaft dir nicht lieb sein könnte. Nun hat das Schicksal entschieden.“

„Deine Botschaft war bitter“, entgegnete er. „Sie sprach davon, daß der Segen wieder von dir genommen ist. Und nun weiß ich, daß die andere Botschaft mir willkommener gewesen wäre. Denn dem irdischen Gesetz allein beuge ich mich nicht. Es gibt auch ein göttliches Gesetz über uns und in uns, und das ist stärker als das irdische. Ich stehe für mich, und keiner hat zu mir zu stehen, wenn er nicht mag. Du aber bist mir gesellt, du gehörst zu mir, und damit ist für uns beide ein oberstes Gesetz geschaffen: die Liebe. Was durch sie und in ihrem Namen geschieht, kann schlecht nicht sein. Und darum, Salome, hätte ich mich deines Kindleins gefreut.“

Sie erschauerte, eine Welle neuen Glücks, neuer Kraft rann über sie hin. Er sah, daß sie sich aufrichten wollte, um ihn zu umschlingen, und neigte sich zu ihr nieder.

„Du wirst mir ein Kind schenken, Salome“, sagte er. „Dieser Bund, den Gott geschlossen hat und den deshalb die Menschen nicht zu segnen brauchen, soll so fest werden, als dies nur gemeinsames Blut vermag.“

Und da du hoch über allen anderen stehst, werden die Stimmen und das Urteil der Menge nicht an dich heranreichen.“

Und sie, ganz gelöst in einer namenlosen Seligkeit, erwiderte: „Nun erst gehöre ich dir ganz. Nimm mich hin als dein eigen, Wolf Dietrich.“

Über der Stadt Salzburg lauteten noch immer die Glocken und in den engen Gassen drängte sich das Volk, um die Heimkehr seines Fürsten zu feiern.

Achtes Kapitel

Die Salzburger hatten es nachgerade erkannt: so oft sie ihren Erzbischof feierten, so oft sie ihn festlich begrüßten und ihm zujubelten, mußten sie nachher die Zeche bezahlen. Sie merkten bald, daß die Erhöhung der Mauten und Zölle nicht nur die hochmögenden Kaufherren traf, wie man gemeint hatte. Schon spürte jeder in seinem Kochtopf die Teuerung. Je mehr Prunk der Landesfürst entfaltete, desto tiefer mußte der Bürger in die Tasche greifen. Und dabei sah man mit Staunen, daß Kapital nicht nur aus dem Lande floß, sondern geradezu hinausgeschickt wurde. Denn indem Wolf Dietrich die Ketzerverfolgung immer schärfer durchführte, wie es der Papst in Rom von ihm erwartete, indem er in seinem Religionsmandat immer wieder Leute, die, wie der Ausweisungsbefehl sagte, auf ihrer gefaßten widerwärtigen Meinung verharreten, zur Auswanderung zwang, mußte er es zulassen, daß große Summen, die für den Verkauf von Haus und Grund, von Geschäft und Ware gelöst worden waren, aus der Stadt abwanderten, um anderswo einen neuen Wohlstand zu begründen.

Diese Gesetze erließ Wolf Dietrich selbst, und er achtete darauf, daß sie mit voller Strenge angewandt wurden. Er nahm das Versiegen ertragreicher Steuerquellen wohl mit Besorgnis wahr; doch seinen Willen, einen gefaßten Plan durchzuführen, brach nichts. Er blieb hart, weil diese Härte dem Papst in Rom gefiel.

Aber der Papst war nicht allein sein Herr. Auch dem Kaiser war er unterstellt, auch diesem Kaiser hatte er zu dienen, und für den Kaiser galt es gleichfalls im Lande Steuern zu erheben. Was tat der Kaiser mit dem Gelde? Er rüstete Heere, er führte Kriege, er schickte seine Fahnen in eroberte Gebiete vor. Wolf Dietrich entsandte aus seinem Volke Alumnen nach Rom, aber er entsandte nicht minder Soldaten zu den kaiserlichen Armeen. Wo war sein Herz?

Sein Herz war oftmals nicht in Salzburg, seine Sehnsucht ging in die Ferne und schwärmte in einer Welt, die größer war als die seine. In dieser großen Welt war das Abenteuer zu finden, sie bot Gelegenheiten, sich mit Ruhm zu bedecken, sie hatte keine Schranken für den, der auf seine Tatkraft, auf seine Kühnheit, auf seinen Geist vertraute. Das Land Salzburg lag eingeeengt im Kranz seiner Alpen, überall stieß es an Grenzen an, die unüberwindlich ragten. Jenseits dieser Berge gab es Glanz und Erfolg, hier aber blieb man beschränkt auf ein Wirken in winzigem Kreis. Selten kam ein Bote von außen, ein Mann, der zu berichten wußte, was sich in Rom und Wien und Paris begab. Die Italiener, die Wolf Dietrich an seinen Hof gezogen hatte, waren nachgerade hier eingewöhnt und eingebürgert, sie wurden zu Salzburgern und der Traum der Weite, die Erinnerung der Größe verblaßte in ihnen. So wurden sie dem Erzbischof fast lästig, auch in ihnen sah er nur mehr Spießbürger, die er haßte und denen sein Groll galt. Er begann sie alle zu fliehen: die Italiener und die Salzburger, die Höflinge und Schranzen, er wollte allein sein. Den Brauch, der am Bischofshofe geherrscht hatte, daß der Fürst gemeinsam mit seinen Hofleuten Tafel hielt, einen Brauch, an dem alle seine Vorgänger festgehalten und

der zu einem unverrückbaren Recht geworden war, schaffte er ab. Er ließ die andern an der Hoftafel essen und trinken, er selbst aber sonderte sich ab, er zog sich in seine Zimmer zurück, ließ sich Speisen auf die Teller legen, ohne die einzelnen Gänge zu beachten, und grübelte während dieser flüchtigen Mahlzeiten unablässig über die Probleme, die ihm sein Leben und sein Amt stellten.

Am Abend aß er bei Salome, die während des ganzen Tages sehnsuchtig diesen Stunden entgegenschau und entgegendrängte. Bei ihr wurde er heiter, bei ihr konnte er ausgelassen werden. Er fühlte, daß er das Beste, was er in sich barg, ihr zutrug und darbrachte, um es von ihr wieder zurückzuempfangen als eine Liebe und Hingabe, die ihn manchmal erschütterte. Er blickte sich um in dem Raum, worin er mit ihr bei Tische saß und sich von ihren schönen weißen Händen mit den schlanken Fingern den Teller mit Gerichten füllen ließ, die sie ausgedacht und für ihn hatte herstellen lassen. Diese Zimmer, die ihr gehörten, waren behaglich, sie waren schön, ja prunkvoll. Waren es nicht dennoch Zellen eines Kerkers? Endete nicht an diesen engen Wänden ihre kleine Welt, deren Mittelpunkt er war und worin ihr ganzes Sinnen und Trachten, Hoffen und Begehren sich nur um ihn bewegten?

Einmal entwarf er vor ihr einen Plan, der sie ganz unmittelbar betraf: „Dies ist kein Heim mehr für dich, Salome, hier hast du zu wenig Raum, und die Dunkelheit, die in den engen Gassen dieser argen Stadt alles füllt, dringt auch hier herein. Deine Tage sind ohne Licht und Sonne, und oft kommt mirs vor, als wärest du eine Pflanze, die dem Gestirn entzogen bleibt. Ich will dir ein Haus bauen, Salome, das deiner würdig ist. Nicht hier, in den schmutzigen Gassen, sondern jen-

seits der Salzach, wo es noch Gärten gibt und alles freier und weiter und schöner ist. Es soll ein Haus werden, wie es dir ziemt, ein würdiges und edles Haus, hell und groß, und du sollst darüber gebieten als über deinen liebsten Besitz.“

„Ach“, erwiderte sie, „mich tät solch ein Haus nicht freuen. Ich müßte weit weg von dir, und so bin ich dir nah.“

„Du wirst mir auch dort nah sein, Salome, und dabei wirst du das Lachen wieder lernen, dessen du dich hier kaum mehr entsinnst.“

Aber er wollte nicht nur dieses Schloß, für das er schon den Namen Altenau ersonnen hatte, bauen. Er wollte vieles bauen, immer wieder bekannte er dies vor sich und vor andern. Die ganze Stadt hätte er am liebsten niedergerissen, er hätte Brände in das morsche Gemäuer schleudern mögen, um zu zerstören und auszurotten, was ihn ärgerte und verdroß. Er ging immerhin ans Werk: ein Teil der Steuern, die aus der Stadt in seine Kassen flossen, strömte wieder in die Stadt zurück, indem Wolf Dietrich den Bürgern Häuser abzukaufen begann, die seinen Plänen entgegenstanden. Vor allem brauchte er Platz für ein Gebäude, worin er Gäste unterbringen konnte, die seinen Hof besuchten. Diesem neuen Bau sollte, wenn er fertig war, ein noch größerer, noch stattlicherer folgen, die Residenz, die er sich selbst und den Salzburgern zum Geschenk machte. Denn in dem Hause, worin jetzt er und sein Hofstaat wohnten, mochten die Bürger einen Palast sehen, ihm galt es nichts. Er kannte den Vatikan, er kannte die Paläste der Kardinäle, er wußte, wie Fürsten wohnten, und die Scham stieg fast in ihm auf, wenn Menschen, die aus der großen und strahlenden Welt kamen, bei ihm erschienen und er sie in all

der Dürftigkeit, die ihn umgab, empfangen mußte.

Der Admiral Francisco de Mendoza, der sich auf einer Reise in Salzburg aufhielt und beim Landesfürsten als Abgesandter mit Grüßen des spanischen Königs erschien, war es, der alles, was sich bisher als Wunsch und Wille dunkel in Wolf Dietrich geformt hatte, nunmehr zur Tat trieb. Dieser Admiral war der würdige Vertreter des reichsten Herrschers der Erde. Von den Schätzen, die aus Westindien auf schwer befrachteten Schiffen über den Ozean nach Madrid kamen, hatte auch er seinen redlichen Anteil empfangen. Die Salzburger liefen zusammen und glotzten hingerissen, als sie die Wagen des Admirals und seines Gefolges sahen. Vor allem die Kutsche des Admirals war ein Kunstwerk, sie hatte vergoldete Radspeichen, mit goldenen Leisten waren die Türen eingerahmt, das Innere war so behaglich eingerichtet, daß man auch die weiteste und beschwerlichste Fahrt ohne alle Mühe überstand. Diesem Wagen entstieg ein magerer Mann mit grauen Schläfen und einer scharfen, weit vorspringenden Nase, die an einen Habichtschnabel gemahte. Am Fuße der Treppe zur Residenz standen die Leibschützen des Erzbischofs zum Empfang bereit, Diener führten ihn durch lange und hallende Gänge, und dann trat er Wolf Dietrich entgegen, der ihn mit scharfem Blick musterte. Die beiden Männer erkannten, daß sie aus demselben Blut stammten, daß ihre Herzen von derselben Leidenschaft bewegt wurden. Der Admiral war selbst in Westindien gewesen, er hatte alle Abenteuer der Meere durchgemacht und überstanden, er hatte seine Matrosen und die Soldaten, die er an Bord genommen, in unerforschte Länder geführt, hatte dort Menschen gefunden von anderer Art, als man sie in Spanien und im sonstigen Europa sah,

hatte Städte erobert, die mit mächtigen Kuppeln unter dem Glanz eines tropischen Himmels leuchteten. Alles, was er erlebt und erlitten, erkämpft und erzwungen hatte, alle Gefahren, alle Siege waren in seinem Antlitz zu lesen. Wer solche Augen hatte, der blickte über die Grenzen seines eigenen Landes hinaus; und hinter solch einer Stirn mußten Pläne reifen, die zum Reichtum einer Monarchie neuen Reichtum fügten.

Der Admiral saß dem Erzbischof gegenüber und sprach wenig, um, indem er der Rede des andern horchte, zu erforschen, was für ein Mann dieser kleine Fürst, dieser Priester und Regent wäre. Und es wurde ihm klar, daß hier in der Enge ein stürmisches Herz schlug, daß auch in Salzburg ein Gehirn tätig sein konnte, das würdig gewesen wäre, sich an größeren Aufgaben zu messen.

Mendoza schaute durch das Fenster auf den Dom hinaus und sagte mit der Artigkeit seiner Rasse: „Ihr lebt in einer schönen Stadt, Hochfürstliche Gnaden.“

Aber er war fast erstaunt, als der andere, mit der Faust in den Tisch schlug, daß der Tintensaft spritzte und die Akten durcheinander gerieten.

„Admiral“, sagte Wolf Dietrich, „Ihr seid nicht nur ein Mann, der die Welt kennt, Ihr seid auch ein Mann von Welt. Ich danke Euch für Eure freundlichen Worte über diese Stadt. Aber wißt, daß ich nicht aus diesem Lande stamme. Ich wurde in Rom erzogen, ich habe Schönheit und Größe gesehen, und es gibt Stunden, da ich meine, ich müßte in diesen Mauern ersticken. Aber eh diese Stadt meiner Herr wird, will ich ihrer Herr werden. Und wenn ich Feuer an sie legen sollte: sie muß Platz schaffen für ein anderes Salzburg, für ein Salzburg, wie ich es mir denke.“

„Ein großer Plan“, sagte der Admiral mit einer lie-

benswürdigen Verbeugung. „Aber was, Hochfürstliche Gnaden, werden die Salzburger dazu sagen?“

„Die Salzburger werden einmal glücklich darüber sein, daß ich ihnen eine Stadt schenkte, die dieses schönen Landes würdig ist. Denn das Land ist schön, Admiral, Ihr dürft es mir glauben, obwohl ich sein Fürst bin.“

„Ein Land muß wohl schön sein, das solche Opfer bringen soll, um für ein kommendes Geschlecht eine Hauptstadt zu bauen, die Ihr als würdig erachtet.“

Der Admiral war in den ersten Stunden des Nachmittags gekommen. Nach der Audienz beim Erzbischof wurde er in die Gemächer geleitet, die ihm während seines Besuches als Aufenthalt zugewiesen waren. Diese Gemächer blickten in winkelige Gassen und auf das ragende graue Gemäuer des Domes hinaus; aber sie waren ausgestattet mit einer Sorgfalt und mit einer Pracht, daß man sich wahrhaftig in dem leuchtenden Rom oder in dem reichen Madrid wähnen konnte. Mit kostbarer Seide waren die Wände bespannt, erlesene Bilder waren in Rahmen gefaßt, von denen jeder selbst ein Kunstwerk darstellte, Teppiche aus dem Morgenlande ließen das Schreiten geräuschlos werden, die besten Meister Salzburgs und Augsburgs, Venedigs und Mailands waren im Wettstreit gestanden, um die einzelnen Möbelstücke herzustellen. Man sah Tischplatten mit einem Mosaik edler Steine, man sah Truhen, an denen mit Elfenbein und Ebenholz nicht gespart worden war. Der Admiral gestand sich, daß er in Madrid nicht schöner wohnte als in dem halbbäurischen Salzburg.

Am Abend fand wieder eines jener Feste statt, die Wolf Dietrich liebte, um zu zeigen, daß er sich der Würde seines Amtes bewußt sei. Bei den Kardinälen in Rom, vor allem bei seinem Oheim, hatte er während

seines Aufenthaltes an Banketten teilgenommen, die ihm zum Vorbild geworden waren. Hatte er nicht während der Zeit, da er als Domherr und als Fürst in Salzburg lebte, fast schon die Maßstäbe verloren? War nicht in ihm nachgerade die Erinnerung verblaßt an großzügige Geselligkeit, an reiches Spenden und Bewirten, an edle Pflege der Gastfreundschaft? Dieser spanische Admiral gab ihm endlich die ersehnte Gelegenheit, zu beweisen, daß man auch in dem kleinen und grauen Salzburg einen Abglanz der großen Welt zu schaffen vermochte. Die Tafel wäre des Papstes, sie wäre der spanischen Majestät würdig gewesen. Wer konnte von kostbarerem Geschirr speisen, wer aus feineren Bechern trinken? Den Köchen hatte Wolf Dietrich sagen lassen, daß heute endlich der Tag gekommen sei, an dem sie sich bewähren müßten. Zitternd unter dem Druck der Angst, daß sie sich die Ungnade ihres Herrn zuziehen könnten, hatten sie ihr Werk vollbracht. Es war ein Werk, das sie lobte und das den Spanier und seine Gefolgsleute immer wieder zu Ausrufen der Anerkennung, ja der Bewunderung hinriß. Was das Land selbst an Fleisch, an Wild, an Geflügel, an Früchten hergab, war verwendet. Dazu waren Gewürze gekommen, die man auf Schiffen aus fernen Ländern nach Europa bringen muß, und die Köche hatten aus allem, was man ihnen zur Verfügung stellte, Kunstwerke geschaffen, die nicht nur den Gaumen, sondern auch das Auge ansprachen. Indes man tafelte, spielten wieder die Pfeifer und die Kantorei sang. Draußen aber, in den Straßen, blieben die Bürger Salzburgs stehen und blickten zu den hell erleuchteten Fenstern hinauf, hinter denen ihr Fürst vor einem erlauchten Gast mit Schmaus und Trunk und Geselligkeit die Ehre ihrer Stadt wahrte.

Der Admiral blieb nur diese eine Nacht, am nächsten Morgen reiste er weiter. Vorher besuchte er den Erzbischof, um sich zu verabschieden.

„Hochfürstliche Gnaden“, sagte er, „Ihr habt mich zu Eurem Schuldner gemacht. Wann mag es mir vergönnt sein, solche Gastfreundschaft zu lohnen? Ich sehe, daß dieses Land glücklich sein muß in einem Reichtum, wie er sich in Euren Händen vereint.“

„Dieses Land“, erwiderte Wolf Dietrich, „soll erst glücklich werden durch mich, dies ist mein Wille, und diesem Ziel dient all mein Denken und all meine Kraft. Aber werde ich selbst dabei glücklich werden? Ihr seht mich hier, Admiral, als einen Fürsten, dem man große Aufgaben gestellt hat. Doch diese Aufgaben sind nicht nach meinem Herzen. Ich bin ein frommer Diener Gottes und der Kirche und verwalte mein Amt als Hirte dieser Seelen, wie ich es gelobt; zugleich ist es mein Trachten, das Leben dieser Bürger und Bauern und Arbeitsleute zu leiten und zu schützen. Aber glaubt mir dennoch: oftmals regt sich in mir das Blut meiner Ahnen, und diese Ahnen waren Kriegsleute wie Ihr. Mein Vater reitet für den Kaiser, und für den Kaiser möchte auch ich reiten. Ich beneide Euch, daß Ihr auf einen Weg zurückblicken könnt, auf dem Ihr tausendfältige Gefahren bewältigen mußtet. Erst die Gefahr erprobt das Herz, sie macht den Mann. Ich lebe in der Stille, das Abenteuer weicht mir aus, die Gefahr wagt sich nicht an mich heran, und manchmal will mich dünken, ich wäre mit meinen dreißig Jahren schon ein Greis, in dessen Adern das Blut nur mehr träge schleicht.“

Der Admiral lächelte: „Ein Mann, der so viel plant und so viel wagen will, der am Gegenwärtigen niemals Genüge findet und von einer Zukunft träumt, die er

selbst zu schaffen gedenkt — ein solcher Mann ist nicht alt, und er kann seine Leistung nur vollbringen, weil sein Blut mit schnellem Schlag sein Herz speist.“

Dann, nachdem er Grüße des Erzbischofs an die Königliche Majestät in Madrid empfangen hatte, reiste er ab. Reiter Salzburgs gaben ihm das Geleite: in langen Reihen donnerten sie unter ihren Eisenhauben dahin und hinterdrein fuhren die schweren und großen Wagen der spanischen Gäste. Der Admiral Mendoza saß ganz allein in seinem Gefährt und überdachte die Erlebnisse des letzten Abends, er suchte sich immer wieder das Bild dieses merkwürdigen Mannes, der Priester und Fürst gleichermaßen war, lebendig in die Erinnerung zu rufen. In den engen Gassen dröhnte das Rasseln der Räder und das Klappern der Hufe, dann tat sich das weite Land auf, der Zug bewegte sich zwischen Wiesen und Feldern hin, fern aber reihten sich Berge, wie sie der Spanier nur vom Nordwall seiner eigenen Heimat kannte. „Ein schönes Land“, sprach Mendoza vor sich hin, „und offenbar ein reiches Land. Denn nach allem, was ich sah und erlebte, ist dieser Wolf Dietrich ganz gewiß einer der reichsten Fürsten Europas.“

Indes der Wagenzug sich allmählich dem Rande der Ebene näherte, um in die Schluchten des Gebirges einzutauchen, saß Wolf Dietrich wieder bei seiner Arbeit und sann dem Fremden nach, der einem Leben voll Gefahren und Kämpfen entgegenging, während er selbst sich mit den Sorgen des Alltags abplagen mußte, die ihn grau umschlichen. Auf der Platte seines Arbeitstisches türmten sich die Akten und sein Kanzler Gervas Fabrizi stand neben ihm, um Aufklärungen zu geben und Befehle entgegenzunehmen.

Fabrizi griff geschickt ein Papier auf, das abseits

lag, und schob es dem Erzbischof unter die Augen. Man sah gleich, daß es sich um ein Gesuch handelte, ein Bittsteller hatte sich bemüht, mit einem großen Aufwande an kunstvollen Schnörkeln seinen Brief so schön zu gestalten, daß er von vornherein Wohlgefallen erregen mußte.

„Was soll diese Schrift?“ fragte Wolf Dietrich.

Der Kanzler, dem der Petent offensichtlich am Herzen lag, erwiderte: „Es handelt sich, Hochfürstliche Gnaden, um das Gesuch eines Hofkaplans, der mit seinem Geld nicht auszukommen vermag. Die Zeiten sind schwer, und da mag ein armer Kleriker leicht schon in den leeren Beutel greifen, wenn er meint, er müßte noch ein paar Groschen darin finden.“

„Weil die Zeiten schwer sind, muß das Volk sich einschränken. Was ich von meinen Bürgern und Bauern verlange, gilt für meine Kleriker nicht minder. Sie müssen mit dem guten Beispiel vorangehen. Wer ist der Mann?“

Und ohne Fabrizio's Antwort abzuwarten, neigte er sich nieder und las den kunstvoll hingezeichneten Namen. Er schob die Brauen in die Stirn hinauf. „Den Mann kenne ich. Laßt Euch sagen, Kanzler, dieser Kaplan ist kein Priester, an dem Gott sein Wohlgefallen hat. Wenn er nicht Messe liest oder den Leuten predigt, kann man ihn, so oft man will, in den Schenken sitzen und saufen sehen. Und ist er nicht in der Schenke, so macht er sich daheim selbst den Wirt und kredenzt sich, so viel er trinken mag. Daß da der Sold nicht langt, kann niemand wundern.“

Er dachte kurz nach, dann schrieb er unter das Gesuch: „Er soll minder trinken und sich eingezogener halten, so wird er schon auskommen mögen.“

Der Kanzler hob die Schultern und ließ sie wieder

fallen. In dieser Bewegung lag Ergebung in ein Schicksal, das den Erzbischof heute zweifellos mit übler Laune beschenkt hatte. Vielleicht litt er unter den Nachwirkungen des gestrigen Festes, denn man hatte oftmals beobachten können, daß der Herr nach einem Gästempfang und einem großen Schmausen unzugänglicher war denn sonst. Fabrizi nahm das Gesuch mit dem schmähenden Vermerk und legte es zu den erledigten Aktenstücken. Inzwischen hatte Wolf Dietrich sich ein neues Blatt herangezogen. Der Pfleger von Werfen berichtete über die Urbarialabgaben. „Die Abgaben sind zu gering“, sagte Wolf Dietrich nebenhin, „längst hat der Landesherr schon keinen rechten Anteil mehr an dem, was die Gründe tragen. Man wird das ändern müssen.“ Seine Augen flogen weiterhin die Zeilen entlang und er schüttelte den Kopf: „Der Kerl ist nicht fähig, mir zu sagen, was er sagen will. Da soll sich der Teufel auskennen, nicht ich. Wie wird solch ein Mensch Pfleger?“ Er nahm wieder die Feder und stieß sie so heftig ins Tintenfaß, daß dem Kanzler ein Tropfen des schwarzen Saftes auf die gepflegte, etwas fette weiße Hand spritzte. Während Fabrizi die Tinte vorsichtig abwischte, sah er, wie Wolf Dietrich in die Schrift des Pflegers fuhr, wie seine Feder ganze Zeilen strich, wie sie einzelne Worte verbesserte, wie sie Ordnung in etwas zu bringen trachtete, was so unordentlich schien.

„Die Pfleger taugen nichts“, wiederholte Wolf Dietrich grimmig. „Sie haben lange keinen Herrn mehr über sich gespürt. Aber ich will ihnen ein Herr sein. Hat noch ein Pfleger Bericht erstattet, Fabrizi? So gebt mir das Blatt.“

„Der Pfleger von Golling“, sagte Fabrizi verhalten, und er bangte bei der gegenwärtigen Stimmung des

Fürsten um diesen Mann. „Er führt Klage gegen einen Pächter.“

„Gebt her!“ Wolf Dietrich begann wieder zu lesen, und auf seiner Stirn lagerte sich eine Wolke. „Was hat der Pfleger wider diesen Pächter? Der Mann hat zahlen wollen, was billig ist, und ich sehe, daß er bisher Jahr um Jahr gezahlt hat, was seine Schuld war. Diesmal hat ihm eine Seuche das Vieh im Stall schlimmer gerissen, als ein Wolf es könnte. Ist der Pfleger ein Christenmensch, da er solche Not nicht begreift und entschuldigt, sondern Klage bei mir führt und den Mann bedrücken will? Schreibt, Kanzler, wie Ihr das erledigen sollt: dem Pächter ist für dieses Jahr Zins und Abgabe zu erlassen, dafür mag der Pfleger ein Viertel davon aus seiner Tasche bezahlen. Habt Ihr es, Fabrizio?“

Fabrizi hatte sein Schreibtäfelchen vorgenommen und notierte den Befehl. Dabei war er froh, daß von keinem andern Pfleger mehr Bericht oder Beschwerde vorlag, denn leicht hätte ein Beamter, der im Dienste der Erzbischöfe ergraut war, in dieser Stunde um Amt und Brot kommen können.

Wolf Dietrich schob die Akten von sich und stand auf. „Genug für heute“, sprach er, „ich mag mich mit diesem Kleinkram nimmer plagen. Laßt uns von Schönerem sprechen, Fabrizio, etwa von dem neuen Dom, den ich bauen will.“

Der Kanzler erschrak, wie er stets erschrak, wenn dieser Plan auftauchte. Von einem Mal zum andern hoffte er, es handle sich nur um ein Gespinnst aus Traum und Phantasie, das der Herr wieder fallenlassen würde, wenn seine Lust, sich in Gedanken damit zu beschäftigen, erfüllt sei. Darum sagte er vorsichtig: „Ihr meint noch immer, Hochfürstliche Gnaden, daß

unser Münster der Stadt und den Bürgern nicht mehr recht wäre?“

„Der Stadt und den Bürgern mag es recht sein, aber mir nicht. Und darum, Fabrizio, muß es fallen, so wahr Ihr mich hier vor Euch seht. Rund um den Dom aber soll kein Freithof mehr sein, es soll sich ein weiter Platz dehnen, mit Marmorstein gepflastert, wie man ihn aus dem Untersberg bricht. Alle Häuser im Umkreis sind anzukaufen. Was bisher gekauft wurde, ist nicht genug. Ihr müßt die Preise erkunden, die dafür gefordert werden, Ihr müßt die Verhandlungen beginnen und mir Bericht erstatten. Tut es bald, ich habe Eile, denn kein Mensch weiß, welche Zeit ihm von Gott zugemessen ist. Die Stadt aber, die ich bauen will, soll beim Dom ihren Ursprung nehmen. Hier soll die Keimzelle sein, aus der sie sich entfaltet wie eine Pflanze, die sich mit jedem neuen Tage schöner und strahlender erschließt.“

Die Tür wurde behutsam geöffnet und ein Diener kam auf leisen Sohlen in das Zimmer. Vor dem Erzbischof beugte er sich demütig, dann gab er ihm einen Brief, der eben eingelangt war. Wolf Dietrich sah den Mann mit einem seltsam forschenden Blick an.

„Steh Er gerade“, herrschte er ihn an, daß der Diener erblassend zusammenfuhr und zitternd die Ungnade seines Herrn fühlte. „Ich mag die krummen Rücken nicht, merk Er sich das. Und merkt Ihr Euch das nicht minder, Fabrizio.“

Der Diener beantwortete diese Lehre damit, daß er sich abermals tief verneigte, bevor er aus dem Gemach glitt. Wolf Dietrich blickte ihm nach, wobei eine böse Falte zwischen seinen Augenbrauen stand.

„In meines Vaters Hause“, sagte er plötzlich, und es war, als müßte er seine Gedanken aus weiter Ferne zu-

rückholen, „in meines Vaters Hause gab es Diener und Dienerinnen nur bei meiner Mutter. Mein Vater war von lauter Soldaten umgeben, denn er war selbst ein Soldat, seit ich ihn kannte. Soldaten aber stehen gerade und schauen einem ins Gesicht, sie sind nicht so ein kriecherisches Pack wie diese Diener. Auch ich will künftig Soldaten um mich sehen, Fabrizi.“

„Soldaten? Wie meint Ihr das, Hochfürstliche Gnaden? Ein Bischofshof ist kein Kriegslager.“

„Ein Bischofshof muß nicht mit lauter alten Weibern in Männerhosen bevölkert sein. Auch einem Bischofshof stehen ehrliche Kerle wohl an. Darum tut in Hinkunft Trabanten an meine Tür, gebt mir Leibschützen zu meiner Bedienung. Wenn ich auch ein Priester bin, so bin ich doch meines Vaters Sohn. Und als weltlicher Herr dieses Landes brauche ich Krieger.“

Dies war eine vollkommene Revolution. Fabrizi fühlte es. Der neue Herr ließ im alten Bau nicht einen Stein auf dem andern, alles riß er nieder, um es nach seinem Willen und seiner Absicht neu zu schaffen. Diese Residenz, in der seit jeher Priester gesessen waren und weiterhin Priester sitzen sollten, würde sich in kurzer Frist nicht mehr unterscheiden von dem Hause eines Reiterführers, eines Feldherrn, eines waffenstarrenden Mannes, bei dem auch andere Menschen nur dann Zutritt fanden, wenn sie Waffen angelegt hatten. Der Kanzler schüttelte bekümmert den Kopf. War dieser Landesherr nun ein Segen oder ein Fluch für Salzburg? Wer konnte das ermessen? Wer sah voraus, wohin die Entwicklung führen würde?

„Es wird nach Eurem Befehl geschehen, Hochfürstliche Gnaden“, sprach er. „Aber bedenkt, daß dadurch viele Leute um ihr Brot kommen, die Euren Vorgängern treu dienten.“

„Sie sollen ihr Brot nicht verlieren. Begreift Ihr nicht, Fabrizio, daß das mein Wille nicht ist? Muß ich das erst sagen? Bringt sie anderswo unter, die Stadt und das Land sind groß und bieten viele Möglichkeiten. Hieher aber schafft Trabanten und Soldaten. So will ich es. Und nun geht.“

Der Kanzler verneigte sich und schritt zur Tür. Als er aber in der Mitte des großen Zimmers angelangt war, hielt ihn ein Zuruf des Erzbischofs zurück.

„Fabrizi“, sagte Wolf Dietrich, „schickt den Dechant Thun zu mir.“

Fabrizi wunderte sich. Wolf Dietrich kannte den Dechant seit langem, schon aus der Zeit, da er selbst noch Domherr gewesen. Nie aber, seit er das Amt und die Würde eines Landesherrn übernommen hatte, war der Dechant zu irgendeinem Dienst in die Residenz befohlen worden. Er neigte indes zustimmend den Kopf: „Ich werde den Dechant rufen.“

Als die Tür hinter dem Kanzler in Schloß gefallen war, ging Wolf Dietrich mit raschen und erregten Schritten vor seinem Arbeitstisch auf und ab. Er hatte die Hände auf dem Rücken verschränkt und überdachte noch einmal, ein letztes Mal, einen Plan, der ihn seit Wochen, seit Monaten beschäftigte. Damals, als er aus Rom zurückgekehrt war und von Salome vernommen hatte, daß das Schicksal ihm ein Kind bescheren wollte, hatte sich dieser Plan ganz plötzlich in seinem Herzen eingenistet. Freilich war er selbst darüber erschrocken, denn er erschien ihm unausführbar, ja geradezu ungeheuerlich. Dann aber hatte er immer wieder ansehen müssen, wie Salome unter einer Einsamkeit litt, die von andern, von Übelwollenden, ja vielleicht von der ganzen Stadt und vom ganzen Lande als Schmach gewertet wurde. Ihre Liebe — dies merkte

er — ihre große Liebe zu ihm konnte es nicht hindern, daß ein Verhältnis sie kränkte und beschämte, das vom Priester nicht gesegnet, das nicht im Namen Gottes gutgeheißen war. Sie stammte aus achtbarer Familie, die Alts konnte man in Salzburg seit mehr als zwei Jahrhunderten nachweisen, sie waren von echtem Bürgeradel, und die Familie der Mutter stand ihnen in nichts nach. Aus solchem Blute empfängt ein Mensch viel Stolz, und dieser Stolz, um dessentwillen Wolf Dietrich desto inniger an Salome hing, ließ es ein Weib bitter empfinden, daß es vor der Welt nicht sein durfte, was es wirklich war.

„Hochfürstliche Gnaden“, hörte Wolf Dietrich sagen, er fuhr zusammen, und dort stand nun wirklich der Domdechant Johann Anton von Thun und harrete seines Befehles. Wolf Dietrich zürnte dem Manne fast, daß er so schnell gekommen war, denn noch hatte er seine Gedanken nicht zu Ende gedacht, die Fragen, die ihn quälten, nicht beantwortet, die Zweifel, die ihn bestürmten, nicht beschwichtigt. Aber dann winkte er den Dechant heran: „Tretet näher, Hochwürden.“

Thun kam mit langsamen Schritten vorwärts, er hielt vor dem Erzbischof und harrete stumm des Auftrages, den er entgegennehmen sollte. War dies noch derselbe Mann, mit dem Wolf Dietrich nun schon während manches Jahres bekannt war? Begegneten sie einander ganz ebenso wie ehemals? Wo war in dieser Stunde, in dieser entscheidenden Stunde, von der so vieles abhing, das alte Vertrauen? Hier stand der Fürst vor seinem Untergebenen. Aber stand noch der Bruder neben dem Bruder?

„Herr Dechant“, sagte Wolf Dietrich endlich nach langem Zögern, „ich ließ Euch rufen, weil ich eine Bitte an Euch habe.“

Eine Bitte? Thun war erstaunt. Von diesem Herrn war man, seit er das Land regierte, Wünsche und Befehle gewohnt, aber keine Bitten.

„Eure Bitte soll mir nicht anders sein denn ein Befehl“, sagte er. Aber der Erzbischof winkte fast heftig ab: „Nicht so, Herr Dechant, nicht so! Vergeßt in dieser Stunde, wo Ihr seid. Denkt lieber daran, daß wir einander brüderlich nahestanden, als ich noch Euresgleichen war. Und wenn ich von einer Bitte spreche, so ist es eine, die man an einen Priester wohl als die schönste richten darf. Ihr sollt eine Trauung vornehmen, Ihr sollt einem Paar die Hochzeit machen.“

„Das ist mein Amt, Hochfürstliche Gnaden, und Ihr braucht mir das Paar nur zu nennen, so will ich gern nach Eurem und dieses Paares Willen tun.“

Wolf Dietrich sah ihn mit einem festen, fast starren Blick an, als wolle er sich den andern zum willfährigen Werkzeug machen, das keines eigenen Gedankens, keiner eigenen Regung, keines Zweifels und keines Aufbegehrens mehr fähig war. „Ihr kennt die beiden“, sprach er, „die Braut ist eines Salzburger Bürgers und Ratsherren Tochter, sie heißt Salome Alt.“

Der Dechant fuhr zusammen. „Ihr scherzt, Hochfürstliche Gnaden, das kann Euer Wille und Eure Absicht nicht sein. Und ist es doch so, dann kenne ich bei dieser Braut den Bräutigam weniger als bei irgendeiner andern.“

„Ihr kennt ihn“, sagte Wolf Dietrich langsam, und man merkte, wie ihm eine Erregung, deren er nicht Herr wurde, die Stimme beklemmte. „Ihr sollt als Priester und als Mensch Euren Segen sprechen über Salome Alt und mich.“

„Das ist nicht möglich!“ Thun stieß im ersten Schrecken die Worte rasch heraus. Dann sah er Wolf

Dietrich fast lächelnd an. „Ich kenne Eure Absicht nicht, Hochfurstliche Gnaden, vielleicht habt Ihr irgendeinen Anlaß, um mich zu erforschen und auf die Probe zu stellen, vielleicht auch wollt Ihr nur Euren Scherz mit mir treiben. Denn es ist nicht möglich, daß ein Priester an einen Priester solch ein Ansinnen stellt.“

„Ich sagte Euch, Dechant, ich stehe nicht als Priester vor Euch, nicht einmal als Euer Herr. Hier ist ein Mensch und sonst nichts. Und dieser Mensch hat sich einem göttlichen Gebot gebeugt, das Liebe heißt, und einem zweiten göttlichen Gebot, das wir Mitleid nennen. Gott will nicht, daß wir Menschen einander quälen und kränken und demütigen. Aber ich weiß, daß ein anderer Mensch, dessen Wert ihr alle nicht ahnt, sich quält und kränkt, daß er sich gedemütigt fühlt und von Zweifeln an Gott und der Welt zerfressen wird, weil er die Liebe, die ihn gleichfalls als ein Strahl der Gnade treffen sollte, nur als Fluch und Schande fühlt. Das will ich nicht, das darf nicht sein. Und wenn Ihr es fordert, dann stehe ich nun wirklich vor Euch als Euer Herr und Gebieter und sage Euch: Gott hat mich an diese Stelle gestellt, daß ich die Menschen nach meinem Ratschluß in seinem Sinne lenke und leite. Sein Sinn aber ist es, daß alle glücklich seien, und wäre auch nur ein einziger unglücklich, dann hätte ich mit meinem Pfunde schlecht gewuchert. Die Menschen brauchen meinen Bund mit Salome Alt nicht zu segnen, weil sie die Tiefe des Gefühls, das uns vereint, nie zu ermessen vermögen. Gott wird ihn segnen, weil er die Herzen kennt und seine Geschöpfe nicht nach äußerem Maß mißt. Ihr aber seid Gottes Handlanger, wie auch ich es bin, und ich habe seine Befehle weiterzuleiten. Auch an Euch, Dechant. Erwägt noch einmal, worum ich Euch bat, bevor ich es Euch schaffe.“

Der Dechant war totenbleich geworden, nie in seinem Leben hatte er sich hilfloser und ohnmächtiger gefühlt. „Vergeßt nicht, Hochfürstliche Gnaden“, stammelte er, „daß ich meinen Schwur geschworen habe, wie auch Ihr es tatet. Ihr habt Gott gelobt, kein Weib zu begehren und zu Euch zu nehmen, und wenn ich gelobte, im Sinne der göttlichen Satzung zu leben und zu wirken, so war damit auch gesagt, daß ich einen sündigen Bund nicht segnen darf.“

„Der Bund ist nicht sündig. Auch werde ich nachträglich beim Heiligen Vater Dispens erwirken. Fürs erste aber gilt mein Befehl, und ich bin Eure geistliche Obrigkeit. Ihr werdet Salome Alt und mich kopulieren.“

„Meine Obrigkeit ist Gott.“

„Aber Gott spricht nicht selbst zu uns. Ich stehe vor Euch an seiner Statt. Jeder Fluch, den Ihr aus Eurem Tun fürchten müßt, fällt auf mich zurück. Die Verantwortung, die Ihr nicht tragen wollt, will ich auf mich nehmen. Ihr sollt ohne Schuld und Fehl sein. Will Gott, daß einer büßt, dann büße ich. Und dies ist nun mein letztes Wort: wollt Ihr Euch meinem Willen fügen?“

Es blieb im Zimmer lange still. Der Dechant blickte den Erzbischof an, dann schickte er seine Augen rundum, als könnte er irgendwo einen Menschen finden, der ihm beistehen wolle. Schließlich sagte er mit gepreßtem Atem: „Uns Priestern ist als erste Pflicht der Gehorsam geschaffen. Ihr steht vor mir als mein geistlicher Vorgesetzter und als mein weltlicher Fürst. Die Vorsehung, die Euch solche Ämter gab, mußte wissen, was sie tat. Ihr befiehlt, Hochfürstliche Gnaden, und ich werde gehorchen.“

Ein befreites Lächeln glitt über Wolf Dietrichs Ge-

sicht. Mit einer raschen Bewegung legte er dem Dechant die Hand auf die Schulter. „Ihr habt recht gesprochen, Hochwürden, und ich will es Euch danken. Nun harret des Tages, da ich Euch rufen werde. Aber eines merkt Euch: es braucht niemand zu wissen, was zwischen uns verabredet wurde.“

Bei diesen Worten überfiel den Dechant die alte Unsicherheit, fast wurde er wieder wankend: „Dieses Schweigen, Hochfürstliche Gnaden, bedeutet, daß Ihr Eurem Gebot selbst nicht traut. Noch einmal bitte ich Euch: laßt ab von diesem Plan. Er möchte Euch und einem andern Menschen, der Euch lieb ist, zum Verderben werden.“

Aber Wolf Dietrich winkte ab und stampfte leicht mit dem Fuß. „Alte Weiber schwanken wie Rohr im Wind, Männer stehen zu dem, was sie sprachen und versprochen. Auch in der Soutane sollen Männer stekken. Darum muß gelten, wofür Ihr Euch verbürgtet. Und nun, Dechant, gehabt Euch wohl. Ich werde Euch holen, wenn ich Euch wieder brauche.“

Der Dechant ging, und Wolf Dietrich kehrte zu seiner Arbeit am Schreibtisch zurück. Er blieb allein, er ließ den Kanzler Fabrizio nicht mehr rufen. Er wendete Blatt um Blatt, manchmal machte er mit seinen raschen, entschiedenen Schriftzügen eine Bemerkung. Darüber verging eine Stunde, bis Pferdegetrappel auf der Straße ihn aufstörte. Er trat ans Fenster und sah zwei Reiter von den Pferden steigen, deren Zügel sie herbeilaufenden Leibschützen zuwarfen. Sie kommen von der Jagd, dachte Wolf Dietrich, indes er auf seine beiden Brüder niederblickte. Denn dies waren Hannibal und Rudolf von Raitenau, die er an seinen Hof gezogen hatte, um sie hier an seinem Leben teilnehmen zu lassen. Er hing an seiner Familie, er liebte seinen

Vater, der ihm ein unerreichbares Vorbild soldatischer Tugenden blieb, er hatte seine Schwester Cäcilie nach Salzburg geholt, wo sie die Gattin Kuen-Bellasis geworden war, eines Mannes, von dem man nicht recht wußte, was er tat und wovon er lebte. Seine Stunden, seine Tage vergingen in Saus und Braus, er schwelgte und praßte, er warf das Geld mit vollen Händen hinaus, aber dieses Geld brachte ihm Cäcilie zu und somit kam es aus den Kassen des Bischofshofes, es kam aus den Steuern des Volkes. Nicht viel anders trieben es Hannibal und Rudolf. Wollten sie es dem Schwager gleichtun oder eiferte dieser ihnen nach? Manchmal lud sie der Erzbischof zu seiner Tafel, sie aber liebten es mehr, wenn er sie ihre eigenen Wege gehen ließ und ihnen eine Freiheit gab, die sie weidlich in vollen Zügen genossen. Sie durchstreiften das Land und fielen in die Schlösser der Adeligen ein, um dort eine Gastfreundschaft zu fordern, die man ihnen gern gewährte, sie zogen auf die Jagd und blieben oft lange Tage weg, ehe sie mit ihrer Beute wiederkehrten. Sie wohnten in der Residenz, und aus ihren Gemächern drang oft lautes Lärmen und Lachen in das nächtliche Salzburg hinaus, wenn sie mit ihren Gefährten und Buhlerinnen Feste feierten.

Da Wolf Dietrich sie selten sah, so meinte er auch jetzt, sie würden geraden Wegs zu ihren Gemächern zurückkehren, um eine Ruhe zu suchen, die sie nach der Jagd wohl brauchten. Darum ging er wieder an seine Arbeit, denn die Denkschriften, Berichte und Gesuche wollten kein Ende nehmen. Aber kaum hatte er zum Kiel gegriffen, als vor seiner Tür schwere Reiterstiefel stampften. Sie kommen zu mir, dachte er mit leiser Verwunderung. Und als er den Kopf der Tür zudrehte, waren die Brüder schon im Zimmer.

Hannibal war der Größere, der Stattlichere, und da er breitpurig im Jagdkoller vor Wolf Dietrich stand, das Gesicht noch vom scharfen Ritt gerötet, die Augen blitzend von Abenteuerlust und Lebensfreude, konnte der Erzbischof es wohl begreifen, daß über den Bruder Gerüchte gingen, alle Weiber der Stadt liefen ihm mit offenen Armen und Herzen zu. Rudolf, kleiner, auch jünger, nahm es mit ihm doch an Verwegenheit auf. Vielleicht war er sogar der kühnere Reiter, der wildere Jäger, und wenn er von seinen Erlebnissen und Fahrten zu berichten, zu fabulieren, zu schwärmen anfing, dann beherrschte er alle.

„Ihr kommt zu mir?“ fragte Wolf Dietrich mit hörbarem Staunen und leisem Vorwurf. „Zu dieser Stunde? Ihr wißt, daß ich bei der Arbeit bin und nicht gestört werden will.“

„Arbeit!“ rief Hannibal, „über dieser Arbeit, Bruder, versäumst du dein Leben! Aus Tintenfässern zieht man nur schwarze Gedanken. Die Freude erjagt man draußen, unter den Menschen, im Walde, hinter dem Wilde her oder im Kreise von Freunden. Du solltest mit uns dorthin kommen, wo nicht dicke Mauern das Himmelslicht abhalten, und das Volk sich selbst überlassen. Es wird sich schon zurechtfinden.“

Wolf Dietrich maß den Bruder in ungeduldiger Abwehr: „Und du kommst in dieser Stunde zu mir, um mir das zu sagen? Sonst hast du mir nichts zu melden?“

Aber nun war Rudolf zur Stelle, um zu antworten. „Da du uns aufforderst, sollst du wissen, was uns das Herz bedrückt. Das Leben in Salzburg kann schön und toll sein, man kann hier die Freude aus vollen Bechern schlürfen, wenn man sich denen gesellt, die dieses Leben zu meistern wissen. Zur Meisterschaft wären

wir beide wohl geschaffen, und du magst es glauben, daß wir so auftreten, wie es deiner würdig ist. Denn das wissen wir wohl, daß jede Ehre, die man uns zuteil werden läßt, dir gilt, daß man dich meint, wenn man uns nennt und preist. Aber des Erzbischofs Brüder dürfen nicht auf schlechten Kleppern und in armem Gewande daherkommen, es sind ihnen durch ihre Stellung Pflichten auferlegt, die sie erfüllen müssen.“

„Kurz gesagt“, warf der Erzbischof hin, „ihr braucht Geld. Ist's so?“

„Keine Sibylle kann die geheimsten Gedanken eines Menschen besser erraten als du“, lachte Hannibal. „Das Unglück hat es gewollt, daß wir heute Nacht im Spiel an Kumpane gerieten, die mit dem Teufel im Bunde waren. Wenn du jetzt den ärmsten Landsknecht des Kaisers zu dir rufst und ihm die Taschen seiner Hose umdrehst, dann fällt immer noch leichter ein Groschen heraus als aus meinen Taschen. Und Rudolf ist nicht besser dran als ich.“

„Dem Volk befehle ich Mäßigkeit.“ Des Erzbischofs Augen begannen gefährlich zu funkeln. „Meinen Pflegern rechne ich jeden Groschen nach. Kommt ein armer Kleriker zu mir und bittet um erhöhten Sold, so weise ich ihn ab und erinnere ihn an die Gebote der Demut und der Enthaltbarkeit. Und ihr werft das Geld, das ich euch gebe, zum Fenster hinaus.“

Hannibal zuckte mit den Achseln. „Was gilt das Pack? Willst du uns mit diesen allen vergleichen? Wir sind von deiner Art, von unseres Vaters Art. Ein Raitenau mißt sich mit keinem andern, und er darf fordern, was vielen versagt bleibt.“

„Ein Raitenau mißt sich mit seinesgleichen“, erwiderte der Erzbischof. Aber dann schwieg er. Denn

ihm fiel ein, daß den Söhnen immer der Vater das Vorbild bleiben soll, dem sie nachstreben. Hans Werner von Raitenau aber war ein Reiterführer nach dem Herzen Wolf Dietrichs, er war ein Krieger, wie sich der Kaiser kaum eines besseren rühmen konnte, er suchte das Abenteuer und die Gefahr, er wich keinem Feinde aus und hätte sein Dasein als nutzlos vertan erachtet, wenn er einmal in der Stille bürgerlichen Behagens seinen letzten Atemzug hätte tun müssen. Aber solange er auf dieser Erde weilte, griff er mit vollen Händen ins Leben und holte sich daraus hervor, was ihm taugte. Er kannte kein Maß, er mochte sich nicht bescheiden, er stürmte und tobte, er gab das Geld mit vollen Händen aus, und wenn er am Wege ein Weib fand, das ihm gefiel, so riß er es zu sich in den Sattel empor. Blut von seinem Blut schäumte auch in den Adern der Söhne. Wer wollte darum mit ihnen rechten?

Wolf Dietrich griff zur Schreibfeder und warf ein paar Zeilen auf ein Papier. „Man wird euch Geld geben“, sagte er, indes Hannibal schnell nach dem Blatt griff, die Schrift überflog und befriedigt schmunzelte. „Aber spart, Brüder, das Land ist so reich nicht, wie ihr meint.“

Rudolf nickte unbekümmert: „Es soll geschehen, wie du es wünschst.“

„Und vergesst nicht, wo ihr wohnt. Dies ist eines Priesters Haus und eines Fürsten Haus. In der Stadt spricht man, daß ihr in den Nächten mit euren Buhlen hier Gelage feiert.“

„Es wären die einzigen Buhlen nicht, die dieses Haus kennt“, gab Hannibal frech zurück. Aber es reute ihn gleich, daß er diese Worte gesprochen hatte. Eine rote Blutwelle schoß dem Erzbischof ins Antlitz, er ballte

die Fäuste, als wolle er sich auf den Bruder stürzen. „Bube“, schrie er, „nimm das zurück! Eine Zunge soll verdorren, die Wohltaten so dankt! Was dieses Haus birgt, ist besser, als was ihr von der Straße hereinbringt. Himmelhoch steht diese Frau über den Weibern, die euch umschwärmen. Was wißt ihr davon? Wer kennt sie? Ich aber kenne sie und sie lebt unter meinem Schutz. Wer sie beleidigt, ist mein Feind, mag uns tausendmal das gleiche Blut verbinden.“

Die Brüder erschranken, sie fürchteten, einer Gnade verlustig zu gehen, die ihnen die Tage zu einer einzigen langen Kette der Fröhlichkeit werden ließ. Rudolf senkte den Kopf unter dem Strafgericht und Hannibal versuchte den Groll Wolf Dietrichs zu beschwichtigen, indem er sich herbeiließ, Verzeihung zu erbitten.

„Es war nicht böse gemeint“, sagte er, „unter Brüdern legt man Worte nicht auf die Waage, als wären es Dukaten. Wir kennen deine Dame, sie ist aller Ehren wert, und niemand mag mehr als sie darunter leiden, daß menschliche und göttliche Gesetze zwischen euch beiden stehen.“

„Diese Gesetze sollen für Salome und mich bald nicht mehr gelten“, gab Wolf Dietrich zurück. Mehr sagte er nicht, und seine Worte brachten die Brüder in Zweifel und Verwirrung. Was konnte solche dunkle Rede bedeuten? Rudolf machte einen Versuch, Klarheit zu erlangen: „Wie meinst du das, Bruder?“ fragte er. Aber es wurde ihm keine Antwort.

„Ihr sollt“, sprach Wolf Dietrich, „in diesem Hause, für das ihr nicht taugt, nicht allzu lange mehr wohnen. Ich habe große Pläne für die Stadt Salzburg, und auch für euch soll ein neues Haus geschaffen werden, worin ihr leben mögt, wie es euch gefällt.“

Rudolf fuhr erregt auf: „Ein eigenes Haus? Ein Haus nur für uns beide?“

Aber Wolf Dietrich wehrte ab. „Ein Haus für Hannibal“, sprach er. „Er ist der Älteste, er mag dort Herr sein und zu sich nehmen, wer ihm beliebt.“

Diese Abschwächung vermochte die Freude Rudolfs nicht zu mindern. Längst schon verdroß ihn und Hannibal die Rücksicht, die sie zu üben hatten, weil sie in einem Bischofspalast wohnten. Sie fühlten sich nicht frei, jeder Trabant und Schutze schien sie zu beobachten, und immer wieder mußten sie ihre Lustbarkeit dämpfen, um nicht das Ärgernis zu vergrößern, das ihr Wesen in der Stadt ohnehin schon erregte. Darum glänzten ihm die Augen bei der Vorstellung, daß nun aller Zwang wegfallen sollte, daß sie sich in Hinkunft bewegen würden, wie sie wollten, daß niemand mehr ihre Feste und die Leute, die bei ihnen verkehrten, überwachen könnte. Auch Hannibal erkannte, welche Vorteile ihm das Geschenk bringen sollte, das ihm soeben in Aussicht gestellt worden war.

„Du bist großmütig, Bruder“, sagte er fast gerührt. „Nie scheidet man mit leeren Händen von dir, weil du das Blut nicht verleugnest, das uns verbindet. Und nun noch diese Gabe — du bist auch uns gegenüber mehr ein Fürst, der die Seinen beschenkt, denn ein Bruder.“

Damit gingen die beiden davon, um fürs erste den Betrag einzukassieren, den ihnen Wolf Dietrich angewiesen hatte. Der Erzbischof kehrte nun nicht mehr zu seiner Arbeit zurück. Ein Diener kam und meldete ihm, daß ein Imbiß für ihn angerichtet sei. Er trat ins Nebenzimmer und fand den Tisch üppig besetzt, denn man wußte wohl, daß er gutes und reichliches Tafeln liebte. Zur selben Stunde, das war ihm bewußt, war auch sein Hofstaat versammelt, um zu schmausen und

dabei fröhlich zu sein. Er war nicht fröhlich, Sorgen bedrückten ihn, sein Herz schlug unrastig. Ein Diener legte ihm die Speisen vor, es waren die leckersten Gerichte, die seine Köche zu bereiten vermochten. Er aß viel, aber vorerst ohne Lust. Da er indes immer wieder den Becher mit einem Wein füllte, den man auf schwer beladenen Wagen über die Alpen aus Italien geholt hatte, so wich die Verdüsterung allmählich von ihm. Er sah Bilder vor sich, lockende Bilder. Er schaute ein Salzburg, wie er es schaffen wollte, jedes Haus und jede Kirche stand deutlich vor ihm, die Plätze dehnten sich spiegelnd, glückliche Menschen gingen darüber hin. In diesem Salzburg sollte sichs so reich und gut leben lassen wie im schönen fernen Rom. Dem Erzbischof fielen die Tage ein, die er in der Ewigen Stadt verlebt hatte. Oftmals war er dort bei Marx Sittich zu Gaste gewesen, bei seinem Oheim, dem Bruder seiner Mutter. Dieser Oheim war der Würdigste, der Größte, der Beneidetste und Umworbenste in der Familie der Mutter. Daß er der Neffe eines Papstes, Pius IV., war, wog nichts, denn Verwandtschaft ist noch kein Verdienst. Aber er hatte es verstanden, selber in steilem Anstieg Würden und Ruhm zu gewinnen, und wenn er auch manches Hindernis schneller nahm und somit früh Bischof von Konstanz geworden war, weil man im Neffen den Oheim zu ehren meinte, so hatte er doch durch diplomatisches Geschick den letzten, entscheidenden Schritt erzwungen und den Kardinalspurpur erlangt. Solcherart, auf der Höhe eines Lebens, das er wie wenige zu meistern verstand, verbrachte er seine Tage in Glanz und Pracht. Sein Palast zählte zu den schönsten von Rom, seine Tafel war berühmt, die klügsten Männer drängten sich ihm zu, Künstler umschwärmten ihn, rauschende Feste

ließen die Nacht zum Tag werden. Wolf Dietrich hätte, wenn man ihm die Entscheidung über sein Dasein nach eigenem Ermessen zugestand, am liebsten seinem Vater nachgeeifert und wäre ein Reiteroffizier geworden wie dieser. Das hatte man ihm verwehrt, denn wenn ein Junker wie Hans Werner von Raitenau sechs Kinder besaß, dann war es ein Gebot der Klugheit, etliche Söhne oder wenigstens einen von ihnen der Kirche zuzuführen. So war Wolf Dietrich in jungen Jahren zum Kleriker bestimmt worden; da er somit seine Knabenträume von Kriegerglorie und Heldentaten nicht verwirklichen durfte, so suchte er sich ein anderes Vorbild, dem er nachstreben konnte und das ihm sein Ziel weisen sollte. Der Oheim Marx Sittich hatte mit seinen Erfolgen, mit seinem Glanz, mit seinem Reichtum, mit seiner Klugheit die Phantasie des Jünglings entzündet, und der Mann Wolf Dietrich bewunderte ihn nicht minder. Manchmal, wenn er an ein Salzburg dachte, das an Glanz und Kunst Roms würdig sein sollte, war Rom für ihn nicht eigentlich die Stadt des Papstes, sondern die Stadt seines Oheims, des Kardinals.

Er aß mit wachsendem Genuß. Denn mit den verlockenden Bildern einer lichten Zukunft, die er beschwor, verging seine Unlust, und die Freude an den guten Dingen des Lebens, zu denen auch ein erlesenes Mahl gehörte, kehrte ihm zurück. Zum Schluß kredenzte man ihm Obst, das aus dem Süden stammte, und er spülte den Wein hinterher, der unter derselben Sonne gereift war. Dann stand er auf und ging in sein Arbeitszimmer zurück. Hier erwartete ihn sein Kanzler Fabrizi.

„Hochfürstliche Gnaden“, sagte dieser, „die Pferde stehen gesattelt bereit. Ihr wollt nach Hallein, um nach den Knappen des Dürrnbergs zu sehen.“

Der Erzbischof war nach dem reichen Mahl gut gelaunt. „Die Halleiner Knappen“, gab er zurück, „sind die wichtigsten Leute im ganzen Land. Sie fördern das Salz, und auf diesem Salz, recht einer Gottesgabe, beruht unser aller Reichtum und Wohlfahrt.“

„Indes“, sprach der Kanzler bekümmert, „Hochfürstliche Gnaden, sind diese Knappen Eure besten Untertanen nicht. Die Ketzerei hat unter ihnen gewütet wie eine Seuche, unter einem Dutzend mögt Ihr keine drei mehr finden, die des rechten Glaubens sind.“

Wolf Dietrich fürchte die Stirn. „Das ist mir bekannt, Fabrizi. Aber laßt mir meine Knappen ungeschoren. Sie sind keine reichen Leute, die der Ketzerei ihr Geld in den Rachen werfen. Sie müssen sich redlich schinden um ihren Sold, und ich will nicht, daß man sie hart anpackt. Predigen mag man ihnen, belehren soll man sie, strafen jetzt noch nicht. Man muß dem kleinen Mann mehr Zeit zur Einkehr lassen als dem reichen, der auf hohen Schulen oder auf weiten Reisen sich alle Quellen des Wissens erschließen konnte und ein anderes Maß gewann als ein Arbeitsmann.“

„Wie Ihr befiehlt“, sagte Fabrizi. „Wollt Ihr jetzt aufbrechen, Hochfürstliche Gnaden?“

„Geht voraus. Ich folge Euch.“

Aber der Kanzler mußte im Hofe bei den stampfenden Pferden und den Stallknechten lange warten. Denn bevor er seinen Ritt antrat, ging Wolf Dietrich zu Salome. Er verfolgte den Weg, den er so oft durchschritten hatte, ungeduldig, es drängte ihn in einer plötzlichen Regung, die Entscheidung, die er heute vormittag getroffen, jetzt schon dem Menschen bekanntzugeben, den sie vor allem betraf.

Er war es gewohnt, daß ihm Salome jedesmal, wenn sie seinen festen Schritt hörte, durch ihre Zimmer ent-

gegenkam, daß sie ihm die ganze Ungeduld, mit der sie ihn erwartete, stürmisch entgegentrug. Heute aber mußte er Raum um Raum durchschreiten, bis er sie fand. Sie lag auf ihrem Ruhelager und hatte die Augen geschlossen, nicht anders als an dem Tage seiner Rückkehr aus Rom. Da er zu ihr trat, schlug sie den Blick zu ihm auf, aber in diesem Blick war etwas, worüber Wolf Dietrich erschrak. Es war Angst darin, fast ein Entsetzen, und zugleich eine Abwehr, die all die Liebe, die er je an ihr gekannt, verleugnete.

„Salome“, sagte er und beugte sich zu ihr nieder, „mich führt ein Ritt über Land, ich muß nach Hallein. Aber ich wollte nicht aufbrechen, ehe ich dich begrüßt und von dir Urlaub genommen habe.“

Sie nickte, ohne zu antworten, wandte den Blick ab, und plötzlich sah er Tränen in ihren Augen. Er ergriff ihre Hand, diese Hand glühte und der Puls stürmte darin.

„Was ist mit dir geschehen?“ rief er, und eine Sorge, wie er sie nur um diesen Menschen kannte, preßte sein Herz zusammen. „Bist du krank, Salome?“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich bin nicht krank, Wolf Dietrich, aber mich hat ein böser Traum gequält, von dem ich mich noch nicht befreien kann.“

Er lächelte und setzte sich zu ihr. „Arge Träume, Salome, haben das Gute, daß oft beim Erwachen das Leben und das Himmelslicht doppelt schön erscheint.“

„Dieser Traum“, sagte sie traurig, „läßt mir das Licht der Sonne nimmer so hell scheinen. Ich wurde gerufen von einer Stimme...“ Hier sah sie scheu zu ihm auf, ob er sie verstünde, ob sie ihm die ganze Qual des schrecklichen Gesichtes offenbaren dürfe. Sie fuhr fort: „Ich wurde gerufen von einer Stimme, die ich nicht kannte, aber es war eine Stimme, wie sie am Tag des

Jüngsten Gerichtes ertönen mag, gebieterisch, daß man ihr gehorchen mußte, und drohend, als sollte ich alle meine irdischen Sünden büßen. Dieser Stimme folgte ich, ich folgte ihr lange, bis ich nimmer weiter konnte. Denn plötzlich stand ich inmitten von Flammen, rings um mich loderte es, es war ein einziger ungeheurer Brand und Qualm und immer näher leckte es zu mir her. Und da ich stand und das Entsetzen mich packte und mir das Blut in den Adern gefror und das Herz mit seinem Schlag aussetzte, kam wieder von oben diese furchtbare Stimme, und sie rief: du bist verstoßen . . .“

Wolf Dietrich war blaß geworden, seine Hand fiel schlaff aus der Salomes. „Je nun, ein Traum“, sagte er, indem er sich zu lächeln bemühte. „Du malst dein Gesicht so anschaulich, daß einem dabei bange werden könnte. Aber Träume verfliegen, es kommt der Morgen, und das Leben ist stärker als jeglicher Spuk.“

„Man kann Träume deuten“, gab sie zurück. „Schon in der Bibel steht das zu lesen. Darum ließ ich in der Früh meinen Beichtiger kommen.“

„Den Pater Ambrosius?“

„Ja, Wolf Dietrich, ihn.“

„Und er, Salome, hat dir Trost gebracht?“

Sie schlug die Hände vors Gesicht. „Hätt’ er’s doch vermocht, Wolf Dietrich, aber es war ihm verwehrt, er konnte mich nicht trösten, da er dem Traum den Sinn gab, der darin lag.“

Wolf Dietrich beugte sich gespannt vor, eine drohende Falte grub sich in seine Stirn, seine Züge wurden hart. „Und dieser Sinn?“

„Der Beichtiger“, sprach sie, „sah in meinem Traum eine Mahnung zur Umkehr. Ich sei sündig, waren seine Worte, weil ich mich einer Liebe ergeben habe, die mir von Gott verwehrt ist. Ich hätte einen Priester ver-

leitet, sein Gelübde zu brechen, meine Schönheit sei Schande und Unzucht, weil sie einen, der von Gott auserwählt war, vom rechten Wege trieb.“

Wolf Dietrich erhob sich, er stand aufgerichtet vor Salome, jeder Muskel an ihm war gespannt. „Bei Gott“, sagte er, „du hast einen liebevollen Beichtiger. Was sprach er noch?“

„Er befahl mir . . .“

„Er befahl dir?“

„Ja, dies war sein Gebot: ich kann mich selbst nur retten, indem ich dich rette. Ich muß von dir lassen und einem Leben voll Sünde und Schmach abschwören.“

Wolf Dietrich stampfte auf, das Blut raste in seinen Adern, seine Hände krampften sich, als müßten sie einen Feind packen. Er machte ein paar Schritte durch das Zimmer, um zur Besinnung zu kommen. Dann, als er sich wieder in der Gewalt hatte, blieb er von neuem vor Salome stehen. „Höre, Salome“, sagte er, und seine Stimme klang so weich und zärtlich, daß solche Milde nach dem Kampf, der eben noch in ihm getobt, unheimlich wirkte. „Dieser Beichtiger mag es gut gemeint haben, aber er vertrat bei dir nicht Gott, sondern die Menschen. Die Menschen wollen uns steinigen, weil sie kein Glück und keine große Liebe gelten lassen. Gott ist größer, er ist gütiger, er sieht in die Herzen. Das sind Worte, die ich heute schon einmal gesprochen habe. Ich wiederhole sie dir, damit du erkennen mögest, daß ich, ehe ich zu dir kam, dein und mein Schicksal erwog und in gute Bahnen zu lenken begann. Solange du mir nicht anders verbunden bist als durch unsere Leidenschaft und durch unser Blut, wird immer wieder der Geifer des Neides und der Mißgunst auf uns fallen. Das kann so nicht bleiben, ich mag es nicht länger mehr dulden. Und deshalb will ich dich und mich

durch des Priesters Spruch und Segen zusammengeben lassen.“

Sie starrte ihn aus weiten Augen an, und der furchtbare Gedanke packte sie, daß er in solcher Stunde mit ihr sein Spiel trieb. „Wolf Dietrich“, schrie sie, „was du sprichst, ist Frevel. Du bist ein Priester, du bist gesalbt und geweiht und darfst kein Weib nehmen. Warum schmähist du mich mit solchen Worten?“

„Könntest du mein Herz durchforschen“, sagte er langsam und mit Nachdruck, „so würdest du eine Liebe darin sehen, wie sie noch kein Mann einem Weibe geschenkt. Diese Liebe kommt von Gott, er kennt unsere Gedanken, unser Tun, er wägt unsere Pläne und geheimsten Regungen, vor ihm kann man nichts verbergen. Er hat unseren Bund bisher gesegnet, indem er uns glücklich sein ließ. Er wird uns auch weiterhin segnen, und ein Priester mag sein Werkzeug sein. Gott ist besser als die Menschen, er kennt keinen Neid und keinen Haß, nie können wir seine Güte ermessen. Vor ihm sollst du mein Weib werden, nicht vor den Menschen mit ihrem engen Gesetz. Der Dechant Thun hat mir's zugesagt: er wird uns kopulieren, und damit er es kann, werde ich mir vom Papst in Rom Dispens holen.“

Sie richtete sich auf: „Wolf Dietrich“, sagte sie stockend, „dies wäre kein Trug und kein Scherz? Dies wäre kein Spiel mit mir und meinem Los, du willst wahrhaftig tun, was du versprachst?“

„Nie noch habe ich etwas versprochen, was ich nicht hielt. Ich zwinge das Leben und lasse mich vom Leben nicht zwingen. Und zu dem Leben, wie es mir bestimmt ist, gehörst du.“

Sie blickte ihn wieder an, in ihren Augen stritt der Unglaube mit der Zuversicht. „Ein Priester bist du“,

wiederholte sie, „und der Beichtiger ist nicht minder einer. Was den andern verwehrt ist, sollte dir erlaubt sein?“

„Die andern!“ lachte er. „Wären sie von meiner Art, so stünden sie auf meinem Platz. Ich will mit ihnen nicht verglichen sein. Und auch der Papst wird zu scheiden wissen und wird an jeden das Maß anlegen, das er verdient. Er wird mir die Dispens geben, um die ich ihn bitte, er ist der Richter im Namen Gottes. Aber er wird nicht mehr vermögen, als unsere Herzen vermochten. Du bist mein und kannst mir durch Papst und Dispens und Priesterwort nicht inniger verbunden werden als bisher.“

In die Stille, die einfiel, hörte man das Stampfen von Pferden, das Klirren von Sporen und Eisenhauben. Wolf Dietrich fuhr sich mit der Hand über die Stirn, er besann sich, er wußte, daß man seiner wartete. Er trat ein letztes Mal an Salome heran und beugte sich über sie. „In Hinkunft“, sagte er, „mag kein böser Traum dich mehr verstören. Deine Tage sollen so hell sein, daß daneben das Dunkel der Nächte keinen Bestand hat.“

Da sie nun, beglückt und getröstet, zu ihm auf lächelte, ging er. Er schritt durch die hallenden Gänge hin, stieg die Treppe hinab und trat zu seinem Roß. Der Kanzler Fabrizio sagte: „Ihr habt uns lange warten lassen, Hochfürstliche Gnaden, schon fürchteten wir, es würde zu spät werden für unseren Ritt.“

Wolf Dietrich schwang sich in den Sattel. „Fabrizi“, sprach er dabei zu dem Kanzler hinab, „der Pater Ambrosius, der Beichtiger der Dame Salome Alt, wird des Landes verwiesen. In zwei Tagen muß er über der Grenze sein.“

Neuntes Kapitel

Gab es je eine seltsamere Hochzeit, als diese es war?

Die Frage, ob Wolf Dietrich sich wirklich an den Papst wegen einer Dispens wendete, blieb unbeantwortet. Er ließ einige Zeit verstreichen, die ausgereicht hätte, um einen Boten nach Rom zu schicken und diesen, nach Erledigung seines Auftrages, wieder in die Heimat zurückzuführen. Während dieser Monate war Salome in gespannter Erregung. Immer wieder fragte sie, ob der Papst schon entschieden, ob er seine Zustimmung gegeben hätte. Wolf Dietrich wehrte ab. „Der Papst hat sich um mehr Leute zu kümmern als um uns beide allein“, sagte er, „ihm langen die Stunden seines Tages nicht, er muß die Nacht hinzunehmen. Und außerdem ist die Reise weit, niemand kann mit Gewißheit sagen, wie lange unser Bote braucht, um sie zu bewältigen. Du mußt Geduld haben, Salome.“ Sie hatte Geduld. Sie wartete, wie nun ihr Dasein, seit sie sich dem Erzbischof gesellt hatte, schon immer ein einziges Warten war.

Nach dem Unfall, den sie erlitten, war sie schöner geworden denn je. Wolf Dietrich sah es und seine Liebe zu ihr ließ ihm die Stunden leer und schal erscheinen, die er nicht mit ihr verbrachte. Darum gab er den Brauch auf, mittags allein einen hastigen Imbiß einzunehmen. Er ließ jetzt eine kleine Tafel aufs zierlichste für zwei Schmausende decken und erbat sich die Gesellschaft Salomes. Er selbst legte ihr dann die besten

Bissen vor, er trank ihr zu, er ersann Speisen, die ihr besonders munden könnten. Und jedesmal mußte sie sich für ihn schmücken, sie mußte ihre schönsten Gewänder anlegen, mußte die kostbarsten Geschmeide tragen. Die Kleidermacher und Goldschmiede in Salzburg hatten gute Tage. Die Freigebigkeit des Erzbischofs kannte keine Grenzen, wenn es galt, Salome zu zieren, als sollte ein edles Bild mit einem prunkvollen Rahmen umgeben werden.

Noch einer wartete auf den Bescheid, ob der Papst in Rom die Dispens geben wollte. Der Dechant Thun bangte der Stunde entgegen, da der Erzbischof ihn rufen würde, um ihn aufzufordern, sein Versprechen zu halten. Er schlief schlecht, das Essen quoll ihm im Munde auf, im Domkapitel war er nun der Schweigsamste. Immer wieder ging er in das Münster, in den grauen ragenden Bau mit seinen vier Türmen und seiner Kuppel, dessen Inneres, mächtig überwölbt, stets von einem magischen Halbdunkel erfüllt war. Er warf sich vor dem Hochaltar in die Knie und betete. „Herr“, sagte er, „laß es nicht geschehen, daß ich in solche Gewissensqual gerate. Dein Gebot steht gegen das, was ich dem Erzbischof geloben mußte, aber er ist mir vorgesetzt. Muß ich Demut und Gehorsam ihm gegenüber auch in diesem Falle üben?“ Er ging von solcher Zwiesprache mit Gott nicht sonderlich gestärkt davon. Er sah keinen Weg mehr vor sich, Zweifel raubten ihm die Ruhe, wirre Gedanken drängten sich in ihm, ohne zur Klärung zu gelangen. Und jeden Morgen, wenn er erwachte, stand die Angst vor ihm, daß heute geschehen könnte, wovor er bangte.

Kam die Dispens? Der Dechant erfuhr es nie. Auch dann nicht, als ihn ein Trabant zum Erzbischof berief, der ihn wieder in seinem Arbeitszimmer empfing.

„Herr Dechant“, sagte er, „es ist so weit, alles ist bereit und geordnet, morgen sollt Ihr tun, wie Ihr verspracht. Ihr sollt die Dame Salome Alt und mich kopulieren.“

Der Dechant wurde sehr bleich und taumelte ein wenig, sodaß er sich mit der hilfesuchenden rechten Hand auf die Tischkante stützen mußte. „Die Dispens“, stammelte er, „ist sie da?“

„Das hat Euch nicht zu kümmern. Ihr sollt Eures Amtes tun.“

Der Dechant machte einen letzten Versuch, auf seiner Forderung zu beharren. „Wollt Ihr mir die Dispens des Heiligen Vaters nicht zeigen, Hochfürstliche Gnaden? Es wäre rechtens, daß ich sie kenne, ehevor ich handle, wie Ihr befahlt.“

„Die Dispens ist eine Sache zwischen dem Heiligen Vater und mir. Eure Sache ist es, den Segen über uns zu sprechen. Morgen früh um zehn Uhr werden Frau Salome und ich Euch in meiner Kapelle erwarten.“

Der Dechant ging davon wie ein Schlafwandler, kaum fand er die Türe, durch die er den Raum verlassen sollte. Er verbrachte eine arge Nacht in Gebeten und Qualen, und am andern Morgen ging er zur Kapelle wie ein Verbrecher zu seiner Tat. Warum, fragte er sich, handle ich gegen mein Gewissen? Warum beuge ich mich dem Willen des Erzbischofs auch dann, wenn er mir etwas befiehlt, was gegen Gottes Wort und Vorschrift ist? Warum blieb ich nicht stark und standhaft? Konntest du mich nicht erleuchten, Herr, da ich so oft zu dir betete?

Fast war er entschlossen, Widerstand zu leisten, alle seine Kraft zusammenzuraffen und vor den Erzbischof hinzutreten, um ihm den Gehorsam aufzukündigen. Aber dann befand er sich in der Kapelle dem Fürsten

und Salome gegenüber. Wolf Dietrich stand hoch aufgereckt da, so daß er größer schien, als er wirklich war. Er trug ein violettes Gewand mit mächtiger Halskrause, an seiner Hand glänzte der Siegelring. Der Blick des Dechants glitt scheu von ihm zu Salome hinüber. Der Priester erschrak fast über die Schönheit dieses Weibes. Wenn Schönheit nicht Sünde sein kann, dann ist diese Frau begnadet, dachte er. Man muß stark sein im Verzicht und fast asketisch in der Beherrschung seiner Triebe, um ihrer Lockung widerstehen zu können.

Salome lächelte dem Dechant entgegen. „Ich dank Euch, Hochwürden“, sprach sie, „daß Ihr einen Bund segnen wollt, den zwei Herzen geschlossen haben. Eure Worte sollen mir immer gegenwärtig bleiben, und der Weg, den Ihr mir erschließt, mag mich zum Guten führen.“

„Edle Frau“, sagte der Dechant mit halber Stimme, sodaß Salome ihn kaum verstand, „ich tue, wie mir befohlen ward. Es soll dennoch das Glück bei Euch einkehren.“

Dann nahm er die Trauung vor. Er sprach seine Gebete, er segnete diese seltsame Vereinigung zweier Menschen, er fügte Hände ineinander, die seiner nicht erst bedurft hatten, um sich stützend und hilfesuchend zu verbinden. Dabei vermied er es, Salome anzusehen. Wenn sein Blick aber doch auf ihr ruhte, dann fand er in ihren Augen ein Leuchten, in ihrem Antlitz einen Glanz, wie nur diese Stunde ihn wecken konnte. Die feierliche Handlung, die da vollzogen wurde und die ihr galt, in deren Mittelpunkt sie stand, schien Frieden in ihr Herz zu bringen und alle Zweifel zu unterdrücken, die jemals in ihr getobt. Sie fühlte sich einem Leben zurückgegeben, von dem sie während langer Zeit geschmäht, geschändet, zurückgestoßen worden war.

Die Sonne, schien ihr, strahlte heute heller, weil vor jetzt an ihre Liebe keine Schuld und kein Vergeher mehr sein sollte.

„Amen“, sprach der Priester und die Zeremonie war zu Ende. Salome küßte die Hand, von der sie gesegnet worden war und bat: „Ihr müßt heute bei unserem Mahl zugegen sein, Hochwürden. Wir möchten Euch wenn Ihr unser Gast seid, unsere Dankbarkeit bezeugen dürfen.“

Der Dechant wehrte ab: „Ich bitt Euch, edle Frau mir Urlaub zu geben, ich fühle mich übel, manchmal packt mich der Schwindel, daß ich zu sinken meine.“

In der Tat waren, wie bei einem Totenkopf, seine Schläfen und Wangen eingesunken, die Augen, tief in ihren Höhlen und von dunklen Ringen umgeben. zeugten von Nächten ohne Schlaf und voll von fruchtloser Grübele, die Haut spannte sich bleich über die Knochen. Der Erzbischof blickte seinen Dechant besorgt an: „Ihr sehet nicht gut aus, fast fürchte ich wirklich, Ihr möchtet krank werden. Aber pflegt ein paar Stunden der Ruhe, dabei werdet Ihr Euch erholen. Und bei unserem Mahle erwarten wir Euch. Nur wir drei werden vereint sein, kein anderer wird gerufen. Es ist ein Fest, aber ein Fest, das keinen kummert außer uns.“

Der Dechant nickte glanzlosen Blicks, dann ging er davon. Als der Diener ihn zur Essensstunde rief, sah er nicht besser aus. In seinem Gehirn hatte sich eine ungeheure Müdigkeit eingenistet, sein Herz ging mit mattem Schlag. Es war kein froher Anblick, an einem Tage, der ein neues Glück einleiten sollte, gerade ihn bei sich zu haben.

Salome legte ihm selbst von den Speisen vor, und indem der Dechant auf diese weißen und langen Hände

niederschaute, war ihm, als müßten so die Hände der Sünde sein, die nach den Menschen greifen, um sie ins Verderben zu ziehen. „Eßt, Hochwürden“, sagte Salome, „fast bin ich in Sorge um Euch, denn man könnte meinen, Ihr littet Schmerzen.“

„Mein Körper hat keinen Schmerz“, gab der Dechant zurück, und wieder dachte er: darf Gehorsam gegen den Befehl des Oberen so weit gehen wie bei mir? Bin ich nun sündig geworden mit zwei Sündern? Und wird der Fluch, der auf sie fiel, auch mich treffen?

„Gegen Beschwerden des Leibes und der Seele gibt es kein besseres Mittel als dieses hier“, sagte Wolf Dietrich, indem er dem Gaste dunklen Wein in den Becher füllte. „Diese Trauben sind in Italien gereift, dieser Wein ist unter einer heißeren Sonne, als wir sie kennen, gekeltert worden, er ist das Blut und die Kraft eines schönen Landes. Trinkt, Herr Dechant, es wird Euch wohlbekommen.“

Der Dechant trank, er spürte dabei, wie seine Müdigkeit zunahm, und lehnte sich zurück. „Mit Verlaub“, sagte er, „der Wein ist gut und edel, aber zürnt mir nicht, wenn ich von den Speisen nichts mehr genieße. Sie bekommen mir nicht.“

„Ich zwinge Euch nicht“, sprach Wolf Dietrich mit breitem Lachen, „aber Ihr solltet Euch zu meiner Wissenschaft bekehren, die besagt, daß ein gutes Mahl dem Menschen nützlicher und Gott wohlgefälliger ist als die Askese. Ihr habt gehört, Hochwürden, was ich dem Abt Martin von Sankt Peter vorschrieb?“

Der Dechant nickte: „Der Abt hat es mir geklagt.“

„Geklagt?“ fuhr Wolf Dietrich auf. „Wo ist hier der Grund zur Klage? Wenn ich dem Abt befahl, er soll seinen Mönchen nicht nur Fastenspeisen geben, bei denen sie verkümmern, daß sie kaum mehr Menschen

gleichen, sondern auch Fleisch, das Saft und Kraft in den Körper bringt, so meine ich es gut mit dem Abt, mit den Klerikern und mit der Kirche. Die Kirche braucht heute Streiter mehr denn je. Feinde stehen auf wider sie, die Priester sind Landsknechte Gottes, und keiner kann ein guter Soldat sein, der fast hinfällt vor Schwäche. Auch muß die Klausur gelockert werden, der Priester muß das Leben und die Menschen kennen, ehvor er über Leben und Menschen urteilen will.“

„Es sind alte Klosterregeln, geheiligt und erprobt durch viele Geschlechter, die nun durch Euer Gebot umgestürzt werden.“

„Keine Regel kann stärker sein als das Leben. Und was den Menschen von gestern taugte, taugt denen von heut nimmer. Der Abt wird tun müssen, was ich will, sonst werde ich selbst seinen Mönchen eine neue Regel vorschreiben.“

„Der Abt wird sich fügen“, sagte der Dechant. „Aber es geht ihm wider sein Herz und sein Gewissen, in den Räumen, wo man bisher dürftige Fastenspeise genoß, um durch solche Enthaltsamkeit Gott ein Opfer darzubringen, nun gebratenes und gesottenes Fleisch und Wild und alles, was einen lüsternen Gaumen letzen mag, kredenzen zu lassen. Er will für die Mahlzeiten, bei denen die Mönche Fleisch essen, einen neuen Saal errichten lassen, um den alten nicht zu entweihen.“

„Das mag er halten, wie er will. Genug, daß er meinen Willen erfüllt.“

Der Dechant nickte gelassen, er wußte, daß es gegen diesen Mann kein Aufbegehren, keine Auflehnung gab. Auch anderen war dies gewiß. Der Abt von Sankt Peter hatte sich beugen müssen, die Bürger beugten sich, längst schon war das Domkapitel seines Einflusses entkleidet, es war kein Hofrat mehr, sondern eine

Versammlung unnützer Männer, die den Schein aufrecht hielten, als würde ihr Wort gehört, ohne daß es jemals noch in die Waagschale fallen konnte. Nicht besser erging es dem Rat der Stadt oder der Landschaft. Wann wurden die adeligen Herren noch mit ihrer Meinung und ihrem Urteil vernommen? Was sie je an Macht besessen, hatte Wolf Dietrich mit einer einzigen Handbewegung weggewischt.

Salome saß versonnen da und starrte vor sich hin auf den kunstvoll geschmiedeten goldenen Becher, in dessen Zierat sich das Licht der Sonne verding, sodaß ein wunderbares Gleißeln daraus sprühte. Immer noch kam ihr dieser heutige Tag wie ein Märchen vor. Ein Mann saß neben ihr, ihr schon lange verbunden, nun aber ganz ihr zugehörig. Wie war diese Vereinigung möglich gewesen? Wie hatte es geschehen können, daß man Brauch und Regel umstieß und über den Haufen warf, um ihr ein Recht zu geben, das sie kaum mehr erträumt hatte?

Sie ließ ihre Augen über Wolf Dietrich gleiten, er saß breit und sicher da, aus seiner Miene, aus seiner Haltung sprach der Triumph über alles, was er bisher geleistet und erzwungen. Als er von dem Abt von Sankt Peter und von dessen Unterwerfung sprach, da war um seine Lippen ein Zug geglitten, so herrisch und so unerbittlich, wie ihn Salome an ihm noch nie wahrgenommen hatte. Es traf wohl zu, daß es gegen seinen Willen keinen Widerstand gab. Der Dechant, der, in sich versunken, ihnen gegenüber saß, bewies es. Aber bewies es nicht auch der Papst, der sich ihm gefügt hatte?

Sie sagte langsam und doch in eindringlicher Bitte: „Willst du mir nicht die Dispens des Heiligen Vaters zeigen?“

Der Dechant horchte auf. Hier sprach ein anderer Mensch von einem wichtigen Ding, das man ihm, trotz seinem Amt, vorenthalten hatte. Er blickte Salome an, als begrüße er eine Verbündete, und sagte leise: „Die Dispens . . . ja, sie ist von größter Wichtigkeit.“

Dann lauerte er gespannt auf die Antwort des Erzbischofs. Aber dieser schien die Frage Salomes genau so leicht zu nehmen, wie er früher jedes Aufbegehren des Dechanten unterdrückt und niedergekämpft hatte.

„Der Heilige Vater hat meiner Bitte nicht widerstehen mögen“, sprach er. „Er ist mir gewogen, vielleicht auch hat mein Oheim Marx Sittich für mich gesprochen.“

„Und er hat dir rechtens eine Dispens erteilt, mit der er dich von allen Verboten und Hindernissen entbindet?“ fragte sie wiederum.

In des Erzbischofs Stirn stieg eine dunkle Welle Blutes. Er fühlte, daß er Salome heute und in solcher Stunde diese Frage erlauben mußte, daß ihr Herz sie trieb, ein Dokument zu sehen, das ihrem Dasein eine neue Wendung gegeben hatte; aber er war nicht willens, seine Geheimnisse preiszugeben, sich ausforschen zu lassen, Rechenschaft zu legen, als hätte irgend jemand ein Recht, ihn zur Verantwortung zu ziehen.

„Genug“, sagte er, „du bist mein Weib, der Dechant hat uns kopuliert, es ist eine Ordnung geschaffen für uns und vor der Welt. Für diese Ordnung bürge ich euch beiden. Und wer“ — hier lächelte er Salome entgegen — „wer den Dingen nach Ursprung und Sinn allzusehr nachgrübelt, versäumt darüber das Glück.“

Sein Wort, daß der Papst ihm wohl gewogen sei, hatte der Berechtigung nicht entbehrt, und gewiß war auch, daß der mächtige Fürsprecher, den er in Kardinal Marx Sittich bei der Kurie hatte, immer wieder

alles tat, um die Gnade des Heiligen Vaters dem Erzbischof von Salzburg zu erhalten. Gerade jetzt hatte diese Gnade sich bewähren müssen. Denn in Rom waren gegen Wolf Dietrich Anklagen erhoben worden, und am schwersten wog wohl der Vorwurf, er führe einen unzüchtigen Lebenswandel und wäre nicht geeignet, seinem Volke Vorbild und Beispiel zu sein. Der Papst hatte über den Beschuldigten nicht den Stab gebrochen. Er hatte ihm die Anklagen mitgeteilt und ihn aufgefordert, sich zu verteidigen und zu beweisen, daß es sich nur um Verleumdungen handle. Auf diesen Brief hatte Wolf Dietrich mit einem langen, spitzfindig abgefaßten, mit scharfem Geist entworfenen Schreiben geantwortet. Er hatte die Meute seiner Verfolger abgeschüttelt wie ein stolzes Wild, er hatte widerlegt, wessen man ihn bezichtigte, und dafür das Bild eines Mannes entworfen, der dem Papst und dem Kaiser redlich diene, der mit allen Kräften durchführte, was man von ihm erwartete und forderte, der ein treuer Diener war, wo es zu dienen galt, wie er ein gerechter Herr dort war, wo seine Hand führen und leiten sollte. Es war ihm gelungen, den Papst zu bekehren und zu überzeugen, Rom stand mit mächtigem Schutz hinter ihm, seine Stellung schien sicherer denn je. So hatte ein Kampf, der mit seiner Niederlage enden sollte, zu seinem Siege geführt.

Seine Feinde waren verstummt, und verstummt war in diesem Augenblick auch die Frau, die ihn liebte. Sie fragte nicht mehr nach der Dispens, sie beugte sich seinem Willen, wie alle es taten. Diese Hingebung, diese Fügsamkeit rührte ihn. Er zog ihre rechte Hand an die Lippen und sagte: „Der heutige Tag soll der erste sein in einer langen Kette freudiger Tage.“ Dann erhob er sich und damit war das Mahl beendet. Der

echant stand seinem Herrn stumm gegenüber und
igte sich, um Abschied zu nehmen. Der Wein hatte
ne trüben Gedanken nicht wegzuschwemmen ver-
ocht. Ein Grauen nistete in seinem Herzen, das ihn
lterte. Er bangte vor der Nacht, der er entgegenging
d die vom Schlaf gemieden sein würde wie so viele
ichte vorher.

Salome kehrte in ihre Zimmer zurück, die ihr heute
ders erschienen als sonst. Hatte sich nicht alles, was
· zugehörte, mit ihr gewandelt? War sie nicht
stern eine andere gewesen? Hatte sie nicht heute ein
ück krönen und vollenden dürfen, das als Leiden-
raft und Rausch, als Verlangen und Gewähren, als
nde und demütig erbettelte Gunst des Schicksals
on so lange ihr gehörte? Nun stand sie auf einer
öhe, von der sie schwindelnd in die Tiefe nieder-
ckte.

Wer so liebt wie ich, dachte sie, der ist wohl glück-
h. Aber wem das Glück in reichem Maße zuteil
rd, der muß dafür einen Preis bezahlen. Welchen
eis wird man von mir fordern?

Von dieser Stunde an war ihr, als lauere hinter ihrem
ben, ihrem Tun, ihrem Sinnen etwas Gefährliches,
ohendes, das näher und näher auf sie zukam, ohne
ß sie sich ihm zu entziehen vermochte. Und so war
denn im Grunde ihres Herzens gefaßt, als sie eine
ge Botschaft erfuhr. Sie erschrak nur über den Bo-
r, der plötzlich vor ihr stand, aber es war fast ein
udiger Schreck. Nach langer Trennung, in der sie
ander nicht gesehen hatten, kam ihr ältester Bruder
ihr.

Er stand befangen und ein wenig geblendet in einem
nmer, das der Erzbischof mit der ganzen Erfin-
ngsgabe seiner Liebe, mit der ganzen Großzügigkeit

seines Reichtums auf das erlesenste eingerichtet hatte. Von solchem Prunk machte man sich in den Bürgerstuben Salzburgs keine Vorstellung, und der Bruder hatte das Gefühl, daß das Haus seines Vaters eine Bettlerhütte sei, deren er sich plötzlich zu schämen hätte. Die Schwester gebot über diese Herrlichkeit mit einer ruhigen Sicherheit, die er bewunderte. Zugleich gestand er sich, daß sie schöner denn je sei. Sie war voll aufgeblüht in einer fraulichen Reife, und man konnte es begreifen, daß der Erzbischof sie aus Tausenden erwählt und zu sich geholt hatte. Einen letzten Widerstand, dies alles zu erkennen und einzugestehen, konnte er freilich nicht niederkämpfen. Er war aufgewachsen in den Anschauungen seines gefestigten, von Brauch und Sitte, von der Menschen Meinung und Vorurteil beherrschten Bürgertums. Aber diesem Bürgertum entstammte auch Salome. Wie hatte sie alles hinter sich werfen können, um einer Freiheit entgegenzugehen, die man in den engen Mauern der Stadt für zügellos hielt?

Salome stand ihm gegenüber und konnte es kaum fassen, daß zum ersten Male ihr früheres Leben sie wieder grüßte. Sie streckte dem Bruder die Hand entgegen, dieser ergriff sie, um sie sogleich verwirrt wieder fallen zu lassen.

„Was führt dich zu mir?“ fragte sie.

Immer noch blickte er staunend um sich, dann bezwang er sich, um die Botschaft zu sagen, die es auszurichten galt. „Der Vater schickt mich, Salome.“

Sie schrie freudig auf: „So hat er mir verziehen?“

Darauf gab der Bruder keine gerade Antwort. Aber was er erwiderte, war danach angetan, die Freude Salomes zu ersticken.

„Er ist krank“, sagte er mit wankender Stimme. „Du

brauchst nicht zu erschrecken, Schwester, noch lebt er, und die Ärzte meinen, sein starker Körper könnte mit dem Übel fertig werden. Aber in solcher Stunde sollen seine Kinder bei ihm sein. Und du bist sein Kind und warst sein liebstes.“

Die Knie begannen ihr zu zittern, sie ließ sich in einen Stuhl niedergleiten. „Was ist ihm widerfahren?“ fragte sie tonlos.

„Die Ärzte sagen, es wäre eine Ader in ihm geplatzt. Du kennst ihn, Salome, nie war er bresthaft, sein Körper schien dem Tode trotzen zu wollen. Aber heute, in der Frühe, als er mit seiner Arbeit beginnen wollte und sich über seine Bücher beugte, war es plötzlich, als hätte ihn eine starke Faust niedergeschmettert. Noch kann ich dir nicht sagen, wie es geschah. Ich hörte ein leises Stöhnen, das von ihm kam, und da ich mich ihm zuwandte, sah ich, wie er, bleichen Gesichts, wankte und zu stürzen schien. Und ehe noch ich oder ein anderer hätte helfen können, sank er auf den Boden, auf den er hinschlug wie ein lebloses Ding.“

Sie sprang auf, zerrte an einem Klingelzug, daß das Band in ihrer Hand blieb, schrie zugleich mit lauter Stimme nach ihrer Dienerin und riß dabei einen Kasten auf, um in fiebernder Hast hervorzuholen, was sie für einen rasch beschlossenen Ausgang brauchte. Als die Dienerin erschrocken ins Zimmer stürzte, hatte Salome schon den Bruder an der Hand ergriffen und zog ihn zur Tür. „Komm“, sagte sie, „wir wollen nicht säumen, jedes Atemzuges Länge kann jetzt kostbar sein.“

Sie lief auf der Straße dahin, als brenne das holperige Pflaster unter ihr. Der Bruder vermochte ihr kaum zu folgen. Als er keuchend wieder an ihrer Seite war, fragte sie: „Leidet der Vater Schmerzen?“

„Er liegt ganz still da, als wär er tot. Aber es ist Leben in ihm, sein Blut, sein Herz, seine Kraft kämpft gegen die Krankheit.“

Sie waren am Hause des Vaters, das Salome so lange nicht mehr gesehen hatte. Hier war das breite Tor — wann war sie das letzte Mal daraus getreten, um ihrem neuen Leben entgegenzuschreiten? Sie lief die krachende Holzterrappe empor, prallte gegen die alte Dienerin, die entgeistert das wiedergekehrte Fräulein anstarrte, und war endlich beim Vater. Er lag in seinem Zimmer auf einem Ruhebett, das man ihm bereitet hatte, und wenn sie gefürchtet hatte, ihn bleich und eingefallen vorzufinden, so war diese Angst umsonst gewesen. Diesem Manne merkte man die Krankheit kaum an. Er hatte nichts von seiner Fülle verloren, wie er nun so still dalag, und fast konnte man meinen, er schliefe einen gesunden und tiefen Schlaf. Dennoch erschrak Salome über eine seltsame Starrheit, die diesen Körper gefangen hielt. Er war nicht gelöst, wie es dem Schlafe entspricht, jede Sehne, jeder Muskel schien verkrampft und trotzdem ohnmächtig.

Salome stand neben dem Lager und blickte auf das Antlitz mit den geschlossenen Augen nieder. War der Bart nicht noch tiefer ergraut, seit die Tochter das Haus verlassen hatte?

„Vater“, sagte sie leise, aber der Kranke schien den Ruf doch zu vernehmen. Indes sich an seinem Leib kein Glied regte, schlug er die Augen zu ihr auf. Sie wußte nicht, ob in seinem Blick ein Erkennen zu lesen wäre. Lange und unbeweglich blieben diese grauen Augensterne, die so sehr ihren eigenen glichen, auf sie gerichtet. Vielleicht wollte der Ratsherr etwas sagen, denn man konnte merken, daß er die Lippen zu bewegen versuchte. Aber er blieb stumm, und diese

furchtbare Stille, die das Zimmer erfüllte, war quälend und grauenhaft. Aufweinend warf sich Salome neben dem Lager in die Knie: „Vater!“ stammelte sie. „ich bin da, deine Salome, die du immer geliebt hast. Erkennst du mich, Vater?“

Der Blick des Kranken wich nicht von ihr, er blieb unverändert, in diesen Augen war kein Aufleuchten und keine Trübung. Aber der Kopf regte sich noch immer nicht, um keines Haares Breite wurde er auf dem Kissen gedreht oder gehoben. Die Starrheit wich nicht von diesem Körper. Und da erkannte Salome, ohne daß es ihr jemand sagen mußte, daß der Vater gelähmt sei, daß man, nach dem furchtbaren Sturz, einen Mann aufgehoben und gebettet hatte, der nicht mehr Herr war über sich selbst.

Gott im Himmel, dachte Salome, gib, daß er mich wenigstens hört. Laß meine Stimme durch sein Ohr zu seinem Herzen dringen. Laß ihn vergeben, was ich an ihm gesündigt habe, damit ich nicht mit Schuld beladen von ihm gehen muß.

„Vater“, sagte sie laut, „man hat mich gerufen, und ich bin gekommen. Immer schon wollte ich kommen, es drängte mich, wieder zu deinen Füßen zu sitzen und dich zu sehen, deine Stimme zu hören. Es war mir verwehrt, und ich habe darunter arg gelitten. Nun aber bin ich zurückgekehrt zu dir, und wenn in dir lebendig blieb, was ehemals war, dann vergib mir.“

Vergab er ihr? Wieder glaubte sie zu merken, daß er sprechen wollte, ohne daß die Lippen seinem Willen gehorchten. Er blieb stumm, aber diese Stummheit schien ihr lauter zu dröhnen als die Stimme der Vergeltung am Tage des jüngsten Gerichts. Nur die Augen waren an ihm noch der Sprache fähig. Diese Augen blieben auf ihr, seit sie zu ihm getreten war, und da

sie ihr Urteil zu lesen versuchte, schien ein milderer Glanz darin aufzuleuchten. War dies die Vergebung? Holte er sie mit diesem Blick zu sich zurück?

Dann aber schlossen sich auch seine Augen wieder, und nun verriet nichts mehr, daß in diesem Körper Leben sei. Sie kniete immer noch neben dem Lager, und nichts hatte in dieser Stunde in ihr Raum, was ihr Dasein sonst erfüllte. Sie war heimgekehrt aus einer Welt, die nun ganz fern und unwirklich geworden, sie war nichts mehr als ein Kind, das um den Menschen bangte, der Ursprung, Vorbild und Sinn ihres Lebens gewesen, seit sie zu denken vermochte. Aber welch eine Heimkehr war dies! Man hatte sie ausgestoßen, und sie wußte nicht, ob sie nun wirklich zurückgerufen worden sei. Dieser erstarrte Leib konnte mit dem verglimmenden Feuer seiner Augen allein keine Befehle aussprechen, keine Wünsche äußern. Sie war gekommen, sie war hier. Doch wer sagte ihr, ob er sich ihrer Nähe freute, ob er diese ersehnt hatte? Ein Funke von Sehnsucht nach ihr in seinem Herzen hätte bedeutet, daß er ihr verziehen hatte. Und diese Verzeihung konnte er nicht aussprechen, diese Sehnsucht vermochte er nicht zu zeigen.

Endlich stand sie auf: „Schick mir einen Knecht“, sagte sie zum Bruder. Der Knecht kam, und sie gab ihm den Auftrag, er solle in die erzbischöfliche Residenz gehen und melden, daß die Herrin dort heute nicht erwartet werden dürfe. Der Knecht riß die Augen fassungslos auf, dann lief er davon. Sie aber setzte sich an das Lager des Vaters und verharrte hier ganz still. Ihr Herz war so müde, daß sie keinen Gedanken faßte. Nur ihr Blick ruhte unverwandt auf dem Kranken, der nun die Augen seit langem geschlossen hatte. Nach einiger Zeit kam der Medicus, der den

Ratsherrn Alt betreute. Er beugte sich über den Leblosen nieder, er untersuchte ihn, wie seine Kunst es vermochte, er rief ihn an und schüttelte bedenklich den Kopf.

„Man muß der Natur vertrauen“, sagte er zu Salome und zu den Brüdern. „Wo sie ihre Grenzen hat, richtet auch die Wissenschaft nichts mehr aus.“

„Leidet er?“ fragte Salome.

Der Medicus zog die Brauen wichtig in die Mitte der Stirn empor: „Ein Mensch, dem die Rede versagt ist, ist undurchsichtig. Aber ich möchte glauben, daß er ohne Schmerzen dahinliegt und das Bewußtsein seiner selbst nicht hat.“

„Und . . .“ Salome stockte, als fürchte sie, ihre Frage auszusprechen; dann fuhr sie fort: „Und wieviel Stunden werden ihm noch zugemessen sein, wenn er nicht genesen darf?“

Der Medicus zuckte die Achseln: „Gott gibt seine Geheimnisse nicht preis. Aber man kennt Fälle, wo der Funke des Lebens in erstarrten, gelähmten Körpern noch lange glühte.“

Damit ging er, und da der Vater still dalag, sichtlich ohne Beschwerde, so konnte Salome ihren Platz an seinem Lager für eine Weile verlassen. Sie schritt hinüber in ihr eigenes Zimmer, in den lieben, kleinen Raum, den sie im Elternhause bewohnt hatte. Als sie die Klinke an der Tür niederdrückte, war ihr für einen Augenblick bang zumute, als dringe sie in etwas ein, was für sie verschlossen war. Das Zimmer hatte sein Aussehen, seit sie das letzte Mal darin geweilt, nicht verändert. Hier war noch ihr Bett, ihr Spind, der Stuhl am Fenster, worin sie oft gesessen und der Zukunft entgegengeträumt hatte. Und doch war alles anders, denn man merkte, daß hier lange niemand mehr ge-

wohnt hatte, daß man dieses Gefaß mied, als wäre ein lieber Mensch darin gestorben. Die Schaffnerin mochte mitunter hereingekommen sein, um den Boden zu kehren und von Bord und Truhe den Staub zu wischen. Das war alles.

Sie blieb an der Tür stehen und wagte es kaum, einen Schritt vorwärts zu tun. Du lieber Gott, dachte sie, dieses Bett ... Es war noch rein, und wenn ich darin lag, dann träumte ich einem Tag entgegen, der so licht sein sollte wie der vorhergehende. Alle Welt gehörte mir damals, und ich gehörte zu aller Welt ...

Es fiel ihr ein, wie sie, in dunkler, schneedurchwehelter Winternacht, durch die Straßen gelaufen und einem fremden Mann begegnet war. Heimgekehrt, war sie aufatmend in dieses Zimmer gestürzt und war inmitten des Raumes stehen geblieben, unfähig, sich zu rühren, unfähig auch, einen Gedanken zu fassen, der nicht diesem seltsamen Manne von der Straße gehörte. Was hatte sie so ergriffen und verstört? Wie hatte dieser Fremde solche Gewalt über sie gewinnen können? Denn nie hatte sie diese Gewalt tiefer gefühlt als in diesem Augenblick, da sie nach langer Trennung wieder im Vaterhause stand und scheu, als gelte es etwas Verbotenes, dieses kleine Gefaß betrat, das all die Freuden und Schmerzen ihrer Jugend umfing. Die Schmerzen waren verblichen, die Freuden waren geblieben, sie wurden verstärkt durch die Erinnerung, und alles, was ehemals gewesen, erschien nun im verklärten Glanze eines namenlosen Glückes. Aber dieses Glück hatte sie hingeworfen, wie ein Kind seine Puppe hinwirft, weil eine Stimme sie rief, deren Gewalt sie sich nicht zu entziehen vermochte.

Sie horchte plötzlich auf, eine andere Stimme rief, eine nahe, angstvolle Stimme: „Salome!“ Dies galt ihr,

und sie erkannte, daß der Bruder sie verlangte. Sie senkte für eine kleine Weile die Lider, als wolle sie das friedliche Bild dieses verlassenem Zimmers tief in sich aufnehmen, um es nie mehr zu verlieren. Dann trat sie hinaus und schloß die Tür, in dem Bewußtsein, daß sie von ihrer Hand nie mehr geöffnet werden sollte. Aus dem Zimmer ihres Vaters lief ihr der Bruder entgegen: „Salome“, stammelte er, „der Vater stirbt.“

Er hatte recht gesprochen. Der Ratsherr Wilhelm Alt starb. Der Sand im Stundenglase seines Lebens war abgelaufen. Als Salome zu ihm kam, waren seine Lippen krampfhaft geöffnet und ein leises Röcheln drang daraus hervor. Man merkte, daß in diesem Körper der ungeheure Kampf zwischen Tod und Leben tobte, und umso furchtbarer war es, daß sich die Erstarrung der Glieder trotzdem nicht löste.

Salome stürzte über den Vater hin, ihr war, als müßte sie in dieser Sekunde wenigstens den Entfliehenden zurückrufen, um von ihm das ersehnte und erbetene Wort der Versöhnung, der Vergebung zu hören. „Vater!“ rief sie, „hörst du mich noch?“ Der Ratsherr regte sich nicht, auch blieben seine Lider geschlossen, und das Röcheln wurde leiser. „Vater!“ schrie sie abermals, „sag mir nur das eine Wort, daß du mir verziehen hast, daß du mich nicht um meiner Liebe willen verstoßen willst in alle Ewigkeit.“ Nun verstummte auch das Röcheln. Und entsetzt merkte sie, daß plötzlich eine seltsame und erschreckende Entspannung durch den erstarrten Körper hinging, daß der Atem stockte, um nicht wiederzukehren.

Ihr schien, als ströme die Kälte aus dem entseelten Leib in sie über. Sie stand auf: „Er ist tot“, sagte sie und trat zurück, um den Brüdern den Weg zum Vater

freizugeben. Wie durch einen Nebelschleier sah sie vor getrübbten Augen den verschwimmenden Umriß des Leichnams, die Körper der Brüder nahm sie wie dunkle Schatten wahr. Langsam schritt sie der Türe zu. Dort stand, laut weinend, die alte Schaffnerin, die schon zugegen gewesen war, als Salome das Licht der Welt erblickte. „Ach, Fräulein“, rief sie unter ihren strömenden Tränen, „welch ein Leid ist über dieses Haus gekommen. Aber es wäre leichter zu ertragen, wenn Ihr uns dadurch wiedergeschenkt sein solltet. Seit Ihr weg seid, will mich dünken, hat die Sonne hier nimmer recht gelacht. Bleibt nun hier, und alles soll noch einmal gut werden.“

Salome lächelte abwesend und strich der Alten über den grauen Kopf. „Vielleicht komme ich wieder, vielleicht komme ich nimmer — es liegt alles in Gottes Hand“, sprach sie. Dann schritt sie weiter, die Treppe hinab, durch den Flur auf die Straße. Es war inzwischen dunkel geworden, am Himmel standen die Sterne und flimmerten in einem kalten, unruhigen Licht. Der Mond schien nicht, die Welt war erstorben und öde. Und durch diese feindselige, frierende, von Liebe und Glück verlassene Welt ging Salome dahin, an Nachtschwärmern vorbei, wie in jener längst entschwundenen, seltsamen Nacht, aber nun war das Vaterhaus nicht mehr ihr Ziel, es lag in ihrem Rücken und sie entfernte sich mit jedem Schritte immer mehr davon, ohne daß an eine Rückkehr zu denken war. Die Gassen waren eng wie aufgerissene Schlünde in einem ragenden Gebirge, die grauen Massen der Häuser schienen auf Salome herabstürzen zu wollen. Ihre Füße fanden von selbst den Weg, ohne daß sie darauf acht hatte. Sie ging und ging, die Franziskanerkirche, ihrem neuen Heim benachbart, ragte dunkel in

der Nacht auf, die Wachen am Tor der Residenz taten ihren gewohnten Dienst und suchten ihre Verwundung zu unterdrücken, als die Herrin aus der Finsternis plötzlich ganz allein auf sie zukam. Salome erklomm die Treppe, die ihr nun schon vertrauter war als die krachende Stiege im Vaterhaus, die hallenden Gänge warfen ihren Schritt weniger feindselig zurück als der Flur daheim, und dann trat sie in eines der Zimmer, die sie gewonnen hatte, als sie den kleinen Raum ihrer ersten Mädchenträume verließ.

Hier stand Wolf Dietrich und wartete auf sie. Ihre Botschaft hatte ihn in Unruhe versetzt, es hatte ihn in seinen Gemächern nicht geduldet, da die Abende ihn, wenn nicht Gäste seine Anwesenheit forderten, immer bei Salome fanden. Allein war er hier gesessen und hatte ihrer geharrt, indem er sich vorstellte, was sie in eben dieser Stunde leiden würde. Fast wäre er aufgesprungen, um selbst in das Haus des Ratsherrn Alt zu eilen, aber irgendeine seltsame Scheu hatte ihn davon zurückgehalten. So war ihm die Zeit in einem schleppenden und quälenden Gleichmaß vergangen, bis er endlich Salomes tastenden Schritt hörte und sie die Tür aufstieß, um ihm gegenüber zu stehen. Sie war blaß, nie hatte er ihr Gesicht so weiß und so traurig gesehen. Dennoch schien sie ihm gefaßter, als er gefürchtet hatte. Sie sah ihn, schlug die Augen ganz groß zu ihm auf, als erblicke sie ihn zum ersten Mal in ihrem Leben, und trat mit einigen ruhigen Schritten vor ihn hin. Indem sie das blonde Haupt neigte, empfing sie seinen Kuß. Und ganz still, ohne eine Träne, sagte sie:

„Mein Vater ist tot, und nun erst gehöre ich ganz dir.“

Zehntes Kapitel

Als die Zeit sich erfüllte, gebar Salome Alt dem Erzbischof und Fürsten von Salzburg, dem Raitenauer Wolf Dietrich, ein Kind, einen Knaben, der den Namen Hannibal erhielt.

Es war eine leichte und glückliche Geburt gewesen, dieser Körper schien nun gewillt, Leben zu spenden, da er durch die Liebe so viel Leben empfing. Sie hatte dem Kinde entgegengebangt, denn sie konnte die tiefe Enttäuschung nicht vergessen, die sie empfunden, als zum ersten Male ihr Traum von Mutterglück zerstört wurde. Sie hatte sich geschont, sie hatte jeden ihrer Schritte bedacht und überwacht, sie hatte immer wieder den Hofchirurgen zu Rate gezogen und ganz nach seinen Vorschriften gelebt. Und stets war ihr Auge mit ängstlicher Spannung am Antlitz des Mannes gehangen, der dieses neue Wesen unter ihrem Herzen erweckt hatte. Welche Gedanken erfüllten ihn? Wie konnte in einem Menschen seiner Art die Botschaft wirken, daß sein Stamm fortgepflanzt werden sollte in die Zukunft?

Der Blick und das Wort Wolf Dietrichs hatten ihr Ruhe und Zuversicht gegeben. Der Sturm, den solch ein Ereignis in ihm wecken mußte, war damals verstorben, als er, von Rom zurückgekehrt, erfahren hatte, daß das Schicksal ihm eine Gabe zudenken wollte, die ihm von Rechtsens verwehrt wurde. Damals war er vor der Entscheidung gestanden, ob er an einem Glück

teilhaben dürfe, das allen andern zufiel. Er hatte sich für dieses Glück, er hatte sich für das Leben, für das starke, große, brausende, aus den Ahnen in die Enkel überströmende Leben entschieden. Vielleicht hatte er seit damals der Stunde entgegengeharret, da Salome ihm wieder sagen sollte: „Ich trage von dir ein Kind unter dem Herzen.“ Und als er diese Worte wirklich von ihr hörte, da sprach er zur Erwiderung: „Dein Kind soll mir willkommen sein.“

Dieses dem Vater willkommene, von der Mutter ersehnte Kind war ein hilfloses Bündel, als Salome es Wolf Dietrich darreichte. Er empfing es mit einem breiten, stolzen, frohen Lachen, als hätte er in seinem Leben einen neuen Sieg errungen. Er hielt es in seinen mächtigen Armen so ängstlich, als fürchte er, diese zarten Knochen zu zerbrechen, diesen kleinen Körper zu zerdrücken. Ängstlicher denn je forschten Salomes Blicke in seinem Antlitz. Dann lächelte sie ein wenig und ihre Züge entspannten sich. „Nun ist alles gut“, sagte sie.

Durch die Residenz verbreitete sich die Nachricht mit rasender Schnelligkeit und von dort drang sie in die Stadt, in das Volk. Am Abend schon steckten die Bürger, die bei ihrem Dämmertrunk saßen, die Köpfe zusammen und sprachen von nichts anderem.

„Pst“, flüsterte der eine, indem er scheu über seine Schulter zurücksah, „daß uns nur keiner hört, der unsere Worte dem Erzbischof hinterbringt. Schneller, als man es denken könnte, wäre man sonst im Verließ der Hohensalzburg, wenn man nicht gar des Landes verwiesen würde. Aber ihr habt doch gehört, Gevattern, was einem heute jeder Stein auf der Straße zu-
raunt und was die Spatzen von den Dächern pfeifen? Der Erzbischof . . .“

Ein anderer hieb mit leisem Auflachen in die rohe Platte des Wirtstisches hinein: „Wenn du das meinst, Bruder, was ich und was alle andern meinen, dann hats doch solche Possen noch nicht gegeben, seit die Welt steht. Der Erzbischof, sagt man, und seine hohe Frau Salome Alt...“

Ein dritter, der Ängstlichste von allen, erbleichte vollends, als er diese beiden Namen nennen hörte: „Wollet eure Zungen hüten, Freunde, überall ist man umdroht und umstellt, und wer den Erzbischof erzürnt, dem scheint die Sonne sobald nimmer.“

„Ach, mach du deine Hosen voll“, lachte der erste dawider. „Was ist, das ist eben, und davon kann ein ehrlicher Christenmensch auch reden. Kein Kind ist noch in einer Alchimistenküche ausgekocht worden, und was aus Fleisch und Blut besteht, das muß auch aus Fleisch und Blut kommen. Wenn der Erzbischof ein Kind hat, dann wird ers nicht verleugnen können.“

„Er ist auch nicht der Mann darnach“, fiel ein anderer ein. „Der fürchtet Gott und Teufel nicht, und am wenigsten schiert ihn, was die Bürger Salzburgs über ihn reden. Hat er sich je darum gekümmert, ob sich unsereiner den Gürtel enger und immer wieder enger schnallen mußte, weil die Steuern und die Teuerung ihm kaum mehr das Brot ließen, um seinen Hunger zu stillen? Hat es ihn je gekümmert, ob das Volk auf den Knien in die Kirchen kroch, um ein Unheil abzubitten, das kommen mußte, wenn man weiterhin an das Münster, Gottes geweihtes Haus, Hacke und Meißel legt? Galt es ihm nicht gleich, wenn das Volk sich die Köpfe darüber zerbrach, warum er plötzlich einhielt in seiner Verfolgung der Ketzler? Er würde nur lachen, wenn er wüßte, daß wir jetzt hier am Wirtstisch sitzen und über ihn und seinen Sohn reden. Mög-

lich wärs, daß er sich erst recht als ein Kerl aus eigenem Holz vorkäme“

Ein Alter, der behäbig den Wein, der ihm bis in die Gurgel hinein versteuert wurde, ausgeschlürft hatte, wischte sich ein paar Tropfen aus dem Bart und mengte sich bedächtig ein. „Ein Kerl aus einem besonderen und harten Hölz ist er. Gerade weil ihr von den Ketzerverfolgungen spricht: der Mann blickt weiter, als die Augen Roms sehen. Der ist dahinter gekommen, daß er sein eigenes Land ausplündert, wenn er alle, die auf Luther und seine Bibel schwören, weiterhin ausweist. Man hat es ja erfahren: die Reichsten sind weggezogen, sie haben ihr Geld mitgenommen, und die Steuern fließen spärlicher. Ohne Steuern aber kein Prunk, und Prunk braucht die Hochfürstliche Gnaden nun einmal. Er ist's nicht anders gewöhnt.“

Ein Sattler aus der Linzergasse, stets schon ergrimmt darüber, daß der Erzbischof seine Dienste für den Marstall der Residenz nicht in Anspruch nahm, war nun Feuer und Flamme. Er spie die Worte wie giftige Vipern aus: „Denkt nur, Gevattern, was er mit dem Salz treibt. Kann einer zählen, wie oft er es nun schon verteuert hat? Die Knappen in Hallein können so viel nicht mehr an den Tag schaffen, als er zum Verfrachten braucht, und immer noch genügt ihm nicht, was er daraus löst. Aber er ist mit dem Salzpreis an Bayern gebunden. Es gibt da alte Verträge, verbrieft und versiegelt, seit vielen Jahren in Geltung und nie von irgendeinem Menschen angefochten. Er hat kommen müssen, um umzuwerfen, was gut zu stehen schien für alle Zeit.“

Unzufrieden, gleich dem Sattler, war auch ein Goldschmied aus der Goldgasse. Er wußte, daß er geschickte und kunstfertige Hände hatte und daß in der Stadt

und im Lande kaum einer sich mit ihm messen konnte, wenn es galt, aus dem edlen Metall schöne Gegenstände zu formen. Die Salzburger Erzbischöfe waren ihm stets gewogen gewesen, er hatte für sie Monstranzen und Pokale, Ketten, Spangen und Tafelgeschirr gefertigt. Wolf Dietrich war ihm nicht abtrünnig geworden, aber die Aufträge kamen spärlicher. Denn höher noch als das heimische Handwerk stand in der Gunst des Fürsten die Goldschmiedkunst Roms und Venedigs, und immer wieder ließ er Monstranzen und Geräte auf mühsamem Wege über die Alpen kommen, obgleich sie auch aus Salzburg hätten bezogen werden können. Die Goldschmiedzunft sah darin Verrat und eine Mißachtung, unter der sie grimmig litt. Und den Groll aller dieser Meister sprach sich nun der Mann am Wirtstisch von der Leber:

„Wohin die Politik des Erzbischofs führt, könnt ihr alle sehen, wenn ihr nur an die immerwährende Verteuerung des Salzes denkt. Als Wolf Dietrich den Thron bestieg, als er Herr wurde in unserem Land — wie war es da? Erinnert ihr euch des Tages, da er von Freisaal her in die Stadt einritt? Ich spreche nicht von einem Prunk, wie ihn zuvor keiner noch getrieben hatte und für den der Erlös aus den Salzbergwerken bei den bisherigen Preisen bald nimmer ausreichen konnte. Ich rede davon, daß damals die Bayernherzoge mit im Zug ritten. Sie waren Salzburgs Freunde, und Salzburgs Herr stand ihnen nahe. Hier schien ein Bündnis geschlossen, das ewig währen sollte. Und jetzt? Wie sieht es heute aus?“

„Heute“, sagte der Sattler giftig, „heute ist Bayern Salzburgs geschworener Feind, daß sich schon bald der Kaiser und die Türken besser verstehen.“

„Die Türken!“ seufzte ein Schlosser tief auf, und die

Vorstellung, die er mit diesem Wort verband, ergriff ihn so sehr, daß er sein Glas trotz der hohen Weinsteuer in einem Zuge austrank. „Die Türken . . . es ist arg genug, daß sie mit Mord und Brand alles Land verwüsten, das vor die Hufe ihrer Pferde kommt. Aber müssen wir sie auch noch in unserer eigenen Tasche spüren?“

„In unserer Tasche“, sagte der Sattler, „spüren wir auch da wieder nur die Hand des Erzbischofs . . .“

Der Alte sah sich ängstlich um: „Um Gottes willen, hütet Eure Zunge, spricht solche Worte nicht zu laut. Die Wände haben Ohren, und es ist manchem schon der Prozeß gemacht worden, der nicht wußte, wer der Ankläger war.“

Aber der Sattler war nun wie ein Roß, das durchgeht und dem niemand in die Zügel fallen kann: „Ich spreche nur, was wahr ist. Zu allen Steuern noch die Türkensteuer dazu. Und glaubt ihr, daß uns die einmal erlassen wird, wenn der Halbmond nicht mehr Pestilenz in den Ländern verbreitet und der Kaiser mit dem Sultan seinen Frieden gemacht hat? Laßt euch sagen und denkt an mich: eine Steuer, die Wolf Dietrich einmal erhebt, die wird er immer erheben, und wenn es auf der Welt längst keinen Kaiser und keine Türken mehr geben sollte.“

„Um auf die Ketzer zurückzukommen“, warf einer ein, der mit besonders scharfem Blick alle Zusammenhänge zu erkennen meinte, „warum — glaubt ihr wohl — ist der Erzbischof mit einemmal so milde geworden gegen die Protestanten im Lande?“

„Weil“, sagte der Goldschmied wichtig, „weil die Bergknappen am Dürrenberg fast alle auf den Luther schwören. Und die Bergknappen braucht der Erzbischof. Auch sind sie so leicht nicht zu ersetzen: das ist ein

Gewerbe, das sich von dem Ahnen auf den Vater und Enkel vererbt hat, immer schon hausen diese Leute in Hallein, sie kennen den Berg und jeden Stollen darin wie kein anderer, weil sie von Kindestagen an eingefahren sind. Trifft Wolf Dietrich die Reichen, dann muß er diese Knappen auch treffen. Damit aber gleicht er einem Manne, der einen Baum fällen will und dem die Axt statt in das Holz in das eigene Leben fährt.“

„Ihr habt recht“, begann der andere von neuem. „Die Knappen sind wichtig, der Erzbischof muß mit ihnen rechnen, und es mag ihn oft genug verdrossen haben, daß sovieler von ihnen Ketzer sind. Aber mit den Knappen würde ein Mann seiner Art immer noch fertig werden. Nein, glaubt mir, wer Ohren hat, der kann vieles hören, und wem Augen geschenkt sind, der kann Vorzeichen wahrnehmen. Und die Vorzeichen...“

„Was sagen sie?“

„Sie sagen für jeden, der nicht nachleiert, was man ihm vorbetet, sondern sich den Kopf auf seine eigene Weise zerbricht, daß der Erzbischof mit dem Papst nimmer so gut steht wie ehemals. Auch ist Sixtus V. tot, der sein Freund war und zu ihm hielt in jeder Wetterlage. Der Wind aus Rom weht nicht mehr so mild und gut zu uns herüber. Der Papst jedoch war es, dem die Ketzerverfolgung am Herzen lag. Der Erzbischof folgte ihm, er war ihm zu Willen, aber ich schwöre euch, daß er selber anders dachte. Denn wem die Ketzer ein Dorn im Auge sind, daß er sie mit Pech und Schwefel ausrotten möchte, der muß auf sein katholisches Dogma eingeschworen sein, daß ihm in der Welt nichts darüber geht. Der muß ein Priester sein, wie er im Buche steht. Der Erzbischof aber? Stellt ihn euch vor! Denkt an diesen Mann, der mit Federhut und

Raufdegen zur Kirche kommt und dem ein Diener dieses weltliche Gewand erst an der Sakristeitür abnimmt. Was gilt dem die Kirche? Und was gelten ihm also die Ketzer?“

„Aber“, warf einer nachdenklich zwischen zwei Schlucken ein, „aber er predigt selber Gottes Wort von der Kanzel, und das hat vor ihm kein Erzbischof getan.“

„Er predigt, gut. Aber er hat ein Weib im Bischofs-
haus sitzen und zeugt mit ihm ein Kind. Ist das eines frommen Priesters Art?“

„Es ist die Art eines Mannes“, sagte der Goldschmied, „dem seine eigene Meinung mehr gilt als die Meinung seiner Oberen.“

„Ihr sprecht die Wahrheit. Und darum merkt auf, was ich meine: dem Erzbischof gelten die Ketzer nicht mehr viel, weil ihm der Papst weniger gilt. Der Auftrag zur Ketzerverfolgung kam aus Rom, und Rom ist von Salzburg heute weiter entfernt denn je. Aber wir sind näher herangerückt an den Kaiserhof. Versteht ihr mich?“

Der Sattler riß in atemloser Spannung das Maul auf wie ein Karpfen, den man aufs Trockene geworfen hat: „Sprecht, ich bitt Euch, sprecht.“

„Nun denn, der Mann, der hier herrscht, ist hineingestellt zwischen Papst und Kaiser. Von beiden ist er abhängig, beider Wort und Weisung hat er zu hören. Aber ihr wißt aus jedem Krämerladen, wie eine Waage aussieht: selten stehen die Waagschalen gleich hoch. Und wenn ehemals der Papst in Salzburg der Stärkere war, so ist es nachgerade der Kaiser geworden. Der Erzbischof von Salzburg tritt zurück hinter dem weltlichen Fürsten. Der weltliche Fürst aber kennt nur Untertanen, die ihm die Steuern zutragen, wie er sie braucht

und wünscht, ihm muß es gleich gelten, welches Glaubens das Volk ist. Darum steht er heute treu zum Kaiser, wo immer ihn dieser braucht, er fährt nach Regensburg zum Reichstag und nimmt dort des Reiches Sache wahr, er preßt Steuern aus uns für den Türkenkrieg, und man sagt, er wolle selbst ein Fähnlein Salzbургischer Reiter zu des Kaisers Heeren schicken.“

Der Goldschmied wiegte bedächtig den Kopf: „Was Ihr sagt, mag seine Wahrheit haben. Man spricht auch schon davon, wer der Fuhrer dieses Fähnleins sein soll.“

„Habt Ihrs auch gehört? Dann meint Ihr wohl denselben, den man mir nannte: Hannibal, des Erzbischofs Bruder.“

„Daß doch der Teufel . . .“, fuhr der grimmige Sattler drein, der in diesem Augenblick gramvoll daran dachte, daß auch Hannibal und Rudolf von Raitenau das herrliche Sattelzeug und Geschirr für ihre Pferde nicht aus seiner Werkstatt bezogen; „das ist gar ein wüster Geselle, und wir können froh sein, wenn er bei den Turken und nicht mehr in unserer Stadt ist.“

„Je nun“, nahm der Mann wieder das Wort, der alles wußte und das Gras wachsen hörte, „ob Hannibal oder ein anderer unsere Landsknechte führt, gilt gleich. Aber dies sollt ihr im Auge haben: wie der Erzbischof heute dem Kaiser Soldaten gegen die Türken leiht, so bot er seinerzeit für den Papst Soldaten gegen die Ketzer auf. Damals waren seine Soldaten die Pfleger, die Kleriker, und ihr wißt, daß man davon sprach, er wolle Mönche ins Land rufen, damit sie ausschwärmen sollten in alle Gaue. Nun hat er mit den Ketzern seinen Frieden geschlossen. Noch rumpelt hin und wieder ein Wagen über die Grenze, um einen Protestanten außer Landes zu bringen, aber, so wahr ich hier vor euch sitze, auch das wird aufhören.“

Der Schlosser mischte sich ein: „Dagegen“, sprach er, „hat man Zeitungen, daß nie noch die Bayern mit dem Papst so gut standen wie jetzt. Da mag nun sein was will, und mag es sich auch nur um einen Groschen handeln, der auf das Fuder Salz gelegt wird, so schicken sie gleich ihre Boten nach Rom und führen gegen den Erzbischof Klage, daß er Wort und Vertrag nicht hält, daß er die Ketzer schont, daß er Unzucht treibt in seinem eigenen Leben und Wandel.“

Hier lachte der Goldschmied breit und fast behaglich auf: „Da werden des Bayernherzogs Boten dem Papst ja eine gute Meldung bringen, wenn sie ihm sagen, daß der Erzbischof von seiner schönen Frau Salome mit einem Knäblein beschenkt wurde. Möchte die Augen sehen, die der Papst dazu macht.“

Aber der Alte vollführte eine wegwerfende Bewegung mit der rechten Hand: „Dergleichen dürfte für den Papst so neu nicht sein. Mein Sohn hat einen Freund, der mit im Zuge war, als der Erzbischof nach Rom fuhr, um den Papst zu besuchen und sich seinen Segen zu holen. Von dem habe ich erfahren, wie unheilig es in der Heiligen Stadt zugeht. Und ich weiß nun auch, warum Wolf Dietrich so an Glanz und Weltlichkeit hängt. Mein Gewährsmann hat mir geschildert, wie es im Palast des Kardinals Marcus Sitticus aussieht, und ihr wißt, daß der Kardinal des Erzbischofs Oheim und Fürsprecher ist. Dort tönen die ganze Nacht die Flöten und Geigen, die schönsten Frauen sitzen mit Kavalieren zu Tische, Pagen tragen die erlesensten Speisen zu, und der Falerner rinnt in Strömen. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm, und ihr könnt dem Neffen nicht verargen, was dem Oheim ansteht.“

In diesem Augenblick ging die Tür auf und ein neuer Gast trat in die Schenke, ein Fremder, den weder die

Zechenden noch der Wirt kannten. Und damit war, ohne daß ein Wort fiel, das Gebot gesprochen, vorsichtig zu sein. Denn ein Mann, den in Salzburg noch keiner gesehen, konnte zwar harmlos sein und in Geschäften hier weilen, es war aber auch möglich, daß er mit dem Bischofshofe in Beziehungen stand, daß er zu den Gästen gehörte, die dort zuströmten, daß er einer der neuen Vertrauten war, die Wolf Dietrich zu sich berief. Der Goldschmied trank darum einen Schluck, als erwache er aus einem langen und tiefen Schweigen, strich sich die Tropfen aus dem Bart und sagte: „Ihr möget mirs glauben oder nicht, Gevattern, nie ist aus meiner Werkstatt ein schöneres Stück hervorgegangen als die Monstranz, die ich eben fertige. Ein strahlender Glorienschein tut sich auf, und inmitten ist die Kapsel über und über mit Perlen und Rubinen besetzt, daß einem die Augen überlaufen, wenn man solche Pracht sieht.“

„Und wem soll die Monstranz gehören?“ fragte der Sattler, dem es wohlthat, dem Goldschmied einen kleinen Stich mitten ins Herz zu versetzen, „etwa dem erzbischöflichen Münster?“

Der Goldschmied fühlte den Stich und trank einen zweiten, noch längeren Schluck. Dann sagte er abschließend: „Nicht für das Münster, sondern für das Stift Nonnberg ist sie bestimmt. Und auch dort wird die Monstranz ihre Wirkung tun, denn die frommen Frauen des Stiftes wissen dergleichen Kunst zu schätzen.“

Dann verstummten alle Zechenden, sie sinnierten in sich hinein, grübelten über Zeit und Weltläufte, und mancher von ihnen hatte vielleicht ein Bild vor sich: wie in eben diesem Augenblick der Erzbischof von Salzburg durch die Räume seiner Residenz schritt, herrisch, unbesorgt um alles, was um ihn her geschah,

nur seinem eigenen Hirn und Herzen folgend. Vielleicht ahnte er, daß man zur selben Stunde über ihn an den Wirtstischen sprach und tuschelte, aber es galt ihm gleich und er konnte nur ein Lächeln dafür haben. Ihn bewegte anderes. Er dachte an die Widerstände, die ihm jeder Tag in den Weg brachte und die es mit Zähigkeit und Gewalt zu überwinden galt, an seine Geldnot, die die Finanzen des Landes verschlechterte und der er abhalf, indem er die weißen Kristalle des Salzes sich und seinem Volk zum Segen werden ließ, an die Bayern schließlich, die bei jeder solchen Salzverteuerung wider ihn Klage führten, wo immer man solch eine Klage nur anbringen konnte, und die nach einer Zeit der Freundschaft immer deutlicher, immer offener seine Gegner wurden. Was kümmerte es ihn? Er fühlte sich stark genug, um gegen die ganze Welt zum Kampfe anzutreten, und das Bewußtsein seiner Kraft war noch gewachsen, seit er die Gewißheit hatte, daß sein Stamm nicht aussterben würde, daß er sich fortpflanzen sollte in die Zukunft.

In diesem Augenblick erfaßte ihn eine treibende Sehnsucht nach seinem Kinde und er machte sich — zum wievielten Male an 'diesem Tage? — auf einen Weg, der ihm nun noch lieber geworden war als ehemals. Mit raschen Schritten ging er durch seine Zimmer hindurch, um zu Salome zu gelangen. Er fand sie an der Wiege des Kindes, die schön und kostbar war wie alles in diesem Hause. Salome sah mit einem glücklichen Blick zu ihm auf, es rührte sie, daß Wolf Dietrich mit solcher Liebe an dem kleinen Wesen hing. „Er ist munter“, sagte sie, „noch will er nicht schlafen.“

Wolf Dietrich neigte sich tief auf die Wiege herab. Das Kind lag unter einer Brokatdecke, es hatte die goldenen Haare seiner Mutter, aber wer über eine gute

Einbildungsgabe verfügte, konnte in seinen groß aufgeschlagenen Augen schon den starken Blick des Vaters erkennen.

„Ich habe sein Horoskop stellen lassen“, sagte Wolf Dietrich nachdenklich. „Unser Schicksal steht in den Sternen, von ihnen werden unsere Wege bestimmt und geleitet, und was wir tun und trachten, kommt von oben.“

„Von Gott“, sagte Salome.

Er blickte sie für einen Augenblick fast verwirrt an, dann nickte er: „Von Gott. Aber Gott hält die Sterne in seiner Hand, er gab ihnen die Geltung, die sie für unser Leben gewonnen haben. Magische Ströme fließen von ihnen zu uns herab. Das wollen viele Menschen nicht zugestehen. Aber nichts, was auf Erden geschieht, hat einen Sinn, wenn es sich nicht einfügt in den Kosmos. Du kannst das nicht so klar sehen, Salome, weil in diesem Lande der Mensch die Sterne nicht kennt. Hier ist der Himmel immer grau, Wolken schieben sich zwischen uns und die anderen Welten, die vielleicht besser und schöner sind als die unsrige. Aber ich bin im Süden aufgewachsen, und der südliche Himmel ist von anderer Art. Dort geht in den Nächten ein tausendfältiger Glanz über unsern Häuption auf, die Gestirne strahlen uns an, als wären sie uns ganz nah und als vervielfältigten sie sich mit jedem andern Male. Sie ziehen leuchtend ihre Bahn, und indem man zu ihnen aufblickt, wird man sich im tiefsten Herzen bewußt, daß alle Größe winzig ist vor ihnen, und daß alle Kleinheit wächst und bedeutungsvoll wird durch sie.“

„Und das Horoskop?“ fragte Salome befangen.

„Das Horoskop für Hannibal ist gut. Die Gestirne stehen ihm günstig, und es läßt sich erkennen, daß er

vollenden wird, was dem Vater im Sinn und Blut lag. Er soll wieder werden, was seine Ahnen waren, ein Reiter, ein Krieger, ein Mann, der den Degen zu führen weiß und seine Ehre auf dieses Degens Spitze hat. Er soll Heeren voranziehen, er soll fremde Länder sehen als Kriegsherr und Eroberer, er soll seines Namens würdig sein. Denn wenn der Name Hannibal im Geschlecht der Raitenauer noch nicht erblich wäre, so hätte ich ihn diesem Sohn als erstem gegeben. Der Karthager war ein Mann nach meinem Herzen, ihm wurde das Unmögliche möglich, Gebirgswälle galten ihm nichts, Kälte und Hitze, Eis und Dürre überwand er, und alle, die mit ihm zogen, wurden ihm darin gleich . . .“ Er unterbrach sich und dehnte sich, als müßte er eine Last abschütteln, die ihn drückte: „Ach“, sagte er, „könnte ich doch wie er sein. Ich bin ein frommer Diener der Kirche, aber es wäre meiner Art gemäß, daß andere für diese Kirche lehren, dagegen ich für sie nur streiten sollte. Ich bin zum Priester nicht geboren und muß doch einer sein! Meines Vaters Blut muß ich in meinem Herzen unterdrücken, obgleich mich alles drängt, seinen Spuren zu folgen.“

Sie nickte, als spreche er die Bestätigung eines Gedankens aus, den sie selbst schon lange in sich herumgetragen. Dieser Mann gehörte nicht zu jenen, die man um Auskunft über sich selbst bittet. Er redete wenig von sich und darum war ihr so vieles von seinem Wesen und seinem Lebensweg verborgen geblieben. Aber immer wieder in den müßigen Stunden, die jeder Tag ihr brachte, hatte sie sich gefragt, warum der Obrist Raitenau gerade diesen Sohn der Kirche versprochen. Als sie ihr Kind erwartete, als Hannibal geboren wurde, hatte es sie gequält, daß dieses neue Leben sich nicht so offen zu seinem Erzeuger sollte bekennen

dürfen wie das Kind des ärmsten Knechtes und der letzten Stalldirne. Der Ursprung all dieser seltsamen Verwirrungen lag in jenem Machtspruche, mit dem ehemals dieser Knabe, in dem man den künftigen Mann schon ahnen mußte, dem Priesterstande bestimmt worden war.

Heute, da er selbst davon sprach, wagte sie die Frage: „Und warum hast du kein Reiter werden dürfen, da du so gern einer werden wolltest?“

„Warum...“ Er starrte an ihr vorbei, über die Wiege des Kindes hinweg ins Leere, als sollte ihm von irgendwoher eine Antwort kommen, die er selbst nicht wußte. Aber er wußte sie; allzu schmerzlich war ihm klar, daß er geopfert worden war dem Glanz des Namens Raitenau, der standeswürdigen Lebensführung seiner Familie. „Du wirst das nie ganz verstehen können, Salome. Du stammst aus bürgerlichem Hause, dein Vater war ein vermögender Mann, ja, er war reich. Es war um eure Schüssel und in euren Kammern Platz genug, daß jedes von den Kindern werden und bleiben konnte, was der Vater gewesen. Ihr hattet das Geld, wir Raitenauer hatten nur den Namen. Ihr hattet das klingende Gold, uns blieb nur der Glanz unseres Wappenschildes. Die Verpflichtungen, die vor der Welt einem Bürger auferlegt werden, sind geringer als jene, die ein Adelige trägt. Die Raitenauer sind nicht reich, mein Vater war es am wenigsten. Er hatte viele Kinder, wir waren unser sechs. Sechsfach sollten Würde und Rang unseres Stammes gewahrt werden, ohne daß wir Güter hatten, ohne daß die Einkünfte genügend flossen. Immer war es in solchem Falle Brauch, daß man ein Kind, einen Sohn der Kirche verschrieb. Sie sorgte für ihn, sie erzog und nährte ihn, sie ersetzte weltliche Ämter durch geistliche, sie hatte Kanonikate

und Bistümer zu vergeben. Ich aber — ich war als Kind von doppelter Liebe, von zwiefacher Art. Mich drängte es, auf dem Pferd meines Vaters zu sitzen und davon zu träumen, daß ich einmal werden sollte wie er. Aber ich war auch für die Bücher, für die Künste, für die Forschung geschaffen. Mich zog die Welt der Gestirne mit ihren geheimnisvollen Gesetzen an; aus dem Studium der Sprachen erschloß sich mir das Wesen fremder Völker; die Mathematik lockte mich, die Schärfe meines Geistes und meiner Phantasie daran zu erproben. Das alles nahm mein Vater wahr und er sprach: da einer seiner Söhne Priester werden sollte, um die Förderung des Oheims Marcus Sitticus in Rom zu genießen, so müßte ich diese Bahn einschlagen. Denn mich würde sie am schnellsten zum Ziele bringen.“

„Sie brachte dich ans Ziel“, sagte Salome mit leuchtenden Augen. „Du stehst hoch, so hoch, wie es deinen Jahren kaum entspricht.“

„Höher noch soll er stehen“, erwiderte Wolf Dietrich, indem er auf den kleinen Hannibal niederblickte, der nun still schlafend dalag und dem alle Lose der Zukunft noch gleich galten. „Er soll einem christlichen Kaiser Länder zurückerobern, er soll, wenn er einmal ein Schwert tragen kann, gegen die Türken ziehen, wie es sein Großvater tut, er soll ein Held werden, dessen Namen man anders nennt als den meinen.“

Er war lange schon wieder von ihr gegangen, als Salome seinen Worten immer noch nachsann. Sie betrachtete den kleinen Hannibal in seiner Wiege, sie sah seine geballten Fäuste, die auf der Decke ruhten, sie sah sein rundes Gesicht, das den tiefen Schlaf ersten, dämmerhaften Menschentums offenbarte. So sahen auch die Kinder aus, die in Salzburger Bürger-

stuben in ihren Wiegen lagen. So würden die Kinder sein, die die Base Felicitas in Wels mit Christoph Weiß hatte. Und alle diese Kinder sollten auf burgerlichen Wegen weiterziehen, sie durften das Erbe ihrer Väter und Ahnen vollenden, niemand würde jemals von ihnen fordern, daß sie sich über die andern stellen, daß sie aus dem Volke hervorragen müßten. Warum sollte gerade ihr Kind mehr gelten als die tausende und aber-tausende?

Dieses Kind hatte einen Vater von sonderer Art, einen Herrn, einen Fürsten. Aber es hatte eine Mutter, die sich in nichts unterschied von den Bürgermädchen aller deutschen Städte. Zwiefaches Erbe war in diesen Sohn gelegt, beides konnte ihm zur Verpflichtung werden. Wofür würde er sich entscheiden, wenn man ihn einmal vor die Wahl stellte? Sie erschauerte fast, wenn sie an diese Zukunft dachte, ihr eigenes Kind schien ihr fremd zu werden durch solche Gedanken. Denn das Leben am Bischofshofe hatte sie nicht verändert. Sie war dieselbe geblieben, die sie ehemals gewesen, immer noch schlug ihr Herz im bürgerlichen Takt. Wäre ihr Wolf Dietrich nicht zum Schicksal geworden, wie ein Sturm einen Menschen überfällt und aus seiner Bahn wirft, dann hätte sie sich einem Kaufmanne gesellt, sie hätte ihm Kinder geboren, um sie zu Kaufleuten zu erziehen. Sie fühlte, daß sie dabei glücklich gewesen wäre. Glücklich war sie auch jetzt, an der Wiege dieses Kindes. Dennoch erfaßte sie eine quälende Unruhe, wenn sie sich dessen bewußt wurde, daß ihr Sohn einmal auf Höhen gehoben, zu Zielen gedrängt werden sollte, zu denen sie ihm nicht mehr folgen konnte. Sie würde ihn verlieren, wie keine Kaufmannsfrau, keine Bürgerin jemals ihr eigenes Fleisch und Blut verliert.

Das Kind schlief friedlich weiter in seinem abgründtiefen Schlaf. Dennoch hob sie es behutsam aus der Wiege und zog es an ihre Brust, als müßte sie es vor unbekannten Gefahren schützen. Die Sterne, sagte sie leise vor sich hin, was wissen die Sterne von ihm und seinem Schicksal? Wolf Dietrich glaubt daran; sollte nicht auch ich seines Glaubens sein? Aber diesem Kinde muß mein und Wolf Dietrichs Blut mehr bedeuten als ein fernes und kaltes Licht, das auf die Erde niederfunkelt. Wenn wir beide glücklich sind, dann kann auch unser Sohn glücklich werden. Sind wir es?

Es war seltsam, daß in dieser Stunde, da sie mit allen Sinnen die Erfüllung, die ihr die Mutterschaft gebracht hatte, genoß, trotzdem solch ein Gedanke, solch eine Frage, solch ein Zweifel kam. Wolf Dietrich war glücklich — sie wußte es —, soweit ein Mensch seiner Art glücklich sein konnte. Ihn hetzte sein eigener Pulsschlag, sein ungestümes Herz, sein ewig fordernder Wille. Er kannte kein Verharren und Verweilen, von jeder Erfüllung trieb es ihn weg zu neuem Ansturm, zu neuem Beginn, zu neuem Vollbringen. Eine Welt, die sich ihm nicht fügte, zwang er, und oftmals kam ihr die bange Ahnung, daß er der Mann dazu wäre, sich selbst und andere zu täuschen, um eine Niederlage nicht eingestehen zu müssen. Gerüchte, die in der Stadt schwirrten, fanden ihren Weg auch in die Residenz, und in der Residenz machten sie vor der Tür Salomes nicht halt. Man sprach davon, daß der Erzbischof mit Rom schon lange nicht mehr so gut stünde wie ehemals. Rom aber hatte ihm einen Dienst erwiesen, den es kaum seinem größten Günstling zuteil werden ließ, es hatte ihm eine Dispens erteilt, um ein Weib freien zu dürfen. Diese Dispens allerdings hatte sie nie gesehen, und auch dem Dechant Thun

war sie nicht gezeigt worden. Warum liebte Wolf Dietrich, der sich sonst mit seinen Siegen brüstete, gerade in diesem Fall das Geheimnis?

Das Kind an ihrer Brust atmete tief und wohlig auf mit einem leisen schmatzenden Geräusch, als koste es noch im Schlafe alle Süßigkeit der Welt, die ihm so neu und so fremd war. Sie sprach ihren Zweifel bange aus: „Ich weiß nicht, ob er sich vor der Welt zu dir bekennen darf, wie dies geschehen müßte, wenn des Heiligen Vaters Dispens zu Recht bestünde. Ich weiß nur, daß du der Liebe entstammst. Nie haben sich zwei Menschen feuriger vereinigt als wir. Ein Geschöpf aus solcher Stunde des Glücks sollte selbst glücklich sein dürfen zeitlebens, um die Liebe seiner Eltern weiter zu vererben, damit das Schöne in der Welt nicht ausstirbt.“

Der kleine Hannibal schlug seine Augen auf. Er blickte die Mutter groß und fragend an, und plötzlich kam ein strahlendes Lächeln in sein Gesicht. Salome küßte ihn gerührt. Denn ihr hatte geschienen, als leuchte in diesen Kindesaugen ein Abglanz jenes Glücks, das sie eben noch für ihren Sohn ersehnt und erfleht hatte. Und da ihr wieder Wolf Dietrichs Worte von der Magie der Sterne einfielen, war ihr zumute, als ob sie, gewandelten Sinnes, nun doch ruhiger der Zukunft vertrauen dürfte, wenn gnädige Sterne über diesem jungen Leben standen.

Elftes Kapitel

Es hatte Zeiten gegeben, da die Salzburger Salome eine Gefangene nannten. Sie mußten aber ihr Urteil ändern, als der Erzbischof immer stürmischer und immer fordernder begann, die schöne Frau zum Mittelpunkt einer Geselligkeit zu machen, wie sie seinem Herzen entsprach.

Er hatte Salome oft schon seinen Gästen zeigen wollen, doch war es ihr immer gelungen, ihre Stille und Zurückgezogenheit, ihre Einsamkeit zu verteidigen. Sie hätte sich fast bedroht gefühlt von den fremden Menschen, es hätte ihr geschienen, als griffen die vielen Augen sie feindselig an. Sie hatte das Alleinsein in ihren Zimmern gefürchtet und geliebt, aber sie hatte es jenen großen Gastmählern vorgezogen, bei denen man von kostbarem Geschirr aß, bei denen in getriebenen Bechern der Falerner und Malvasier funkelte und über allen Gesprächen wie eine laue Welle die Weisen der Pfeifer und die Lieder der Kantorei schwebten. Da es nicht möglich war, sich den Forderungen Wolf Dietrichs ganz zu widersetzen, so war es immer wieder geschehen, daß sie an seiner Seite erschien, daß sie neben ihm an der Tafel Platz nahm, daß sie ihre Schönheit und ihre Geschmeide den Gästen zur Schau stellte. Die Neugierde hatte sich dann an sie herangedrängt, aber sie war nicht auf ihre Kosten gekommen. Denn selten noch hatte man eine Frau stiller und abweisender gesehen als diese. Sie sprach

wenig, sie aß und trank fast nichts. Und sowie sie sich mit Anstand wieder entfernen und in die Stille ihrer Zimmer zurückziehen konnte, entschwand sie den Blicken der vielen wie eine Fee im Märchen, die mit einem Lufthauche davonschwebt.

Wie lange dauerte dies? Es dauerte länger, als nach Wolf Dietrichs Sinn war. Sie fühlte, daß er sie anders haben wollte, daß er, der den Menschen gehörte, auch sie zu den Menschen zu führen gedachte. Sie litt darunter, daß sie ihn enttäuschte, ohne daß sie es ändern konnte. Mehr denn je hatte sie bei solchen Festen das Gefühl, daß Bande sie an ihr früheres Leben fesselten, die umso fester wurden, je mehr sie der Vergangenheit, dem Gewesenen zu entrinnen suchte. Einmal aber mußte das Erlebnis kommen, das sie an die Grenze führte, wo Gestern und Heute sich schieden. Das geschah, als ihr Vater starb.

Damals versank hinter ihr eine Welt und eine neue tat sich vor ihr auf. Sie sollte nie erfahren, ob sie den Schritt durch das Tor als ein Mensch tat, der sich mit dem Gefährten seines bisherigen Lebens versöhnte. Dieser Zweifel, den sie mit sich nahm, war quälend, aber gerade er war auch danach angetan, ihre Entschlüsse zu festigen, sie unbeugsamer zu machen, als sie es jemals gewesen. Da mit dem Tode des Vaters ihr bürgerliches Heim für sie zusammenstürzte, so konnte sie sich das Haus ihres künftigen Lebens umso beherzter zimmern. Dann kam die Geburt ihres Sohnes, dieses ersten Kindes, das das Schicksal ihr vergönnte, das ihr verblieb, das vor ihren Augen wachsen und gedeihen durfte. Und nun fand sie an der Seite des Mannes, der bisher nur Wildes, nur das Abenteuer in ihr Dasein getragen hatte, zum ersten Mal auch in einem andern, neuen Kreise jenen bürgerlichen Rah-

men, den sie so lange entbehrt. Da sie Mutter war, so war sie nun auch, über allen priesterlichen Segen hinaus, Frau und nicht mehr Geliebte. Ehedem hatte sie eine Schuld in sich getragen, die ihr jeder von den Augen ablesen konnte, und dieser unsichere, ängstliche, ein wenig gehetzte Blick hatte die Neugierde und das Urteil der Menschen herausgefordert. Jetzt stand sie fester und sicherer auf dem Boden einer Welt, die sie sich selbst geschaffen, sie trug das Haupt erhoben, in ihren Augen war der stete Glanz einer unbeirrbaren Zuversicht, eines neu gewonnenen Glaubens an sich selbst. Weil sie den Menschen so begegnete, wandelte sich die Haltung der andern ihr gegenüber. Auch sah man immer deutlicher, wie nahe sie dem Erzbischof stand, wie sehr dieser sie liebte, wie offenkundig er bestrebt war, sie überall in den Vordergrund zu schieben. Der Erzbischof aber war ein strenger, oftmals harter Herr, um dessen Gunst man sich mühen mußte. Und jedem leuchtete ein, daß man sich den Weg zum Fürsten verschloß, wenn man Frau Salome nicht als das achtete, was sie war: als die erste Frau der Stadt und des Erzstiftes Salzburg.

Wolf Dietrich freute sich der Wandlung Salomes. Er fand sie heiterer, aufgeschlossener, seinen großzügigen Plänen zugänglicher, und immer öfter suchte er nun seinen Ehrgeiz darin zu erfüllen, daß er Feste veranstaltete, die nur ihr zu Ehren erdacht waren. Zu diesen Festen wurden die Würdenträger seines Hofes gebeten, vor allem die Domherren des Kapitels, deren Rechte er immer mehr beschnitt, denen er auf die Führung des Staates keinen Einfluß mehr gestattete und die sich nun damit begnügen mußten, daß sie an üppigen Mählern teilnehmen, daß sie Zeugen von Tänzen sein und den Klängen der Musik lauschen durften.

Auch der Adel kam aus seinen Palästen und von seinen Landsitzen. Dem Adel erging es nicht besser als dem Kapitel; die Landschaft bestand nur mehr dem Namen nach, Wolf Dietrich berief sie nicht ein, er hatte sie aus der Welt weggewischt mit einer einzigen großen Handbewegung, die Morsches stürzte, um Platz für Neues zu schaffen. Der Adel war weniger ehrgeizig als das Kapitel. Ihm bedeutete seine politische Geltung nicht allzu viel, wenn man ihn nur im Besitz seiner Reichtümer, seiner Güter, seiner Freizügigkeit und Unabhängigkeit ließ. Wolf Dietrich hatte für die Wünsche und Gefühle der Herren Verständnis, er selbst fühlte in seinen Adern adeliges Blut. Trotzdem blickte er fast mit einem kalten Mitleid auf diese Menschen herab, die beim Klange von Pfeifen und Liedern, beim Genuß erlesener Weine so vieles zu vergessen gewillt waren, was bisher ihrem Leben ehrgeiziger Antrieb gewesen. Für seine Feste freilich waren ihm die Landstände willkommene Gäste. Sie brachten die vornehmen Sitten mit, die er liebte, sie waren umstrahlt von dem Glanz ihrer Namen, die verdienstvollen Taten der Vorfahren gaben auch den Enkeln noch Haltung und Würde.

Das schönste Fest, das Wolf Dietrich jemals feierte, wurde dennoch in die Chronik Salzburgs mit düsteren Worten eingetragen. Es war ein Fest, das Wolf Dietrich meisterlich ersonnen, großzügig entworfen, mit straffen Händen aufgebaut hatte. Es begann mit einem Mahle, für das manches ferne Land die Gerichte geliefert hatte, italienische, spanische, griechische Weine dufteten süß und herb aus den Bechern, die besten Pfeifer, die besten Sänger waren aufgeboten, schöne Frauen lächelten stattlichen Männern zu und freuten sich der Reihentänze, die der Tafel folgen sollten, und

alle wußten, daß den Höhepunkt ein Feuerwerk bilden würde, das auch jenes Feuerwerk übertreffen sollte, mit dem Wolf Dietrich ehemals den Salzburger Gesprächsstoff für viele Wochen geliefert hatte. Salome saß an des Erzbischofs Seite, neben ihr mühte sich ein Kavalier, ihr mit artig gedrechselten Worten Galanterien zu sagen, die auch das Ohr Wolf Dietrichs nicht verfehlen sollten. Aber sie achtete auf diesen geschwätzigen Herrn kaum. Denn ihr gegenüber saß der Dechant Thun, und sie merkte, daß er von Woche zu Woche zusehends verfiel, sodaß er, wie er sich ihr nun im Lichte der zahllosen Kerzen darbot, nichts anderes mehr war als ein müder, weltferner, von Dämonen gehetzter, von vielem Grübeln erschöpfter Greis. Er rührte und dauerte sie, und da er an einer entscheidenden Kehre ihres Lebensweges neben ihr gestanden war und ihr seinen Beistand geboten hatte, so gehörte ihm ihre ganze Anteilnahme. An ihrem Kavalier vorbei, der verzweifelt die Fruchtlosigkeit aller seiner Bemühungen erkannte, wandte sie sich an den Dechant:

„Ich freue mich stets, Hochwürden, wenn ich Euch wieder begegnen darf. Ich kann die Rolle niemals vergessen, die Ihr in meinem Dasein gespielt habt, und ich möchte Euch so glücklich wissen, wie ich durch Euch wurde.“

Der Dechant hob den Kopf, blickte sie aus eingesunkenen Augen an, lächelte ein wenig und erwiderte: „Ihr seid gut, edle Frau, und Güte ist Gott wohlgefällig. Sie muß ihren Lohn finden trotz allem.“

Diese beiden letzten bitteren Worte schmerzten Salome, sie fühlte sich verwirrt und ihrer Sicherheit beraubt. Aber sie fuhr fort: „Seid Ihr krank? Ihr seht aus, als ob Euch ein körperliches Leiden quälte.“

Der Dechant ließ seinen Blick zu Wolf Dietrich hinübergleiten, der so sicher, so ruhig, so trotzig dasaß, als hätte er in seinem Leben niemals einen Zweifel an der Richtigkeit seiner Entschlüsse und Taten verspürt. Dann kehrten seine Augen zu Salome zurück, die sich plötzlich im Schmuck ihrer strahlenden Juwelen unwürdig vorkam. „Ich bin nicht krank, edle Frau. Ich bin nur müde, aber das entspricht meinem Alter und ist kein körperliches Gebrest.“

Sie lächelte, als könnte sie durch dieses Lächeln einem Menschen, der seiner selbst nicht mehr sicher war, neue Kraft geben. „Ihr macht Euch älter, als Ihr seid, Hochwürden. Eure Jahre strafen Eure Worte Lügen.“

Der Dechant hob seinen Becher, trank einen kleinen Schluck des Zypernweines, dessen Arom ihm belebend in die Nase stieg, und antwortete: „Die Jahre, edle Frau, gelten nichts. Es kommt im Dasein der Menschen nur darauf an, was das Schicksal ihnen aufbürdet. Und eines merkt Euch: das Gleichmaß des Herzens allein macht glücklich und erhält jung, denn es bedeutet die Absolution von jeder Fehle und Sünde. Wer dieses Gleichmaß nicht hat, der wird alt schon als Jüngling.“

Nun schwieg sie betroffen, aber ihr Kavalier hatte trotzdem mit seinen Reden nicht mehr Erfolg als bisher. Sie sann den Worten des Dechants nach, und ihr war, als hätte dieser eine Bedeutung dareingelegt, die nur sie zu verstehen und zu würdigen vermochte. Das Mahl war nun zu Ende, auf allen Gesichtern lag der frohe Glanz, den genießerische Sättigung verleiht. Das Lächeln der Damen wurde erregter, die Worte der Kavaliers gewannen an Eindringlichkeit. Wolf Dietrich blickte rundum, dann neigte er sich Salome zu: „Es sind viele schöne Frauen hier“, sagte er leise, „aber

die Schönste bist immer und überall du. Ohne dich wäre dieses Fest nichts, es hätte seinen Sinn verwirkt und vertan. So hat es die Aufgabe, dich glücklich zu machen und dich lächeln zu lassen, indem du Heiteres siehst.“

Damit stand er auf, die Tafel war beendet, und jeder wußte, daß nun das Feuerwerk bevorstand.

Das Feuerwerk fand statt, aber Leute, die damals Kinder waren, sprachen späterhin als Greise immer noch mit tiefem Grauen davon. Denn als die Festgäste sich von der Tafel erhoben, als jenes leichte, tändelnde Gedränge entstand, das sich bald in Paare lösen sollte, und als alle diese Paare erwartungsvoll auf den Erzbischof blickten, um aus seinem Munde zu erfahren, welche Überraschung ihnen nun bevorstünde, da tobte plötzlich durch die engen Straßen Salzburgs ein Ruf, ein Angstschrei, der so mächtig war, daß er auch in die Räume der Residenz drang. „Feuer!“ hieß dieser Ruf, und er ließ im zuckenden Schein der vielen Kerzen manches Gesicht erbleichen. Denn was ein Brand in dieser Stadt bedeutete, wußte jeder. Bei ihrer Winkeligkeit, bei ihrer Morschheit fanden Flammen stets reiche Nahrung, sie blähten sich auf, die kluftartigen Gassen waren ihnen kein Hindernis, sie sprangen auf andere Dächer über, fraßen sich weiter mit rasender Gier und hüllten ganze Stadtviertel in roten Rauch, ehe man noch recht daran denken konnte, ihrem Schrecken Einhalt zu gebieten.

„Feuer!“ sprach Salome entsetzt. Sie stand neben Wolf Dietrich und hängte sich an seinen Arm, als könnte sie bei ihm Schutz finden. „Wo mag es brennen? Großer Gott, welches Elend kommt damit wieder über die Menschen!“

Dabei schickte sie ihre angstvollen Gedanken in die

gefährdete Stadt hinaus. Es gab so viele Häuser, die sie kannte, in denen Leute wohnten, die ihr einmal lieb gewesen waren und in ihrem Herzen einen Platz eingenommen hatten. Das Haus ihres Vaters stand in einer schmalen Gasse, es gab dort wenig Brunnen, ein Brand mußte mit vernichtender Gewalt wüten. In diesem Hause war sie glücklich gewesen, und vielleicht stürzte in eben diesem Augenblick, vom Feuer verzehrt, die breite Holztreppe ein, über die sie unzählige Male emporgeschritten war, um in ihr Mädchenzimmer zu gelangen, und endlich bei ihrem letzten Besuch, um den Vater sterben zu sehen. Nicht weit entfernt von diesem Hause war jenes andere, worin ihr Oheim Alt, der Vater der Felicitas, wohnte, oder das Vaterhaus des Christoph Weiß, worin nun freilich fremde und gleichgültige Menschen hausten. Wo sollten ihre Gedanken das Unglück suchen? Sollte zerstört werden, was sie an ihre Vergangenheit erinnerte, ohne daß sie jemals davon mehr wiederfand als rauchgeschwärzte Trümmer?

In diesem Augenblick entstand unter den Gästen, die eben noch so fröhlich gewesen waren, ein Tumult. Wer hatte das Wort zuerst gesprochen? Keiner wußte es zu sagen. Aber das Wort stand düster und gefährlich im Raum: das Münster brennt. Und schon schob sich eine rote Wand vor die Fenster der zum Fest geschmückten Säle, vor diese Fenster mit den bleigefärbten Scheiben. Dort draußen schienen plötzlich die Flammen der Hölle zu brodeln und sich in einer ungeheuren Glut zu vervielfachen. Alle stürzten zu den Fenstern, rissen die Flügel auf; auch Salome hatte sich von Wolf Dietrichs Arm gelöst und lief wie gehetzt, als könnte sie mit ihrer Eile das Verderben ablenken. Der Erzbischof folgte seinen Gästen langsam, er war

der einzige, der Haltung wahrte, der nicht verstört schien, dessen Wille auch in dieser Stunde seine Kraft behielt. An der Tafel blieb nur der Hofdechant Thun zurück. Er hatte sich erhoben und stand in seinem schwarzen Gewand vor dem weißen Tisch mit dem edlen Geschirr, worin sich der Glanz der Kerzen vielfältig brach. Sein Gesicht war den Fenstern zugekehrt, durch die man in die rote Nacht hinausblickte. Eine seltsame Starrheit schien über ihn gekommen zu sein, er verwandte seinen Blick nicht, als wäre er aufgerufen worden, alle Schrecknisse des Jüngsten Gerichtes zu schauen und zu ertragen, und er sprach so laut, daß man es hätte hören müssen, wenn man seiner achthaben wollte, die Worte: „Gottes Fluch über die Sünder, Gottes Strafe für jeglichen Frevel der Menschen.“ Und man wußte nicht, ob er in diesem Augenblick nur an Salzburg oder an die Menschen der ganzen Welt dachte.

Wolf Dietrich trat ans Fenster und sah hinaus. Seine Gäste waren ein wenig zurückgewichen und bildeten einen Halbkreis. Salome kam an seine Seite, sie war immer noch so blaß, daß auch der rote Widerschein des Brandes ihr keine Farbe zu geben vermochte, und die zitternde Hand hatte sie auf Wolf Dietrichs ruhigen Arm gelegt. „Sie haben recht“, sagte sie, „das Münster brennt.“ Unter zusammengezogenen Augenbrauen blickte der Erzbischof auf die Brandstätte. Das Münster ragte hoch und klobig mit seinen vier Ecktürmen und seiner Kuppel über die Dächer der Salzburger Bürgerhäuser hinauf. Seine Umrisse wurden durch das rote Leuchten aus der Nacht hervorgehoben, aber immer wieder wehten Rauchschwaden darüber hin und verwischten die Konturen. Aus der Kuppel waren die Flammen gesprungen, sie liefen über

das Dach hin, leckten an den Mauern empor, und sie waren so mächtig, daß man erraten konnte, wie lange das Feuer schon im Innern des Gotteshauses gewütet hatte. Dort drinnen gab es viel hölzernen Zierat, viel gerafftes Tuch, das in schweren Drapierungen niederfiel, und all dies hatte dem Brande reiche Nahrung geboten. Nun mußte das Innere der Kirche eine einzige brodelnde Feuersbrunst sein, ein einziges Chaos von Hitze und Glut. Und diese Flammen hatten einen Ausweg gesucht und gefunden, mit ungeheurem Druck war das lodernde Verderben gegen das Kuppeldach gepreßt worden, bis dieses zerbarst. Nun konnte sich der Brand frei entfalten, und was nicht Mauerquader war, verkohlte, zersprang, wurde in Trümmer gelegt.

Die Straßen der Stadt waren von dem Feuer rötlich erhellt und die Schlagschatten der Nacht erschienen nun noch tiefer und unheimlicher. Die schluchtartigen Gassen waren von einem dunklen Gewimmel stoßender, drängender, schreiender Menschen erfüllt. Alle strebten dem Münster entgegen, aber schon waren die Wege dorthin abgesperrt. Stadtwachen und Soldaten des Erzbischofs waren herbeigerannt, um zu retten, was noch gerettet werden konnte. Aber man sah bald, daß es hier keine Hilfe mehr gab. Niemand konnte daran denken, in das Innere der Kirche einzudringen, die von einem furchtbaren Lodern und Prasseln erfüllt war; auch hätten Zwerge eher den Himmel stürmen können, als daß man mit Wassereimern dieser Feuersbrunst Herr wurde. So drängte sich denn in weiter Entfernung eine starre Menschenmauer zusammen und blickte aus rötlich überflammtten Gesichtern zu dem Dom empor, an dem das Vernichtungswerk so unerbittlich vollzogen wurde.

Ein paar Frauen begannen plötzlich laut zu beten.

„Ist es doch, als hätte der Herrgott sich von uns gewendet, da er sein eigenes Haus vernichtet“, sagte eine mit gellender Stimme, sodaß es jeder hören mußte, und sie ahnte nicht, wie ähnlich ihre Worte denjenigen waren, die fast im selben Augenblick der Hofdechant Thun sprach. Ein Lanzenträger wandte sich drohend um, er glaubte, es wäre seines Amtes, die Frau zu verwarnen: „Lästert nicht, sonst kommt Ihr ins Verließ!“ Aber die große, dicht gedrängte Menge Volkes bot einen sicheren Schlupf für jeden, der in dieser Stunde der Prüfung sein Herz erleichtern wollte. Und so wurden denn alle Stimmen überdröhnt von einem Manne, der aus breitem Brustkorb rief: „Wer lästert hier? Etwa der, der hier betet, wenn Gott sichtbar seine Hand von uns zieht? Oder etwa ein anderer, der Gottes Fluch auf uns herab holt, indem er aus dem Münster Stücke brechen läßt, wie man Fleisch aus einem lebendigen Leibe reißt?“ Der Landsknecht gab es auf, sich um die meuternden Zurufe weiterhin zu bekümmern. Er sah, daß er gegen diese Menschenmasse machtlos bleiben mußte, daß es unmöglich war, in sie einzudringen, um einen Frevler hervorzuholen.

Die Hitze, die von dem brennenden Münster ausging, wurde unerträglich. Die Männer und Frauen glaubten manchmal, Flammen einzusatmen. Durch die Nacht sah man weithin Funken stieben, als wären es Sternschnuppen, aber diese Funken waren gefährlich, dieses springende Feuer konnte die Stadt an allen Ecken und Enden entzünden. Schon waren auf die Dächer beherzte Männer geklettert, und über Leitern reichte man ihnen die wassergefüllten Eimer hinauf. Bald rieselte es von den Häusern nieder, Bächlein stürzten herab und klatschten dem Volk, das sich in den Straßen staute, auf die Köpfe. Immer wieder geschah es, daß

der fliegende Brand doch auf einem Dache zündete. Dann ging man dem Feuer mit Haken zu Leibe, man riß Ziegel und Schindel auseinander, zertrat und erstickte das Unheil, bevor es um sich greifen konnte. Es war ein aufreibender Kampf mit der Gefahr, und die Männer da droben auf den gefährlich schiefen Dächern keuchten, sie triefen von Nässe, und manchmal sah man in einem helleren Schein des Brandes, daß sie rußgeschwärmte Gesichter hatten, als wären die Teufel der Hölle auf die Erde emporgestiegen.

Dieses Volk auf den Dächern und in den Gassen sah Wolf Dietrich nicht. Er stand unbeweglich an seinem Fenster, fühlte gleichfalls, wie die andrängende Hitze seinen Atem in die Brust zurückdrückte, daß er zu ersticken meinte, und blickte unverwandt zu der brennenden Domkuppel auf, über der der Himmel zu einem unübersehbaren Wogen roten Qualmes geworden war. Nur das Brodeln hörte er, das aus dem Volke unaufhörlich stieg. Dort drunten schien ein Fluß gefährlich zu rumoren und immer wieder aufzubranden.

Der Kanzler Fabrizio trat zu ihm. „Eine schwere Prüfung für unsere Stadt, Hochfürstliche Gnaden“, sagte er verstört. „Wir alle wollen zu Gott hoffen, daß es gelingen möge, des Brandes Herr zu werden. Aber man berichtet mir, daß die Aussichten gering seien. Niemand kann in das Münster eindringen, niemand kann in solcher Glut atmen und bestehen.“

In Wolf Dietrichs Augen spiegelten sich die Flammen, sodaß sie ganz rot wurden. Und mit solch einem lodernden, sengenden Blick sah er den Kanzler an, der erschreckt zurückfuhr. „Brennt es, so laßt es brennen“, sagte er.

Der Kanzler bekreuzigte sich: „Herr“, stammelte er,

„es ist Gottes würdigstes Haus in dieser Stadt, das hier vernichtet wird.“

Wolf Dietrich stampfte wild mit dem Fuß auf: „Laßt es brennen, wiederhole ich Euch. Und wenn Ihr dieses Münster ein würdiges Haus Gottes nennt, so will ich Euch und den Salzburgeru bald beweisen, wie ein Gotteshaus sein muß, das mir würdig dünkt.“

Mit einem Blick auf den Erzbischof, worin ein furchtbarer Zweifel wach wurde, schritt der Kanzler davon. Aber nun wurde Wolf Dietrich von Salome angesprochen. Irgendein Verdacht war ihr gekommen, eine fast versunkene Erinnerung war in ihr aufgestiegen, und während der ganzen Zeit, da sie zu dem brennenden Dom und dem roten Himmel emporblickte, hatte sie ihr Hirn zergrübelt. Nun sprach sie mit wankender Stimme, und sie hatte dabei das Gefühl, daß sie eine mögliche Schuld bekenne: „Du sollst wissen, Wolf Dietrich — ich vergaß, es dir zu sagen — daß ich die letzte war, die am Abend im Münster weilte. Als ich ging, schlossen die Diener eben die Tore.“

Wolf Dietrich sah sie an, als müßte er sich die Bedeutung ihrer Worte erst klar machen. „Was weiter?“ fragte er.

„Ich kniete in meiner Bank und betete für dich, für unser Kind, für mich, für uns alle. Es war im Münster schon dunkel, ich hatte eine Kerze mitgebracht, sie flackerte neben mir. Manchmal wurde die Flamme aufgeweht, daß sie sich blähte. Und nun zermartete ich mein Hirn, ob ich das Licht löschte und mitnahm, als ich ging.“

Wolf Dietrich wandte sich von ihr ab, wieder hingen seine Augen an dem großartigen Schauspiel des Dombrandes. Und so laut, daß nicht nur sie es hören konnte, sagte er: „Vielleicht war es dein Licht, viel-

leicht war es Gott, der mir zu Hilfe kam, damit diese Stadt ein würdiges Gotteshaus empfinde.“

Etwas klirrte auf den Boden, ein Diener, der vorbeigekommen, war so sehr erschrocken, daß ihm ein schwerer Leuchter aus der Hand fiel und auf die Diele aufschlug. Der Mann bückte sich und hob den Leuchter auf. Dabei ließ er den Blick scheu zum Erzbischof hinübergleiten, und dieser Blick war ganz ebenso voll Zweifel und Angst und Entsetzen wie vorher der des Kanzlers Fabrizio.

Wie war es möglich, daß dieser Zweifel, der in einigen Herzen Platz gefaßt hatte, so schnell aus der Residenz hinausdrang? Rascher sprangen die Flammen auf dem Kuppeldach des Münsters nicht, als das gefährliche Geraune von einem zum andern in der dicht gekeilten Menge fuhr: „Gott sei uns gnädig, Nachbar, wißt Ihr, was man spricht? Man spricht, der Erzbischof selber hätte den Brand an das Münster gelegt.“

Der schwarze Fluß, der sich da in den Gassen Salzburgs staute, toste wild auf. Plötzlich fuhren geballte Hände empor, verzerrte Münder stießen Flüche aus: „War solcher Frevel möglich, dann werden unsere Kinder und Kindeskinde ihn vor Gott noch büßen müssen!“ Und er war möglich, dieser Frevel. Was konnte man von einem Manne erwarten, dem kein Brauch, kein Herkommen, kein Gelübde galt? Von einem Manne, der sein Keksweib bei sich hatte und mit ihm ein Kind zeugte, wie jedermann in Salzburg wußte? Von einem Manne endlich, der nicht von hier stammte, dem diese Stadt nichts galt, dem keine Kirche und kein Bauwerk darin ehrwürdig war, weil ihn mit keinem Stein die Erinnerung seines Herzens verband?

Die Landsknechte spürten, daß der gefährliche Druck in der Masse zunahm. Sie stellten sich breitbeiniger

hin, sie stemmten ihre quer gehaltenen Spieße den andrängenden Leibern entgegen, und aus dem Tor der Residenz traten immer mehr Wachen, damit nicht irgendein Unbesonnener eine Parole ins Volk werfe, die verderblicher werden konnte als der Dombrand. Von diesem stummen Ringen zwischen den Menschen, die seine Untertanen waren, und jenen andern, die ihn zu schirmen hatten, wußte Wolf Dietrich nichts. Er hörte zwar das Brodeln, das aus den Straßen aufstieg, manchmal vernahm er auch einen wilden Ruf, der alles andere gestaltlos überdröhnte. Aber in sein Ohr klang vor allem das Getöse, das von dem brennenden Dom kam; und seine Augen hingen wie gebannt an dem Flammen und Glühen und Bersten, bis das Feuer mit einemmale ganz hoch aufschlug und mit einem Prasseln und Krachen, das allen Salzburgern wie der Lärm des jüngsten Gerichtes erschien, die Kuppel in sich zusammenstürzte. Das Münster, das schon den Vätern und Ahnen dieser Leute eine Stätte der Andacht gewesen, war vernichtet.

Aufatmend wandte sich Wolf Dietrich ab. „Fabrizi“, rief er.

Der Kanzler kam langsam heran: „Was befiehlt Ihr, Hochfürstliche Gnaden?“

„Ist sonst noch in der Stadt ein Schaden geschehen?“

„Man berichtet mir, daß es gelungen sei, alle übrigen Häuser vor dem Brande zu bewahren. Nur die Stätte Gottes ist zerstört. Die Stätten der Menschen sind unversehrt.“

Wolf Dietrich schien von dieser Auskunft befriedigt: „So haben die Bürger Glück gehabt. Und Gott soll empfangen, was ihm gebührt. Nur der Dom in Rom soll in Hinkunft schöner sein dürfen als der Dom, den ich nun bauen will.“

Das Fest war zu Ende. Niemand dachte mehr daran, zu feiern und der Lustbarkeit zu frönen. Was konnte ein Feuerwerk bedeuten, das Menschen mühselig zustande brachten, da die Elemente selbst für eines von furchtbarer Großartigkeit gesorgt hatten? Die Gäste standen mit blassen Gesichtern Spalier, als Wolf Dietrich durch sie hindurchschritt, um die Festräume zu verlassen. Salome ging mit ihm, und bei jedem Schritt erwog sie die quälende Frage: War mein Lichtlein schuld, daß Gottes Haus zerstört wurde?

Sie lag in dieser Nacht lange wach, ohne daß sie zu klarer Erinnerung gelangte. Auch Wolf Dietrich schlief nicht. Er schritt in seinem Schlafgemach mit erregten Schritten auf und ab, unermüdlich, stundenlang, von einer tiefen inneren Unruhe getrieben. Durch die Fenster drang bald eine andere Röte, als man sie in der Nacht geschaut, und der Morgenröte folgte das Licht des jungen Tages. Immer noch durchmaß Wolf Dietrich sein Zimmer, bis er endlich seinem Trabanten läutete: „Man hole mir den Herrn Dechant.“

Er brauchte nicht lange zu warten, aber der Dechant kam nicht. Denn der Trabant stürzte schreckensbleich ins Zimmer und mußte sich fast am Tisch festhalten, als er seine Meldung sagte: „Hochfürstliche Gnaden, der Herr Dechant kann Eurem Rufe nicht mehr folgen, er ist tot.“

„Tot?“ fuhr Wolf Dietrich auf, „bist du besoffen, Kerl? Wenige Stunden sind es her, da saß er mir gegenüber und tafelte.“

„Ich kam zu seinem Zimmer“, berichtete der Trabant, „und da er meinem Rufe nicht folgte, so trat ich ein. Im Frühlicht konnte man schon alles erkennen. Er lag hingestreckt auf dem Boden, als hätte ihn einer niedergeschlagen, und um ihn her war alles rot.“

An seinem Trabanten vorbei lief der Erzbischof aus dem Zimmer. Er stürmte durch die Gänge, die in der Morgenstille seine Schritte dröhnend zurückwarfen, er kam zu der Tür, hinter der der Dechant Thun seit Jahren sein stilles und frommes Leben geführt hatte. Die Tür stand offen, der Trabant hatte in seinem Entsetzen vergessen, sie wieder zu schließen. So bot sich dem Erzbischof, da er in den Rahmen trat, das gräßliche Schauspiel dar: der Dechant lag, wie es der Bote geschildert hatte, lang hingestreckt auf dem Boden. Seine schwarze Gestalt schien noch dunkler in dem matten Licht, das durch die Fenster kam. Auch das Blut, das ihn umgab, schien schwarz.

Wolf Dietrich trat vorsichtig hinzu und blickte auf den Leblosen nieder mit einem Antlitz, worin sich Scheu und Teilnahme seltsam mischten. Der Dechant, dies erkannte er, hatte sich einen scharf geschliffenen Dolch ins Herz gestoßen. Er hatte selbst noch die Kraft gefunden, den Dolch wieder herauszuziehen, um dem Blute den Weg ins Freie zu erschließen. Die Hand hielt die Waffe umklammert. Der Kopf, weit zurückgeworfen, starrte aus verglasten Augen, die nichts mehr erkannten, zum Erzbischof auf. Aber dieses Gesicht war nun ganz entspannt, die flackernde Unruhe, die grübelnde Qual, die man darin seit langem gesehen, war verschwunden. Dieser Mann war wahrhaft erlöst, ein Frieden war über ihn gekommen, der ihn all die Zeit gemieden. Der Erzbischof richtete sich wieder auf, er blickte sich im Zimmer um, in diesem Zimmer, das nun, da es eine Stätte solch furchtbarer Tat geworden, sein Aussehen verändert zu haben schien. Das Bett war unberührt, der Dechant hatte während dieser Nacht kein Auge zugetan. Auf dem Tisch lag kein Brief, kein Blatt Papier, kein Zettel mit einer Mitteilung. Als die-

ser Mann Abschied nahm von der Welt, bewahrte er das Geheimnis seines Todes in sich. Aber ein Buch war aufgeschlagen, und der Erzbischof trat heran und neigte sich darüber. Er sah, daß der Dechant, bevor er sich entleibte, die Gebete gesprochen hatte, die ein Mensch in seiner Sterbestunde betet.

Zwölftes Kapitel

Ihr seid so schön, Madonna! Ich könnte stundenlang
" ganz still sitzen und Euch nur immer anschauen."

Der junge Elia Castello saß neben Salome. Draußen hatte ein Sommertag seine blauen Seidenschleier über den Himmel gehängt. Es war schwül, und die Luft, die durch das geöffnete Fenster kam, bewegte sich kaum. Salome, in ein leichtes Kleid gehüllt, saß ein wenig starr und aufrecht in einem Lehnstuhl, sie hatte die Augen gesenkt und fühlte doch ununterbrochen, wie dieser junge Italiener, den Wolf Dietrich bei ihr eingeführt hatte, sie in stummer Bewunderung anstarrte. Vor ihr spielte der kleine Hannibal auf dem Boden. Er war nun nachgerade so groß, daß er laufen konnte. An einem Riemen über die Schulter gehängt trug er ein Schwert, ein kriegerisches Spielzeug, mit dem er noch nichts anzufangen wußte. Dies war das erste Geschenk gewesen, das er von seinem Vater empfangen hatte. „Er soll ein Krieger werden, und er soll sich früh an das Waffentragen gewöhnen“, hatte Wolf Dietrich gesagt, als er dem Buben das Schwert gab. Es verdroß ihn aber, daß Hannibal dieses Schwert anscheinend nicht sehr schätzte. Viel höher in seiner Gunst stand ein grob geschnitztes hölzernes Pferd, das er an einer Schnur hinter sich herzog. Immerhin vermochte dies den Erzbischof zu versöhnen. „Er liebt wenigstens die Pferde“, sagte er, „er wird wohl ein Reiter werden.“

Salome mußte ein wenig lächeln, als Hannibal, indem er sein Pferd über den Teppich galoppieren ließ, über den nachschleifenden Degen fiel. Der Kleine weinte nicht, er stand sofort wieder auf und setzte sein Spiel fort. „Hast du dir weh getan?“ fragte sie. Aber der Augenschein widersprach ihrer Befürchtung. Hannibal beschränkte sich denn auch darauf, trotzig seinen Kopf zu schütteln und weiterhin sein Roß ganz so zu bändigen und zu leiten, wie dies die Bereiter und Knechte seines Vaters taten.

Castello hatte von dem Unfall des kleinen Rossebändigers nichts bemerkt. Seine Augen hingen unentwegt an Salome und er wiederholte, als erwache er aus einem tiefen und schönen Traum: „Wie schön seid Ihr, Madonna!“

Die Röte stieg in leichten Wellen in Salomes Antlitz. Sie wurde befangen unter diesem unentrinnbaren Blick, der ihr alle körperlichen Geheimnisse zu entreißen schien. Mit einer leisen Scham wurde sie sich ihres Zustandes bewußt, denn sie war wieder guter Hoffnung. Sie suchte jetzt weniger denn je Gesellschaft. Am liebsten war sie allein in ihren Gemächern, um sich ganz der Pflege und Betreuung ihres Buben hinzugeben und in einer bangen Freude das neue Leben zu belauschen, das sich in ihr regte. Dieses zweite Kind sollte anders ins Leben treten als Hannibal. Denn nun war offenkundig geworden, wie sehr Wolf Dietrich Kinder ersehnte und liebte, wie wenig er mehr das Urteil der Welt achtete. Er war seinem Buben ein guter Vater, und er freute sich ganz ebenso wie Salome dieses andern werdenden Geschöpfes, das nach seinem Willen und seiner Meinung wieder ein Knabe werden sollte. In seinem eigenen Elternhause waren die Buben wie die Orgelpfeifen herangewachsen und nur eine

einzigste Schwester hatte sich ihnen gesellt. Im Geschlecht der Raitenau waren die Männer immer die Stärkeren, die Eigenwilligeren, die Fordernden und Herrschenden. Die Frauen hatten sich diesen Männern immer in Demut gefügt, und so hatten sie, ganz der Kraft der Gebieter gebeugt, ein männerstarkes Geschlecht mit Knaben fortgesetzt. Salome aber sehnte sich insgeheim nach einer Tochter, obgleich sie die Enttäuschung Wolf Dietrichs fürchtete. Es mußte schön sein, solch eine menschengewordene Puppe an sich zu drücken und ihr alle jene Zärtlichkeit zu schenken, die ein Knabe doch nie so dankbar empfing.

Sie schrak auf, als ihr Gast von neuem zu reden begann, dieser Italiener, der nun seit Monaten am Bischofshofe weilte und das Vertrauen Wolf Dietrichs in so hohem Maße errungen hatte. Elia Castello war ein junger Mann von blendender Schönheit. Aus dem Gebirge stammte auch er, vom Lugano-See; aber dies war ein südliches Gebirge, andere Blumen, Bäume und Früchte gediehen an seinen Hängen und in seinen Tälern, die Menschen dort redeten in einer fremden, wohl lautenden und weichen Sprache. Und vollends war er der Luft Italiens verfallen, als er in Rom erzogen und zum Baukünstler ausgebildet wurde. Aus der Ewigen Stadt hatte ihn Wolf Dietrich an seinen Hof gerufen, und nun ging er durch die schachtartigen Gassen Salzburgs und sann darüber nach, wie man aus dieser gotischen Stadt eine südlich-heitere Stadt im Sinne Wolf Dietrichs machen könnte.

Von dem Tage an, da Wolf Dietrich ihn zum ersten Male mit Salome zusammenführte, hatte ihn die schöne und große Frau, der er kaum bis zum Kinn reichte, mit magischer Gewalt angezogen. Er war glücklich, wenn ihn der Erzbischof einlud, gemeinsam mit ihm und

Salome zu essen; er schwärmte, wenn ihm ein nächtliches Gartenfest Gelegenheit gab, der verehrten Frau näher zu kommen und ihre Aufmerksamkeit mehr auf sich zu ziehen, als ihm dies im grellen Licht des Tages gelang; manchmal verwünschte er es, daß er ein Architekt war, in dessen Kunst nur Eingeweihte einzudringen vermochten und dessen Pläne und Risse dem Laienauge nichts zu sagen hatten; er hätte, ein anderer Tasso, am liebsten zur Feder gegriffen, um den Schmerz und die unerfüllten Hoffnungen seiner Liebe in Versen hinzuströmen. Aber das Wort fügte sich seiner Hand nicht, und so mußte er denn die Sprache seiner Augen all das ausdrücken lassen, was ihm das Herz bewegte.

Heute hatte ihn der Erzbischof selbst in die Gemächer Salomes geführt, und sie hatten eine Zeitlang zu dritt geplaudert; dann war Wolf Dietrich zu seinen Geschäften zurückgekehrt und Castello war mit Salome alleingeblichen. Aber er, der sonst so beredt war, daß Wolf Dietrich sich seiner südlichen Feurigkeit immer wieder freute, verstummte ganz. Die Lippen schienen ihm versiegelt, und nur hin und wieder brachte er einen kurzen Ausruf hervor, der deutlicher als jede Rede bewies, wie sehr ihn das Übermaß seiner Gefühle überwältigte.

Endlich, als ihm von Salome lange keine Antwort zuteil geworden war, fand er den Mut, ihr von sich und seiner Leidenschaft zu sprechen: „Ich sagte Euch, Madonna, wie schön Ihr seid. Aber es hätte meiner armen Worte nicht bedurft. Meine Augen müssen beredtere Mittler meines Gefühles sein. Was Ihr in meinen Augen seit dem ersten Tage, da ich Euch sah, jemals gelesen habt, war nichts anderes als Bewunderung. Seid Ihr Euch dessen bewußt geworden?“

Nun hob sie den Blick zu ihm empor, und sie mußte

ein wenig lächeln, weil er ihr in seiner Schwärmerei so reizend knabenhaft erschien. „Ihr seid sehr artig“, sagte sie, „und ich danke Euch dafür. Aber Ihr seid andere Frauen gewohnt, als ich es bin.“

Er nickte: „Ihr habt recht, Madonna. Die Frauen, die ich bisher kannte, waren alle dunkel und ihre Augen brannten wie die Feuer. Sie sprachen eine andere Sprache und hatten andere Bewegungen. Ihr seid wie Euer Land. Ihr seid kühler und beherrschter, aber gerade das liebe ich an Euch so. Wenn ich Euch sehe, dann habe ich ein Gefühl, wie ich es damals hatte, als ich zum ersten Mal aus der Ferne die Gletscher Eurer Berge sah.“

Ihr Lächeln vertiefte sich und nun lag auch ein wenig Spott darin. „Bin ich die erste Salzburgerin, der Ihr das sagt, Messer Castello? Ich kann mir denken, daß ein junger Mann von Eurem Aussehen und Eurem Auftreten, ein junger Mann obendrein, der so offensichtlich in der Gunst des Landesfürsten steht, den Mädchen und Frauen von Salzburg nicht verborgen geblieben ist. Und die Salzburgerinnen sind nicht allzu spröde. Wer beherzt ist, kann bei ihnen sein Glück machen.“

Er stampfte ein wenig mit dem rechten Fuß auf und machte mit beiden Armen eine weitausholende wegwerfende Bewegung. „Was schiert mich das Glück, das ich bei andern haben könnte? Ich ersehne seit Monaten nur mehr ein einziges Glück. Ihr wißt, was ich meine.“

„Ich weiß es nicht, Messer Castello.“

„So laßt es Euch zum ersten Male sagen: ich träume davon, daß Ihr Euch meine Huldigung gefallen ließt. Wißt Ihr, wie es um mich steht? Seit ich Euch zum ersten Male sah, bin ich ein anderer Mensch geworden. Die Tage gelten mir nur mehr in den Stunden etwas,

da ich Euch begegnen darf, und in den Nächten zermartere ich mein Herz nach Euch. Auf die Gefahr hin, daß Ihr mich zurückstoßt, daß Ihr Euch von mir wendet, daß ich Euch verächtlich erscheine, muß ich doch bekennen: ich liebe Euch, Salome.“

Er war, indem er dies sprach, von seinem Sitz gegliitten und kniete nun vor ihr. Sein junges Gesicht, von Röte übergossen, blickte zu ihr auf, in seinen dunklen Augen lag ein feuriger Glanz, seine Knabenlippen waren in stummer Werbung halb geöffnet. Er bot ein rührendes Bild, als er so vor ihr kniete, und plötzlich überkam sie ein fast mütterliches Gefühl, so daß sie mit der Hand beschwichtigend über seine krausen Locken strich.

„Ihr habt mich erschreckt, Castello“, sagte sie. „Und ich will kein weiteres Wort zu Euch sprechen, bevor Ihr nicht wieder auf Eurem Sessel sitzt. Es steht Menschen nicht an, vor Menschen zu knien — und handelte sichs auch um eine Frau, die man liebt, obgleich man sie nicht lieben soll.“

Verwirrt folgte er ihrem Gebot, und nun saß er ein wenig steif da und blickte ihr angespannt in die Augen, als erwarte er einen Urteilsspruch, der über sein ganzes künftiges Leben richten sollte.

„Der Erzbischof liebt Euch“, sagte sie nebenhin, als hätte sie ein ganz neues Thema angeschlagen.

Er nickte: „Er liebt mich, und ich bin ihm dankbar dafür.“

Sie sprach weiter: „Er fördert Euch sehr, Castello.“

Aber hier fuhr er auf: „Ich bin ein Künstler, Madonna. Domestiken fördert man. Ein Künstler ist ein freier Mann, dem man die Möglichkeit gibt, sich zu entfalten, seine Kräfte zu regen. Der Erzbischof hat mit dieser Stadt Großes vor. Er hat Pläne, die er allein

nicht in die Tat umsetzen kann. Deshalb berief er mich, und er stellte mir eine Aufgabe, an der ich mich bewähren soll. Ich werde mich bewähren, das ist mir klar, und er weiß es auch.“

„Ihr seid sehr selbstbewußt, aber es ist einem Manne angemessen, wenn er viel von sich hält. Dennoch werden einem Künstler nicht alle Tage so gewaltige Aufgaben gestellt. Man muß unter einem Glücksstern geboren sein, um einen so großzügigen Helfer und Förderer zu finden, wie der Erzbischof es ist. Er hält viel von Euch, oftmals sprach er zu mir, daß Ihr seiner Pläne würdig seid. Aber Ihr müßt seiner in jeder Hinsicht würdig sein, Messer Castello.“

Betroffen senkte er für eine Weile die Augen, er fand nicht gleich eine Antwort, und so hörte man nur das Gepolter des kleinen Hannibal, der mit seinem hölzernen Pferde durch das Zimmer galoppierte.

Da ihr keine Antwort wurde, sprach Salome weiter: „Würdig, Messer Castello, will auch ich des Erzbischofs bleiben. Er hat zu Euch und zu mir so viel Vertrauen, wie es nur ganz starke Menschen haben.“

Er erbleichte ein wenig, und man merkte, wie schwer ihn ihre Worte trafen. Schließlich sagte er leise und mit einem Anflug von Trotz in der Stimme: „Aber ich liebe Euch so sehr, Madonna. Und dieses Gefühl, diese Leidenschaft ist stärker als mein Wille.“

Diese Worte schmerzten ein wenig und waren doch so schön. Mit einer verhohlenen Zärtlichkeit im Blick sah sie den jungen Italiener an. Sie lehnte sich zurück und horchte den Stimmen in ihrem Innern. Sie hatte kühl, beherrscht, fast sachlich zu ihm gesprochen. Sie hatte eine Schranke errichtet, hatte ihn in seine Grenzen zurückverwiesen, die er so ungestüm durchbrochen. Sie hatte ihrer Vernunft gehorcht und war dar-

auf bedacht gewesen, ihr Herz nicht zu befragen, als sie auf diese heißen Liebesbeteuerungen antwortete. Aber nun konnte sie es doch nicht hindern, daß das Werben dieses Jünglings wie ein süßes Gift in sie drang. Längst schon hatte sie wahrgenommen, wieviel sie ihm galt, und sie hätte keine Frau sein dürfen, wenn seine Bewunderung sie nicht erregt hätte. Sie hatte nie einen andern Mann gekannt als Wolf Dietrich. Alle Offenbarungen, die die Liebe den Menschen zu schenken vermag, hatte er ihr erschlossen. Sie war mit ihm glücklich, stürmisch, leidenschaftlich gewesen, aber sie hatte oftmals an seiner Seite auch verzweifelt, war einsam und verzagt geworden. Er war der einzige Pol ihres Lebens gewesen, seit sie zum Weibe erwachte. Sie kannte die Welt nur durch ihn. War dies der Inbegriff des Glücks, das ihr vom Schicksal zugemessen wurde?

Sie blickte wieder zu diesem schönen Knaben, zu diesem feurig Werbenden hinüber, und es fiel ihr ein, daß Wolf Dietrich niemals um sie geworben hatte. Er hatte sie genommen wie eine liebe Beute, die ihm zufiel, sie war sein Besitz geworden, weil er so stark war. Neben diesem Jüngling stand er als der Mann, dem sie sich gebeugt hatte. Niemals wäre er imstande gewesen, so schöne Worte zu finden, wie sie diesem Italiener von den redegewandten Lippen flossen. Aber sie wurde sich bewußt, wieviel gerade wegen dieser Verschwiegenheit, wegen dieser Zurückhaltung, die so schwer ein Gefühl offenbaren konnte, manchmal ein einziges gutes und zärtliches Wort von ihm galt.

In dieser Stunde erkannte sie — aber dies wäre für Castello ein schwacher Trost gewesen, auch wenn sie es ihm hätte sagen können —: daß ein Mann dieser Art, daß solch ein junger Werber und Liebhaber aus

dem Süden ihr gefährlich hätte werden müssen, als sie noch ein Mädchen war, als sie noch keinen andern geliebt. Sie dachte: es wäre damals schön gewesen, in seinen Arm zu sinken und mit ihm glücklich zu sein, und hätte dieses Glück auch nur Stunden gewährt. Aber Castello war zu spät gekommen, wie in Hinkunft jeder Mann zu spät kommen mußte. Denn inzwischen war Wolf Dietrich in ihr Leben getreten, und neben ihm konnte kein anderer mehr bestehen.

Castello wartete immer noch auf ihre Antwort, als sollte er das Urteil über sein ganzes ferneres Schicksal erfahren. Und da sie immer noch schwieg, drängte er hoffnungslos und doch mit ungestümer Mahnung: „Ich sagte Euch, Madonna, wie sehr ich Euch liebe. Ist Liebe eine Sünde?“

Dieses Wort hatte auch Wolf Dietrich einmal zu ihr gesprochen. Es war ein Wort, das alles rechtfertigen oder alles verdammen konnte. Wolf Dietrich hatte daraus das Recht gezogen, alle seine Wünsche zu erfüllen und seiner großen Leidenschaft freien Lauf zu lassen. Der Italiener aber mußte verzichten, er wußte es selbst, und die Bestätigung würde ihn schmerzen.

Sie sprach: „Da Ihr mich liebt, so hättet Ihr mir ausweichen sollen, Castello. Es wäre besser für Euch und für mich gewesen. Ihr aber habt meine Gegenwart gesucht, Ihr habt Euch zu mir gedrängt, wann immer Ihr konntet.“

„Es war schon so viel Glück, Euch nur zu sehen.“

„Und wen saht Ihr? Eine Frau, die einem anderen Mann ein Kind geschenkt hat und ihm bald ein zweites Kind schenken wird. Ihr tut nicht recht daran, daß Ihr mein Herz in Unruhe bringt.“ Aber indem sie dies sagte, blieb doch ein Rest von Süßigkeit in ihr, weil dieser schöne junge Mensch sie so anschwärmte, so glü-

hend begehrte und die letzte Erfüllung seiner Wünsche nur in ihr sah.

Ihre Worte hatten ihn aus einem erträumten Himmel vollends auf die Erde zurück geschmettert. Er wurde ganz bleich, schloß die Augen und erwiderte nichts mehr. Sein Herz pochte, als er fühlte, wie sie ihm wieder mit der Hand über den Kopf strich. Dann hörte er, wie sie sich erhob, wie sie leise mahnende Worte zu ihrem Buben sprach, und sich von ihm entfernte. Was tat sie? Vielleicht war sie ans Fenster getreten, blickte auf die Straße nieder und war dabei genau so unruhig wie er. Er wagte es nicht mehr, die Lider zu heben und den Blick auf sie zu richten. Seit er in diese dunkle und düstere Stadt gekommen war, hatte er glücklich nur in ihrer Nähe sein können. Die Aufgabe, zu deren Durchführung er berufen worden war, hätte zu anderen Zeiten seinen Ehrgeiz entflammt und alle seine Kräfte geweckt. Er aber war seiner Tage nicht mehr froh geworden, weil er diese Frau gefunden hatte. Manchmal hatte es ihn getrieben, vor den Erzbischof hinzutreten, ihn um Urlaub zu bitten und zu fliehen, um wieder frei zu werden. Doch dann wieder war er sich bewußt geworden, wie sehr er die Ketten dieser Qual, dieses Zweifels und einer irren und wahnwitzigen Hoffnung liebte, und er war geblieben. Und immer wieder hatte er bei dem Fürsten erscheinen, er hatte sich mit diesem Mann beraten, mit ihm arbeiten müssen, obgleich er ihn haßte, weil dieser alles besaß, was ihm selbst versagt bleiben sollte.

Es war still im Zimmer, auch der kleine Hannibal schien irgendwo in einer Ecke zu sitzen und ein leises Spiel zu treiben. Was tat Castello noch in diesem Raum, der ganz von der unerreichbaren Frau erfüllt war? Aus seinem dumpfen Herzen rang sich ein Ent-

schluß los: er würde nicht nur diese Frau, er würde auch diesen Mann, diesen Hof, diese ganze Stadt verlassen. Was oftmals unklar erwogen worden war, mußte jetzt Tat werden. Sowie die seltsame Erschlafung, die ihn im Augenblick gefangen hielt, von ihm wich, würde er zu Wolf Dietrich gehen, um ihm zu sagen, daß das Heimweh sein Leben zerstöre und ihm die Ruhe raube, daß er zurückkehren wolle in eine Heimat, die so fern war und die ihm umso verlockender erschien, je länger er sie mied. Aber würde der Erzbischof ihn freigeben? Würde er die Fesseln sprengen können, in die er sich so gern verstrickt hatte und unter denen er nun so sehr litt?

Der Weg zum Erzbischof wurde ihm erspart. Denn plötzlich fuhr Castello schreckhaft zusammen, die Stille war unterbrochen worden durch rasche und schwere Schritte, die sich der Tür näherten, jemand trat ins Zimmer und eine tiefe Stimme sagte: „Ich dachte es doch, daß ich meinen Castello bei dir finden würde, Salome. Und ich danke es ihm, daß er dir die Zeit verkürzt, wenn ich selbst dies nicht kann.“

Castello erhob sich, er stand wie ein Erwachender da und seine Augen hingen mit einem Blick, worin ein Funken Haß glomm, an Wolf Dietrich. Er war es gewohnt, daß der Erzbischof ihm meist heiter, in einem strotzenden Kraftbewußtsein, begegnete, und er wußte, daß er jetzt nicht imstande gewesen wäre, solch eine Heiterkeit, solch eine Selbstsicherheit zu ertragen. Aber er merkte bald, daß der andere heute in düsterer Stimmung war. Auf der Stirn lag eine Wolke, die Mundwinkel waren grüblerisch herabgezogen. Indem Wolf Dietrich zu Salome trat, die ihm befreit und erlöst entgegengelächelt hatte, schien er zum ersten Male müder, er schien älter, als man ihn jemals gesehen.

„Es hat mich von meinen Geschäften fortgetrieben“, sagte er. „Was schiert es mich, ob ein Pfleger einen Bauern drückt oder ob ein Knappe in Hallein seiner Lutherbibel nicht abschwören will? Dieses Leben, wie es sich in den Akten, Protokollen und Berichten auf meinem Schreibtisch spiegelt, ist so klein und so eng, daß man zu ersticken meint. Man versäumt darüber das Große, was einen vollen Einsatz lohnt. Obwohl auch dieser Einsatz niemals sicher ist, weil keiner weiß, wann ihm eine dürre Hand über die Schulter langt und ihm den Würfelbecher aus der Hand schlägt.“

Castello, der unter dem Sturm, von dem sein Inneres durchtobt war, ein wenig schwankte, tat einen Schritt auf den Erzbischof zu: „Ihr seid heute in dusterer Laune, Hochfürstliche Gnaden. Was ist geschehen?“

Wolf Dietrich blickte durch das Fenster auf die Straße hinaus. Die Glut der Sonne lag prall auf den Mauern und Steinen. Vom Himmel schienen immer neue Glutwellen niederzuströmen. Es war kein gutes Wetter, und man mußte vorsichtig sein; denn im Lande waren Krankheitsfälle vorgekommen, auch in der Stadt gab es Bezirke, wo erschreckend viele Leute starben, und seit lange und schwere Kriege Seuchen entfesselt hatten, um sie durch Europa zu jagen, mußte man überall vor der Pest bangen. Die Hofmedici zwar sagten, daß Salzburg diese Geißel nicht zu fürchten habe, daß die Kranken keineswegs von der Pest befallen wären. Aber was wußten diese Tintenmenschen? Wolf Dietrich glaubte ihnen nicht, wie er keinem Menschen glaubte und vertraute. Darum hatte er die Stadttore stärker besetzen lassen, wer heraus oder hinein wollte, wurde scharf kontrolliert und visitiert. Er baute vor, mochten die Doctores auch darüber spotten.

„Ich habe“, sagte er, indem er die brütende Hitze auf sich einströmen ließ, „ich habe eine schlechte Nacht hinter mir. Ich konnte nicht schlafen, es war zu heiß, mir schien, als ob Hände nach mir griffen, um mich zu würgen. Da stand ich auf und öffnete das Fenster. Draußen stand der volle Mond, sein Licht lag auf allem, sodaß ich sehen konnte wie am Tage. Vor mir ragte das Münster grau zum Himmel, aber sein Anblick war anders, als ich ihn gewohnt war: denn schon fehlte ein Turm, den man niedergerissen hatte, und ein zweiter war niedriger als ehemals.“

Was trieb Castello, dem Erzbischof, diesem Manne, der um soviel mächtiger war als er und in dieser Macht gefährlich werden konnte, eine harte und bittere Wahrheit zu sagen? Er warf ein: „Wenn das Münster fällt, dann, Hochfürstliche Gnaden, wird mir der Weg freigegeben zu meinem Werk. Aber dieser Weg führt durch die Wut des Volkes. Wißt Ihr es, hat man Euch gesagt, wie in Salzburg die Empörung um sich greift, weil man die Hand legt an den geweihten Bau des Münsters, weil man Hacke und Meißel dagegen wettern läßt, um abzutragen und wegzuräumen, was der Brand übrig ließ, statt das Zerstörte auszubessern? Man kann in keine Schenke mehr gehen, ohne zu sehen, wie die Leute mit den Fäusten auf den Tisch hauen oder die Köpfe zusammenstecken und scheu miteinander wispern. Man kann sich auf der Straße keinem andern zugesellen, ohne daß der sofort ein Schreckbild beschwört, wie Gott diese Stadt strafen würde, weil sie sein Haus preisgibt.“

„Habe ich Euch aus Rom geholt, Castello, damit Ihr mir das alles sagt? Dann seid Ihr vergeblich gekommen, denn die Zungen der Salzburger waren schneller als die Eure. Was wollen die Leute? Während das Münster

abgerissen und der neue Dom gebaut wird, sollen sie in die Franziskanerkirche gehen. Die steht wie eh und je, und auch sie ist dem Herrn geweiht. Darum sollt Ihr nicht ein Bote schlechter Nachrichten für mich sein, sondern ein Helfer, der treulich ausführt, was ich ersann. Bis Ihr mit dem Dom beginnen könnt, wird es noch eine Weile währen: denn das Münster war aus Quadern so fest gefügt, daß es sich den Werkleuten, die es niederreißen, widersetzt. Aber etwas anderes sollt Ihr schaffen, und das bald. Als ich heute Nacht ans Fenster trat und das Münster und den Platz umher im Mondenschein sah, fiel mir ein, was ich zunächst von Euch fordern muß.“

Hatte Castello nicht soeben beschlossen, vor den Erzbischof hinzutreten und um seine Entlassung zu bitten, damit er fliehen und sich von der Leidenschaft für diese hohe blonde Frau befreien könnte? Nun blickte er auf Salome hin, und in allem Unglück seines Herzens schien es ihm doch verlockend, weiterhin dieselbe Luft atmen zu dürfen wie sie. Auch wurde ihm eine neue Aufgabe gestellt, und er spürte, wie seine Neugierde erwachte, wie sein Ehrgeiz aufflammte. Darum fragte er: „Was soll ich Euch bauen, Herr?“

„Ich blickte in die helle Nacht hinaus“, sprach Wolf Dietrich weiter, als hätte er den Einwurf garnicht gehört, „das Münster schien tot und öde, da ich wußte, wie bald es ganz in Schutt und Trümmer sinken würde, und rund um seine dunklen Mauern gleißte es im Mondenschein weiß und gespenstisch, Kreuz reihte sich an Kreuz, inmitten der Lebenden schliefen die Toten, und meine Augen schienen die Erde zu durchdringen, meine Gedanken rissen die Särge auf, als wären diese am Tag des Jüngsten Gerichtes von den Axthieben Gottes zerspalten worden, Modernes lag offen vor mir,

Schädel grinsten mich an, alles Fleisch war verwest, alle Herzen waren verfault und übrig war geblieben ein ungeheures Memento, das mir wie Posaunen in die Ohren dröhnte. Alle, die da drunten lagen, hatte man gekannt, ihre Namen waren überliefert, sie hatten geliebt, wie sie von denen, die zurückgeblieben, noch jetzt geliebt wurden. Wo waren sie? War der Wind, der durch die heißen Gassen ging, nicht wirklicher als sie? Verlachte nicht jeder Mondstrahl, der seit Jahrtausenden wiederkehrt und niemals versiegt, die Anmaßung ihres Lebens und Wirkens, das ohne Spur verlöschen und verwehen konnte?“

Castello starrte den Erzbischof aus ungläubigen, erschreckten Augen an. Nie hatte er diesen Mann so sprechen gehört. Wenn einer, dann schien er an kein Ende, an keinen Verfall seiner Kräfte, an keinen Ablauf seiner Zeit zu denken. Mit jedem Atemzug seiner breiten Brust, mit jedem Befehl, den sein herrischer Mund sprach, schien er für sein Blut, für sein Schaffen, für den Sturm seines Herzens und die Gewalt seiner Leidenschaft unaufhörliche Dauer zu fordern. Daß er schwach wurde, daß er sich der Mahnung des Todes beugte, mußte auf jeden, der ihn kannte, ganz ebenso wirken, als wäre er in eine plötzliche schwere Krankheit verfallen.

„Wie kamt Ihr zu so düsteren Gedanken, Herr?“ sprach Castello. „Sie stehen Euch nicht an. Euch gehört das Leben und die Tat.“

Salome war blaß geworden bei Wolf Dietrichs dunkler Rede. Und auch in ihr erwachte die Befürchtung, daß irgend etwas ihn erschüttert und zutiefst aufgewühlt haben mußte, daß er so sehr den Glauben an sich verlieren und ihm der Boden unter den Füßen so jäh entgleiten konnte.

„Bist du krank?“ fragte sie. „Du erschreckst mich. Nie sah ich dich so.“

„Man könnte krank werden“, gab er zurück, „es war ein Verbrechen der Väter, den Freithof mitten in die Stadt zu verlegen. Die Toten sind nicht die taugliche Gesellschaft für die Lebenden. Man glaubt sie zu ehren, indem man sie dort bestattet, wo sie wandelten und wirkten, und schafft doch nur einen Seuchenherd. Gestern und Heute muß scharf geschieden sein, und da man dies bisher unterließ, so soll es durch mich geschehen. Wenn das Münster fällt, soll auch der Freithof verschwinden, der es umgab. Ein weiter Platz, mit Marmor gepflastert, soll sich um den neuen Dom breiten und nur den Lebenden gehören. Die Gebeine der Toten wird man in anderen Gräbern zur Ruhe bestatten. Und diesen neuen Freithof, Castello, werdet Ihr schaffen.“

„Ich? Einen Freithof? Das war bisher meine Aufgabe noch nie.“

„So werdet Ihr zum ersten Mal erweisen, daß es eines Künstlers auch würdig ist, den Toten zu dienen. Und auf diesem Freithof sollt Ihr einen Bau aufführen, den ich heute Nacht, als ich auf die Kreuze niederblickte, ersann. Ich bin in meinem Leben inmitten der Salzburger, ich will es auch nach meinem Tode sein.“

„Nach Euerm Tode, Herr? Noch tobt das Blut in Euren Adern, noch blühen aus Eurem Herzen zu jeder Stunde Pläne, Handlungen, Leidenschaften.“

„Aber ich werde sterben, weil Gott jedem Geschöpf eine Grenze gesetzt hat. Wo diese Grenze ist und wann man sie erreicht, kann niemand wissen. Darum soll man vorbauen. Die Gestirne, die über uns kreisen, haben noch keinem ihre Geheimnisse verraten. Auch für mich bleiben sie stumm, obgleich ich in ihnen

forsche und den Weg zu erkennen suche, den sie mir weisen. Sterbe ich heute — und wenn die Pest diese Stadt überfällt, dann kann unser aller Ende früher kommen, als wir meinen —, dann soll, von Euch errichtet, meine Grabstätte bereit sein: ich gebe Euch den Auftrag, inmitten des neuen Freithofes, den Ihr jenseits der Salzach anlegen werdet, auch meine Ruhstatt zu schaffen. Sie soll des Künstlers würdig sein, der sie erbaut, aber nicht minder des Mannes, der darin liegen wird.“

Der junge Italiener vergaß für Augenblicke seine Liebe und den Kummer, den sie ihm brachte, in der Verwirrung über diesen neuen Plan. Und Salome trat ganz nahe an Wolf Dietrich heran und strich ihm in einer plötzlichen Aufwallung mit der Hand über die Haare, als wäre er zu einem schwachen und hilflosen Kinde geworden. „Du quälst mich, wenn du so sprichst“, sagte sie, „aber noch mehr quälst du dich selbst. Du bist dir und deinem Wesen in dieser Stunde fremd geworden. Der Blick heute nacht auf den Totenacker kann allein nicht der Grund sein.“

Er versuchte zu lächeln und sich aus seiner trüben Stimmung loszureißen: „Du magst recht haben, Salome, es steht mir nicht zu, vor der Zukunft Angst zu haben wie ein Weib. Vergeßt ihr beide, was ich sprach. Nur Eures Auftrages sollt Ihr gewiß bleiben, Castello; daß Ihr jenseits der Salzach einen neuen Freithof anlegt, um diese Pestgrube aus der Stadt zu entfernen, und daß Ihr mir darin ein Mausoleum baut.“

Er kam wieder ins Schwärmen, wie es seine Art war, wenn er von Bauten sprach, und das bewies, daß es ihm gelungen war, die Schatten zu verscheuchen, die ihn bedrückt hatten.

„Das Leben soll triumphieren über den Tod. Das

Leben aber ist die Schönheit. Darum soll meine Grabstätte schön sein, und sie soll damit allen, die nach mir kommen, offenbaren, wie sehr ich zu allen Zeiten das Leben liebte. Und noch eines, Castello: lange spreche ich schon davon, daß ich der Dame Salome Alt ein Haus geben will, das ihrer würdig ist. Denkt auch über diese Aufgabe nach. Strengt Hirn und Herz an, um etwas zu schaffen, das solch einer Frau würdig ist ...“ Hier errötete der junge Italiener und senkte, befangen wie ein Knabe, den Blick, als fürchte er, der Erzbischof könnte seine verborgensten Gedanken erraten. „Auch dieses Haus soll jenseits der Salzach stehen. Denn wenngleich ich in das Gewirr der alten Stadt hineinschmettern will, um alles Dumpfe und Enge zu lichten und zu weiten, so wird doch hier noch alles gedrängt genug bleiben. Drüben aber gibt es Bäume und Wiesen, drüben gibt es Parks und Gärten, und wenn Salome mit ihren Kindern spielt, dann soll sie sich des Vogelrufes und des Duftes der Blumen freuen und glücklich sein.“ Und da Castello genickt hatte, als wären diese Worte ganz aus seinem Herzen gesprochen, so fuhr er fort: „Nichts kann für einen Baumeister ein schönerer Auftrag sein, als für eine Frau ein Heim zu schaffen. Darum geht bald an die Arbeit, Castello, und zeigt mir in den nächsten Tagen schon die Pläne.“

Nun gab er sich wieder ganz frei, ganz sicher, alles Trübe war von ihm abgefallen. Er beugte sich noch zu Hannibal nieder, der sich vergeblich bemühte, sein kleines Schwert zu zerbrechen und darüber einen ganz roten Kopf bekam; dann ging er davon. Salome blieb unbeweglich stehen, sie starrte ihm nach und richtete ihren Blick endlich wieder hinaus in den flirrenden, brütenden, von tödlicher Glut erfüllten Tag. Es wollte ihr fast selbstverständlich erscheinen, daß auch ein Mann

wie Wolf Dietrich die Gewalt über sich selbst verlieren konnte, wenn draußen der Himmel in Feuertropfen niederzuschmelzen schien. Dennoch blieb eine Unruhe in ihr, ihre Gedanken waren so ganz und so ausschließ-lich mit ihm beschäftigt, daß sie darüber die Gegenwart des Italieners vergaß. Castello stand ein paar Schritte von ihr entfernt und betrachtete sie mit forschendem Blick. Es wurde ihm klar, daß er ihr nie weniger bedeuten konnte, daß er ihr nie fremder gewesen war als in dieser Stunde. Er warf seine Lippen mit leisem Trotz auf, verneigte sich und sagte so plötzlich und laut, daß sie angstvoll zusammenfuhr: „Erlaubt, edle Frau, daß ich gehe. Auch mich rufen nun meine Geschäfte.“

Sie nickte flüchtig — war dieser schwärmerische Jüngling noch immer da? Dann sah sie, wie er durch das Zimmer schritt und die Tür hinter sich schloß, die eben noch hinter dem Erzbischof zugefallen war. Sie atmete auf, als wäre sie von einem Alpdruck erlöst. Und da der kleine Hannibal, der in der Gegenwart des Vaters immer still wurde und sich scheu in sich selbst verkroch, nun krähend auf sie zustürzte, hob sie ihn empor, küßte ihn auf das kleine runde Gesicht und sagte: „Wenn nur deinem Vater nichts widerfährt, mein Kind, ich bin in Sorge um ihn.“

In der Nacht, die diesem Tage folgte, litt es den Erzbischof wieder nicht im Bett, eine Unrast, die in seinem Blute pochte, trieb ihn durch das Zimmer, er stieß, als bekäme er keinen Atem, das Fenster auf. Abermals stand der Mond in bleicher Lichtfülle über der Welt, das Münster, in das so viele und sichtbare Wunden geschlagen waren, wuchs wie ein silbernes und zerklüftetes Gebirge vor ihm auf und die Kreuze des Friedhofs schimmerten weiß. Aber nun ängstigten

ihn diese Kreuze, diese Gräber nicht. Anderes bewegte ihn: am Abend noch hatte man ihm gesagt, daß sich die Krankheitsfälle in der Stadt mehrten, obgleich die Wachen kaum mehr einen Fremden durch die Tore ließen. Beim Essen dann war ihm aufgefallen, daß der Trabant, der ihn bediente, ganz blaß war und daß seine Augen, dunkel umrandet, tief in ihren Höhlen lagen, sodaß man meinte, man würde von einem Totenschädel angestarrt. Dieser Trabant war, als er eine neue Schüssel zutrug, von einer jähen Schwäche befallen worden, er war getaumelt, geglitten und gestürzt, daß der Braten in tollen Sätzen über den Boden rollte und die silberne Platte mit scharfem Klirren aufschlug. Hinzuspringend, hatte Wolf Dietrich einen Körper gegriffen, in dem das Fieber mit ungeheuren Gluten raste. Man hatte den Diener weggeschafft und das Mahl war abgebrochen worden. Aber nun sah Wolf Dietrich, indem er in der Vollmondnacht am Fenster stand und auf das Münster und auf alle diese Häuser, die ihre Geheimnisse bargen, hinausblickte, ununterbrochen das Bild vor sich, wie dieser Diener schwach und hilflos auf dem Boden gelegen war und wie in seinem Antlitz Fieberglut und Todesblässe einander gejagt hatten. Seltsam war dabei, daß er es plötzlich als etwas unendlich Gutes und Erstrebenswertes empfand, so gelöst wie dieser Trabant dazuliegen und sich ganz der Schwere seiner Glieder zu überlassen. Bin ich selbst krank? dachte er mit einem leisen Schauer. Denn mit einemmale fühlte er eine Müdigkeit in sich, daß er hinsusinken drohte, obwohl ihn eben noch die Unrast schlaflos durch sein Zimmer gepeitscht hatte. Er tastete sich an der Wand entlang zu seinem Bett zurück. Hier ließ er sich mit einem leisen Laut fast wollüstigen Behagens in die Kissen fal-

len. Aber dieses Behagen wich bald, und nun fühlte er eine Hitze durch seinen Körper toben, in der er zu verbrennen schien.

Ich bin krank, sprach er vor sich hin. Und da er dies erkannte, raffte er noch einmal alle Kräfte zusammen, um zu handeln, wie es nun zu handeln galt. Er wollte rufen, aber entweder kamen die Worte zu leise aus seiner Kehle oder der Trabant, der vor seiner Tür Wache halten sollte, war nicht zur Stelle. Niemand erschien. Ich will läuten, sagte er. Doch der Glockenzug war unendlich fern, es galt eine Reise über Gebirge und durch Weltmeere zu bewältigen, bis man ihn erreichte. Schwankend, in Schweiß gebadet und doch bis in das Mark der Knochen frierend, langte er beim Glockenzug an. Er riß so wild daran, daß das Band abriß und in seiner Hand blieb, und damit war seine Kraft erschöpft, sie reichte nicht mehr aus, um ihn den Weg zum Bett zurücklegen zu lassen. Er sank hin, wo er stand, und als der Trabant hereinstürzte, fand er seinen Herrn im Nachtgewand auf dem Boden liegen, kaum erkennbar in dem weißen Licht, womit der Mond das Zimmer erfüllte. Entsetzt beugte sich der Mann nieder: „Um Gottes Willen, Hochfürstliche Gnaden, was ist mit Euch geschehen?“

Wolf Dietrich mühte sich, zu sprechen, und nach mehreren Versuchen vermochte er zu sagen: „Hol den Medicus... ich bin krank...“

Dann schloß er die Augen, und der Trabant trug einen Bewußtlosen zum Bett zurück.

Dreizehntes Kapitel

Der Erzbischof von Salzburg war krank.

Aus der Residenz war die Nachricht hinausgedrungen, erst hatte man sie scheu weitergeflüstert, bald aber war überall von ihr die Rede. Man wußte genau um alles Bescheid. Erschauernd erzählte man sich, wie er beim Abendessen einem Diener beigestanden war, der krank vor seinen Füßen hinfiel, und wie man ihn dann selbst in der Nacht auffand, auf dem Boden liegend, den abgerissenen Glockenzug in der Hand. Der Medicus, den der Trabant sofort geholt hatte, war sich nicht ganz klar darüber, unter welchem Übel der Erzbischof litt. War es die Pest? Und war die Pest die Seuche, die diese ganze Stadt Salzburg arbarmungslos in den Klauen hielt und soviel Leben abwürgte?

In deutschen Landen herrschte die Pest. Das war gewiß, und darum hatte man auch in Salzburg alle Vorsichtsmaßnahmen getroffen. Aber wenn das graue Gespenst in eine Stadt eindringen will, dann sind alle Wachen machtlos, selbst wenn man an jedes Tor ein ganzes Fähnlein stellen wollte. Immer wieder wurden die Bürger durch ein unheimliches Memento erschreckt. Die Mütter erlebten es, daß plötzlich die Flammen des Fiebers aus den Leibern ihrer Kinder zu brechen schienen, Handelsherren saßen im Gespräch mit einem Geschäftsfreund und sahen mit einemmal, wie jener erbleichte und jählings verfiel, als wäre ihm Blut und Atem entzogen. In manchen Bezirken, wo kleine Leute

in dürftiger Enge beieinander hausten, griff die Seuche besonders schnell um sich. Aber sie kam auch in die Häuser der Reichen, sie holte sich ihre Opfer von üppigen Tafeln und aus schwellenden Betten.

War es die Pest? Und hatte der Erzbischof die Pest?

Er war krank, doch seine Krankheit schien sich von der aller übrigen Salzburger zu unterscheiden. Wenigstens behauptete dies der Hofmedicus, indes konnte man nicht wissen, wieviel Diplomatie, wieviel politische Klugheit seinen Worten zu Grunde lagen. Für diese Stadt war, wie für jede Stadt, das Leben jedes einzelnen Bürgers wichtig. Aber am wichtigsten war dieser Mann, der nun hinter streng geschlossenen Fenstern in seinem reichen Bett darniederlag und der allein mehr galt als all die vielen Tausende. Starb er, dann konnte sein Tod Verwirrung zur Folge haben, der Kaiser und der Papst, die Bayernherzoge und andere Fürsten wurden auf den Plan gerufen. Starb ein anderer Salzburger, dann weinte eine Frau, es weinten Kinder und man schaffte seinen Leichnam auf den Freithof, wo er nun schneller als zu irgendeiner anderen Zeit vergessen werden mußte, weil das graue Gespenst, das durch die Straßen schlich, in einem ungeheuren Elend jedes einzelne Schicksal und jedes einzelne Leid untergehen ließ.

Die Wirtshäuser Salzburgs waren in dieser Zeit leer, die Wirte machten schlechte Geschäfte. Konnte man wissen, ob man nicht von dem Freunde angesteckt wurde, der einem eben noch das Glas zum Trunk entgegenhob? Auch auf den Straßen hasteten die Leute aneinander vorbei, sie tauschten scheue Grüße, kaum jemals blieb ein Bürger stehen, um mit einem andern ein paar Worte zu wechseln. Und dennoch, obwohl man so ungern seinen Mund einem fremden Ohr öff-

nete, wurde die Zeitung durch die Straßen getragen: der Erzbischof war krank, er war schwer krank.

Wie war die Wirkung? Wie sprach man von ihm? Da man fürchten mußte, daß auch seinem Leben nun eine Grenze gesetzt sei: wie maß man sein Schaffen und Wirken, sein Wollen und Handeln?

Es gab viele, die sich zu einer Wertung nicht entschließen wollten. Sie waren vorsichtig. Sie wußten, daß ein Mächtiger, wenn er siech ist, immer noch mehr Kraft besitzt und gefährlicher bleibt als ein anderer in strotzender Gesundheit. Sie wußten auch, daß der Erzbischof ihr Urteil, ihre Meinung immer verhöhnt und verspottet hatte, und selbst jetzt noch vermeinten sie sein stolzes Lachen zu hören, wenn sie aussprechen wollten, wie sie ihn sahen. Er blieb für sie ein großer und überragender Schatten, der hinter ihnen allen stand. Männer in weißem Haar kümmerte es jetzt wenig, daß er so jung war. Sie hatten seine Faust gespürt, sie spürten diese Faust noch und sie beugten sich der Erkenntnis, daß dieser Fürst berufen war, zu herrschen. Er hatte die Reichen und Vermögenden oftmals bedrückt, er hatte ihnen verbrieft Rechte genommen, er hatte seinen Willen über alles gesetzt. Das hatte er als Fürst getan. Man rechtete mit ihm nicht, er war der Stärkere nach den Gesetzen der Welt, doch da man fragte, was er bisher geschaffen, fiel die Antwort schwer. Man mußte zugeben, daß er am Anfang stand. Er hatte niedergerissen, um aufzubauen. Was er leisten wollte, hatte er oftmals ausgesprochen, und es war von anderen, die seine Meinung verbreiteten, dem Volke immer wieder erzählt worden. Aber dies waren fürs erste Pläne, Hoffnungen, nirgends noch wurde die Erfüllung und Vollendung sichtbar. Da war etwa dieser junge italienische

Baumeister, den er an seinen Hof gerufen hatte. Man wußte, daß er dazu ausersehen war, einen neuen Dom zu schaffen, doch dieser Dom war vorläufig nur auf Papieren aufgezeichnet, die Eingeweihte sehen konnten. Was das Volk sah, war dies: daß der alte, ausgebrannte Dom niedergerissen wurde.

Und hier war nicht mehr vom Fürsten die Rede, sondern vom Bischof, vom Priester. Es gab fromme Menschen, die nun noch inbrünstiger als ehemals an ihre Brust pochten und sprachen: „Diese Seuche ist die Strafe des Himmels. Der Erzbischof hat sich vermessen, mit Gott in die Schranken zu treten. Über seiner Gewalt steht immer noch Gottes Gewalt, und so traf ihn der Fluch, da er nun selbst krank und elend darniederliegt.“

Auch das kleine Volk, die Handwerker, die Krämer, die Arbeiter und Knechte waren geneigt, das Unglück, das die Stadt und den Erzbischof selbst getroffen hatte, als einen Rachestrahl Gottes zu erkennen. Wenn an Festtagen die Franziskanerkirche die Massen der Betenden kaum mehr fassen konnte, dann dachte jeder mit einem fast kindlichen Heimweh an das Münster, worin schon seine Eltern und Ahnen vor ihrem Herrn gekniet waren. Aber diesen Leuten schien doch die Rechnung zwischen Gott und dem Erzbischof dadurch beglichen, daß Wolf Dietrich nun in einem Elend lag, worin er sich von keinem seiner Mitbürger mehr unterschied. Damit war einer vorurteilslosen Würdigung des Fürsten Raum gegeben. Und wenn wirklich noch ein paar Kleinbürger den Mut aufbrachten, einander in einer Schenke gegenüber zu sitzen, oder wenn ein Arbeitsmann in ein Gewölbe trat, um etwas für seinen Bedarf zu kaufen, dann konnte man Worte hören wie diese: „Ist doch schade um unsern

Herrn, daß ihn die Krankheit so schwer getroffen hat. Er ist wohl manchmal scharf und beutelt uns die Köpfe zusammen; aber recht ist er doch, denn er meint es gut mit dem kleinen Volk. Kein Armer ist noch ungespeist von ihm gegangen, und was er den Reichen nimmt, das läßt er zu einem guten Teil uns zukommen. Es wäre ein Glück für Salzburg, wenn er geheilt könnt werden.“

Dies traf zu: Wolf Dietrich tat viel für den kleinen Mann. Die Großen vermerkten ihm auch das übel. Die andern jedoch dankten es ihm mit einer Anhänglichkeit, die immer wieder über den Groll des Tages siegte. Irgendetwas störte jeden einmal. Aber das vergaß man, und übrig blieb die Erinnerung an einen Regenten, der Arbeit schuf, der die Bürger gegen manche Bedrückung durch die Pfleger in Schutz nahm, der Feste gab, bei denen man sich recht erlustieren konnte, und mit offenen Händen Almosen um sich streute.

So war Salzburg in zwei Lager gespalten. Man liebte und man haßte den Erzbischof, und während die einen schon daran dachten, wer der Nachfolger auf seinem Thron sein sollte, sehnten die andern seine Genesung herbei. Er aber, um den der Streit ging, lag Tag um Tag in seinem hohen, kostbaren Bett und kämpfte einen schweren Kampf, bei dem er alle Kräfte seines Körpers aufbot. In der Residenz herrschte Totenstille. Die Höflinge, die Trabanten, die Knechte schlichen auf den Fußspitzen umher, das Reden wurde zum Flüstern. Wen kümmerte es, daß in Salzburg auch mancher andere jählings erkrankte, als wäre aus dem Himmel ein Blitz auf ihn niedergefahren? Man hatte diese Leute alle fortgeschafft und in das Seuchenspital gebracht, das in Mülln errichtet worden war. Da-

heimgelassen hatte man nur ihn. Das widerstritt zwar seinem Gebot. Denn er war es gewesen, der die Anordnung traf, daß alle Kranken sofort von den Gesunden zu sondern seien, damit sie nicht, siech und sterbend, zu einer neuen Quelle der Gefahr wurden. Man verfuhr in Salzburg streng und unerbittlich nach seiner Weisung, der sich niemand zu widersetzen wagte. Eine Ausnahme machte man nur mit ihm. Aber auch zu ihm hatten nur drei Menschen Zutritt. Salome war Tag und Nacht zugegen, und die Handreichungen, deren sie und der Kranke bedurften, wurden durch den treuen und unerschrockenen Kammerdiener Mattheus Janschitz getan. Ihm hätte es gleich gegolten, wenn ein Übel, das seinen Herrn fällte, auch ihn hinraffte. Zwar hatte er Weib und Kind, aber er nahm es auf sich, die Seinen tagelang, wochenlang nicht zu sehen. Hier, bei dem kranken Erzbischof, hatte er seinen Dienst zu tun, seine Pflicht zu erfüllen. Er fragte nicht, er überlegte nicht. Und so schied er für all die Zeit, da Wolf Dietrich krank war, aus der Gemeinschaft der Menschen, die ihn nur gefürchtet und geflohen hätten.

Mehrmals des Tages kam der Hofmedicus. Salome hing stets mit angstvollen Augen an seinem Gesicht, wenn er den Kranken untersuchte. Der Arzt fühlte den Puls, er behorchte das Herz, er zog die Brauen in die Höhe, was ihm ein skeptisches Aussehen gab, und schüttelte bedächtig das Haupt.

„Das Fieber rast“, sagte er. „Seit Tagen rast es so, es sinkt nicht; ein anderer, der einen minder mächtigen Körper als unser Herr hat, hielte diese Spannung gar nicht aus. Ich werde wieder kühlende Säfte mischen. Im übrigen können wir nur auf Gott und auf die unbeugsame Kraft des Erzbischofs hoffen.“

War der Arzt gegangen, dann saß Salome Stunde um Stunde allein am Lager Wolf Dietrichs und verfolgte das schwere Ringen dieses Mannes, der das Leben so selbstherrlich liebte, gegen den Tod. Sie sah ihren kleinen Hannibal nicht; sie sah auch keinen andern Menschen, und die Nonnen des strengsten Ordens konnten auf das Leben und seine Gemeinschaft nicht vollkommener verzichten, als sie es tat. Die Zeit sank hin, es wurde Morgen und Abend und wieder Morgen. Für die Nächte hatte sie sich in Wolf Dietrichs Zimmer ein Ruhelager aufschlagen lassen, auf dem sie kurze Stunden eines flüchtigen und oftmals gestörten Schlafes verbrachte. Denn immer wieder geschah es, daß sie jäh auffuhr, weil Wolf Dietrich stöhnte, bis dieses Stöhnen sich in Schreien, in einem wilden Toben befreite. Er raufte, indes er von seiner Umwelt nichts wußte und auch Salome nicht erkannte, mit Gott und der Welt. Alles, was ihn jemals bestürmt hatte, war wieder zur Stelle, Fragen, die ihn als Gesunden quälten, bedrängten ihn. Er ging sein ganzes Leben durch, Versunkenes stand auf, Rechenschaft, die er anderen verweigert hatte, gab er nun sich selbst.

Salome hörte es manchmal mit einem Schaudern. Sie bekreuzigte sich, als sie in einer Nacht durch sein hastiges, gepeitschtes Reden geweckt wurde, das die Stille des Raumes und des Hauses unheimlich füllte, und ihn von dem Münster reden hörte, gegen das man draußen unaufhörlich wütete. Man schonte an diesem Münster nichts. Die Reliquien der Heiligen, die es barg, hatte man, weil der Erzbischof es so wollte, einfach zusammengeworfen und in irgendeinen Winkel der Residenz geschafft, wo sich niemand mehr darum kümmerte. Die Grabplatten, die die Ruhestätten der früheren Erzbischöfe kennzeichneten und schmückten und an

denen große Künstler sich bewährt hatten, wurden geradeso zerschmettert wie irgendein gleichgültiger Quaderstein. Die Salzburger hatten das immer mit Staunen, mit Empörung, mit Angst gesehen. Sie waren in den Erzbischof gedrungen, er möchte dieses gotteslästerliche Werk einstellen. Er hatte sie verlacht, und vor allem hatte er die Sage, die fromme Legende verspottet, dieses Münster wäre vom Heiligen Virgilius, dem es geweiht war, selbst erbaut worden. Nun, in seinen Fieberphantasien, waren diese Mahner, diese Warner wieder da, er hörte sie auf sich einreden und er wehrte sie ab mit Worten, die er zu andern schon oft gesprochen, die aber Salome noch niemals vernommen, sodaß sie jetzt bei solchen frevelhaften Worten erblaßte und zurückwich.

„Virgilius — der heilige Virgilius, sagt ihr? ... Er, sagt ihr, hätte seinen Dom selber gebaut? Und das glaubt ihr? Hahaha!“ Hier lachte er so grell auf, daß Salome sich bekreuzigte, dann fuhr er krächzend, als wolle er flüsternd ein Geheimnis preisgeben, fort: „Der Heilige Virgilius, laßt euch sagen, hat das Münster nicht gebaut. Maurer haben es gebaut... hört ihr ... Maurer mit Kelle und Richtmaß und Kalk und Stein ... sonst niemand...“

Wenn jetzt, dachte Salome, indem sie in die Knie sank, als könnte sie Wolf Dietrich durch ein Gebet retten, wenn jetzt in diesem Augenblick Gott ihn zu sich rief, dann würde er mit einem Frevel auf den Lippen vor das Gericht hintreten. Und darum muß Gott ihn leben lassen. Er muß sühnen können, was er jetzt gesagt hat.

Ängstlich horchte sie auf die Atemzüge Wolf Dietrichs. Sie gingen stoßweise und rasselnd, aber sie rissen nicht ab. Das Leben kämpfte seinen Kampf weiter, es

erlosch nicht. Und da es nicht erlosch, stand immer wieder eine drängende Frage vor dem fiebergequälten, überwachen Gehirn des Kranken auf, die beantwortet sein wollte.

Mit einemmal war da ein Name, der ihn beschäftigte. Ein Name, der ihm schon manchesmal den Zugang in eine verschlossene und geheimnisvolle Welt eröffnet hatte. „Tycho de Brahe“, sagte er langsam vor sich hin, und dann verstummte er für eine Weile, als müßte er in seinen Träumen diesem Namen, diesem Manne, dem Astronomen des Kaisers, nachsinnen. „Tycho de Brahe“, wiederholte er dann, und nun sprach er stoßweise, bald gehetzt und jagend, daß man die Worte in ihrer Folge kaum zu erkennen vermochte, bald langsam und versickernd, als wäre er im Begriffe, über seinem Sinnen einzuschlafen. „Tycho de Brahe... wer ist klüger als er? Und wer ist mächtiger? Was gilt Purpur und Krone, wenn man nur Herr des Diesseitigen ist? Er ist König in einem jenseitigen Reich...“ Er verstummte, Salome glaubte, er wäre eingeschlafen. Sie beugte sich über ihn, fand aber, daß er die Augen offen hatte. Er blickte sie groß an, und sie meinte, er müßte sie erkennen. Er sah aber an ihr vorbei und durch sie hindurch, nichts Körperliches wurde ihm bewußt, er lebte nur in seinen Traumbildern. „Die Sterne...“, sagte er endlich wieder, „wer sie kennt, der kennt den Sinn des Lebens. Dem Tycho de Brahe hat er sich erschlossen. Er weiß, daß wir Puppen sind... Puppen, Puppen, Puppen...“ Er schien sich von der grauenvollen Vorstellung des Spieles, das das Schicksal mit dem Menschen treibt, nicht losreißen zu können. Sein Gesicht verzerrte sich, als litte er einen körperlichen Schmerz. Dann glätteten sich seine Züge wieder, und er dachte von neuem an die Ge-

stirne, deren Gesetze er zeitlebens zu erforschen versucht hatte. „Ohnmächtig auch der Mächtigste“, keuchte er. „Mein Horoskop sagt es. Es spricht von Glanz, von Macht, von Reichtum, von Ruhm... ach, Ruhm, wer gibt ihn? Die Menschen. Wer sind sie? Die Menschen, diese Menschen...“ Wieder erlosch er gleichsam, seine Stimme sank zusammen, seine Lippen bewegten sich, ohne Worte zu formen. Nie hatte das Fieber so in ihm gerast, und Salome konnte den Anblick kaum mehr ertragen. Sollte sie den treuen Mattheus Janschitz zum Medicus schicken, der sich jederzeit bereithielt? Sollte sie um Hilfe läuten in ihrer Verzweiflung? Aber da gewannen die Lippen Wolf Dietrichs wieder die Fähigkeit, Worte zu bilden, und wie gebannt lauschte sie: „Das Horoskop... es steht mein Sturz darin. Ich werde hoch steigen und desto tiefer stürzen. Ich werde fallen, wie noch wenige gefallen sind. Ich werde elender sein als meine elendesten Bürger. In meinem Leben wird kein anderer Sinn mehr sein als der, daß sich das Gesetz der Sterne an mir erfüllt.“

„Wolf Dietrich“, schrie sie auf, als könnte er sie hören. „Sprich nicht so! Es ist furchtbar.“

Aber er hörte sie nicht. Ihr Ruf drang nicht zu ihm, er hörte andere Rufe, andere Stimmen, eine andere Welt hatte sich ihm erschlossen. „Der Kaiser“, sagte er plötzlich ganz laut, „der Kaiser, der mein Herr ist, wird stürzen mit mir. Er steht höher als ich, aber auch ihm wird ein Ende bereitet werden. Und zur selben Zeit wie mir... wie mir... wird auch ihm die Stunde schlagen, wird sich auch seine Bahn vollenden, wird auch er am Ende sein...“

Nun fügte sie sich darein, daß sie Zeugin seiner furchtbaren Träume sein mußte. Diese Träume quäl-

ten ihn über alles Maß. Aber solange er phantasierte, solange sein Gehirn, wenngleich in Qual, arbeitete, lebte er, und solange er lebte, gehörte er ihr. Sie saß wieder still und in jener gefaßten Geduld, die sie nun seit Jahren übte, neben seinem Lager, hatte die Hände im Schoß verschränkt, betrachtete ihn, wie man ein armes, leidendes Kind ansieht, und horchte. Sie hörte ihn wieder reden: „Der Kaiser führt das Reich nicht recht... wäre ich Kaiser...“ In seine vom Fieber getrüben Augen schien plötzlich ein stolzer und selbstbewußter Glanz zu kommen: „Säß ich auf dem Thron... bei Gott, ich wollts anders machen. Ich wollte aufräumen mit den Reichsständen, wie ich meine Landstände und die Kapitulare zurückwies...“ Er lachte ein Lachen, das in solcher Stunde schrecklich klang. „Mich stört keiner mehr, wenn ich meinen Weg gehe. Den Kaiser stört man... alle stören ihn... und er ist schwach, daß jeder mit ihm spielen kann, wie er mag. Die Reichsstände, der Hofkriegsrat... wer sind sie? Wird der Kaiser der Türken Herr? Die Türken... sie sind die Pest, sie sind die Seuche, die uns überfällt...“ Hier schien er an eine Wende gekommen zu sein. Vielleicht wurde ihm in seinem Fieberrauch bewußt, daß ihn und sein Land eine andere Seuche näher bedrohte. Was konnten ihm die Türken gelten, die eine ferne und mehr geahnte als erkannte Gefahr bildeten? Er hatte die Türkensteuer erhoben, um dem Kaiser zu helfen. Er hatte in gesunden Tagen daran gedacht, selbst ein Salzburgerisches Fähnlein auszurüsten, und es ins Feld rücken zu lassen. Wäre es nach ihm gegangen, er hätte heute lieber als morgen den Ornat des Erzbischofs von sich gestreift, um das Lederhemd anzuziehen und sich an die Spitze der Truppe zu setzen, wie es dem Sohne des Hans Werner

von Raitenau gebührte. War er nicht unter dem Kaiser ein Reichsfürst wie irgendeiner? Aber dann hatte er sich doch seiner Grenzen besonnen und seine Gedanken waren andere Wege gegangen: sollte es so weit kommen, daß er wirklich sein Fähnlein marschieren ließ, dann würde es sein Bruder Hannibal befehligen, dem damit ein Wirkungskreis erschlossen wurde, wie er ihn brauchte. Denn in jenen Tagen, bevor ihn die Krankheit tallte und aufs Lager warf, hatte es immer wieder Ärgernis gegeben, weil er mit dem Wandel seiner Brüder unzufrieden war. Sie hingen ihm an der Tasche, sie saßen an seinem Tisch und stahlen dabei dem Herrgott die Zeit, ohne sich über die Zukunft die geringsten Sorgen zu machen. Er war immer wieder dreingefahren, und er war in seinem Zorn schrecklich anzusehen gewesen. Aber dieser Groll verrauchte, denn fanatisch war dieser Mann seinem Blut zugeschworen. Wer Raitenau hieß, dem konnte er auf die Dauer nicht zürnen. Das wußten die Brüder, und sie handelten danach.

Seine fiebrigen und hastenden Gedanken kehrten zu den Türken zurück: „Die Türken haben ein Heer, wie Gott es ihnen gab. Der Kaiser aber hat ein Heer, wie der Hofkriegsrat es ihm gab... man müßte... man müßte dem Kaiser sagen, daß sein Heer schlecht ist. Man müßte ihm Vorschläge schicken, Regeln, wie ein Heer zu gestalten, wie es zu führen und zu verwenden ist... ich könnte dem Kaiser Rat geben... ich will ihm Rat geben...“ Und dabei fuhr er auf, als wolle er sofort beginnen, ein Gutachten über notwendige Reformen des Reichsheeres niederzuschreiben. Sein Blick irrte umher, er suchte Papier, Federkiel und Tintensaft. Salome, die sich erhoben hatte, drückte ihn mit sanfter Gewalt in die Kissen zurück. Er sah sie

wieder an, und von neuem graute ihr vor diesem fern und inhaltslosen Blick, der sie nicht erkannte. Nach einer Weile begann er wieder zu reden: „Der Kaiser weiß nichts vom Heer, er weiß nichts vom Staat... er müßte den Macchiavell lesen. Ich werde ihm die Bucher des Macchiavell schicken. Der Macchiavell weiß, wie Fürsten aussehen müssen, und er weiß, wie ein Heer zu sein hat. Was der Kaiser nicht erkannte, hat er erkannt...“ Nun schwieg er lange. Eine Stunde vielleicht verging — oder waren es deren zwei? Er schloß die Augen, er schien zur Ruhe zu kommen. Salome strich ihm mit leisen Fingern über die Lider und sie dachte, ob dieses gemarterte Gehirn nun wohl für einige Zeit den Frieden gefunden hätte. Aber der Friede dauerte nicht lange. Denn durch all dieses Schweigen und durch die Träume, die sich dahinter verbargen, schien doch unaufhörlich eine Vision von Soldaten, von Kriegen, von Ruhm zu gehen. In seiner Krankheit hörte Wolf Dietrich auf, ein Mann des Glaubens, des heiligen Wortes und der frommen Tat zu sein, er war nur mehr der Sohn Hans Werners, er war der Sproß eines Geschlechts, das immer unter schmetternden Fanfaren geritten. Als Salome schon hoffte, er wäre in einen stillen und gelösten Schlaf gefallen, fuhr er plötzlich wild in die Höhe. Er schrie: „Mein Lederkoller bringt mir, mein Schwert schafft herbei, mein Roß schirrt mir an... hört ihr die Trompeten? Sie rufen mich schon! Ich muß fort! Haltet mich nicht!“ Wieder drückte sie ihn in die Kissen nieder. Er lag regungslos da, so regungslos, daß der Schreck in sie fuhr, diese Starrheit könnte ein Vorbote der letzten Starrheit, des Todes, sein. Sie warf sich vor ihm in die Knie, um ihr Ohr ganz nahe an seinen Mund zu bringen. Sie verharrte lange so, und sie

dachte nicht daran, daß sie nun das Gift, das in seinem Körper wütete, mit seinem Hauch in sich einsog. Sie horchte nur immer auf seine Atemzüge, die ihr die wunderbare Gewißheit brachten, daß er noch lebte. Er atmete kurz und stoßweise, mit rasselnden Geräuschen, dann schien seine Brust ganz zu ersterben, und wenn sie schon hinsinken zu müssen glaubte und meinte, das Ende wäre gekommen, dann hörte sie sein Herz noch immer klopfen und wieder strömte es leise über seine Lippen.

Er schlief, und allmählich merkte sie, wie eine bleierne Müdigkeit auch in ihre Glieder fiel. Wie lange wachte sie nun schon an seinem Lager? Die Stunden hatten sich gedehnt, die Tage hatten sich gereiht, sie wußte die Zeit nicht mehr, nie drang ja auch ein Gruß von draußen zu ihr herein. Sie hatte während dieser Krankenpflege Unmenschliches geleistet, ohne sich dessen bewußt zu werden, und sie hatte Fürchterliches erlebt. Nicht seine Phantasien, seine wirren Reden waren das Ärgste. Am tiefsten faßte sie das Grauen vor der Zukunft, sowie ihr bewußt wurde, daß er an einer Seuche litt, die bisher wenig Menschen geheilt in ein neues Leben entlassen hatte. Wenn er starb? Wenn sie ihn verlor? Was geschah dann mit ihr? Was war dann ihr Los?

Dieser Mann war für sie alleiniger Sinn und Inhalt ihres Daseins geworden. Sie kannte nur mehr ihn, sie hatte sich vollkommen auf ihn eingestellt, sie war einsam für ihn geworden, und das war ein Gebot, das aus ihrem Herzen kam. Da sie ihn liebte, kümmerte sie die Welt nicht mehr. Aber dieser Welt wäre sie wieder ausgeliefert, sie müßte zu ihr zurückkehren, wenn er von ihr schied. Bei solchen Gedanken war sie fast bereit, ihrem eigenen Körper zu fluchen, der so lange

schon die Gemeinschaft mit dem Kranken in der Stickluft dieses Zimmers ertrug, ohne selbst krank zu werden. Man erzählte schreckliche Dinge davon, wie gefährlich es war, mit einem, der von der Seuche befallen war, auch nur in Berührung zu kommen. Sie aber pflegte Wolf Dietrich, sie betreute ihn, sie tat ihm jeden Dienst und jede Handreichung und blieb gesund, indes er vielleicht starb. Wenn sie mit ihrem quälenden Sinnen so weit gekommen war, dann war nur mehr ein einziger großer Wunsch in ihr: daß das Gift aus ihm in sie überströmen möchte, damit sie mit ihm verginge.

Aber Wolf Dietrich starb nicht. Hatte er die Pest gehabt? Hatte er unter demselben Leiden gelitten, das in Salzburg so viele Menschen dahinraffte? Vielleicht waren nur die Symptome ähnliche gewesen und der Arzt, erschreckt und verwirrt durch das Wüten des grauen Gespenstes in der Stadt, hatte ihn für pestkrank gehalten. Vielleicht auch hatte seine mächtige Natur über den Tod triumphiert, wo andere sich besiegt erklären mußten. Der Tag kam jedenfalls, da der Medicus in ein Zimmer trat, worin ihm Salome mit Augen, in denen eine neue Hoffnung glühte, entgegenkam: „Er hat“, sprach sie, „heute nacht so tief und gut geschlafen wie schon lange nicht. Meint Ihr, daß die Kraft der Krankheit sich gebrochen hat?“

Der Medicus stand am Bett und neigte sich über den Erzbischof. Wolf Dietrich lag in einer stillen und guten Gelöstheit da, sein Atem ging ruhig und gleichmäßig, sein Gesicht hatte die Farbe zurückgewonnen, die es in gesunden Tagen besessen, und auf der Stirn standen ihm Schweißtropfen. Der Medicus horchte angespannt am Herzen, es ging gleichmäßig; er fühlte den Puls, dieser pochte im gewohnten Takt. Lächelnd

richtete er sich auf: „Hätte es eines Beweises bedurft, edle Frau, daß dieser Mann geläufiges Maß überragt, dann wäre er jetzt erbracht. Wo andere sterben, ohne daß man ihnen Hilfe bringen könnte, besiegte er den Tod und gewinnt aufs neue das Leben. Noch ist die Krankheit in ihm nicht ganz gebrochen. Aber es geht ihm besser, die Anzeichen dafür sind vorhanden, und wenn Gott seine Hilfe leiht, dann wird er genesen.“

Lieh Gott einem Mann seine Hilfe, der sein geweihtes Haus zertrümmerte und die Altäre darin schleifte? Aber vielleicht wußte Gott besser Bescheid um das Herz dieses Mannes, vielleicht nahm er den stolzen Willen, ihm einen neuen glänzenden Dom zu erbauen, für ein Opfer hin, das die Vernichtung des alten Münsters wert war. Das Maß, das dem Erzbischof für seinen Erdenwandel zugeteilt war, schien noch nicht erschöpft. Er sollte seinen Aufgaben, seinen Plänen, seinen kühnen Hoffnungen zurückgegeben werden. Und während immer wieder Salzburger aus verseuchten Häusern hinausgeschafft werden mußten in das Spital nach Mültn, läuteten es die Glocken über die bange und düstere Stadt hin: der Erzbischof ist genesen.

Salome war, als Wochen der Furcht durch die Gewißheit der Rettung abgeschlossen wurden, erschöpft zusammengebrochen. Sie hatte in dieser Zeit Allzuvieles ertragen müssen, nun war sie am Ende ihrer Kraft. Tagelang lag sie müde, mit geschlossenen Augen auf dem Ruhelager ihres Zimmers, hörte ein leises und unaufhörliches Pochen in ihren Schläfen, überdachte noch einmal das vergangene Grauen und fühlte beseligt, wie ein Druck wich, wie alles Dunkle sich löste, wie eine Gefahr vorbei war, der sie sich schon ausgeliefert geglaubt hatte. Wolf Dietrich war genesen, und damit war ihr aufs neue das Leben erschlossen, ein glück-

liches und stolzes Leben an der Seite dieses Starken, an dem sie sich aufrichtete, dieses Wilden, dem sie sich so willig beugte.

Er ritt indessen zum ersten Male durch die Stadt, die er so lange nicht mehr gesehen hatte. Die Bürger, die ihn erkannten, wurden fahl im Gesicht, als begegnete ihnen ein Gespenst. Daß er, gerade er einer der Wenigen, einer der Auserlesenen, einer der Lieblinge des Schicksals sein sollte, die vom Rande des Grabes zurückgerissen wurden, schien ein Wunder. Wenn sie jemals mit Ehrfurcht und Angst zu ihm aufgeschaut hatten, so taten sie es jetzt mit einer Scheu, die man Übersinnlichem entgegenbringt. War es noch möglich, sich gegen ihn aufzubäumen, im Herzen gegen ihn zu meutern, wenn Gott ihn so sichtbar schützte? Sie zogen ihre Kappen und Hüte tiefer, als sie dies ehemals getan, und es machte ihnen wenig aus, daß er auch heute, an diesem Tage, der ihn der Sonne, dem blühenden Leben und seinen Untertanen zurückgegeben hatte, unbewegt und wohl auch ein wenig hochmütig über sie hinwegblickte.

Er lenkte, indes zwei Waffenknechte hinter ihm herritten, sein Roß durch die engen Gassen, klapperte über die Salzachbrücke und gewann das jenseitige Ufer. Die Hitze, die in den Tagen seiner Erkrankung über der Welt gelegen, war gewichen, noch war es nicht Herbst, aber der Himmel schien heller und höher, von den Bergen wehte ein leichter Wind herüber, unter dem sich die Kronen der Bäume neigten, und mit jedem Atemzug meinte Wolf Dietrich das Glück dieses wunderbaren Tages in sich zu trinken. Er ritt die Gasse hinauf, die sacht bergan führte, und gelangte auf den Platz, den er seinem Baumeister Elia Castello zugewiesen hatte, um hier einen neuen Freithof zu schaf-

fen. Allerdings sollten nicht allzuvieler stillen Schläfer, die seit Jahren im Schatten des Münsters ruhten, hierher gebracht werden. Wer dort lag, ohne daß auf dieser Erde noch jemand lebte, der sich um ihn sorgte und bekümmerte, hatte das Recht auf seinen Platz in geweihter Erde verwirkt, und die Salzburger mußten ergrimmt zusehen, wie Wagen voll Knochen zur Salzach gekarrt und in das trübe, brausend dahinschießende Wasser geleert wurden. Der neue Freithof war somit den Menschen vorbehalten, die zur Zeit noch auf Erden wandelten. Ob Castello wohl mit seinem Werk schon begonnen hatte?

Der Erzbischof kam an, da trat ihm Castello entgegen, Arbeiter errichteten Mauern, zogen schön geschmiedete Geländer, höhlten Gruben aus, die mit kostbaren Platten bedeckt werden sollten. In der Mitte des großen Gevierts aber war ein runder Platz abgesteckt, und dort mischten Maurer den weißen Kalk mit Sand.

Wolf Dietrich lächelte: „Ihr seid fleißig, Castello?“

Der Italiener verneigte sich befangen. Es war ein eigentümliches Gefühl, an der Grabstätte des Mannes zu schaffen, der soeben erst von einer gefährlichen Krankheit auferstanden war. „Ihr befehlt es, Hochfürstliche Gnaden“, sagte er, „und ich bin Euch gehorsam wie immer.“

Der Erzbischof nickte. „Das ist Eures Amtes, Castello. Und es ist gut, daß der Freithof angelegt wird. Wer lebt, soll mit dem Tode vertraut sein. Auch wenn er gewillt ist, noch lange zu leben. Über all unserm Denken, Fürchten und Hoffen steht das Gesetz der Sterne. Dieses allein ist ewig.“

Sein Blick ging über den weiten Plan und über die Werkleute hin, die unter den Augen ihres Herrn doppelt eifrig an dieser Stätte des Friedens arbeiteten. Ein

leises Lächeln glitt über Wolf Dietrichs Gesicht. „Noch gehöre ich der Erde, Castello, noch scheint mir die Sonne, das Leben hat mich wieder. Ich werde das letzte Haus, das Ihr für mich baut, vorläufig nicht beziehen.“

Er hob die Peitsche an die Hutkrempe und wendete sein Pferd. Und dann gab er dem Tier die Fersen und sprengte, von den beiden Knechten gefolgt, dahin, er tobte in einem wilden Ritt der Ebene entgegen, die weithin von Bergen umstellt war und über der der Himmel schöner funkelte denn je.

Vierzehntes Kapitel

Bald nachdem in der Residenz ein Mensch dem Leben, das ihm fast schon entglitten gewesen, neu zurückgegeben worden war, entstand dort ein neues Leben. Die Geburt war schwer, allzuviel hatte Salome in den letzten Wochen ertragen müssen. Vielleicht auch hatte sie, da sie gesegneten Leibes war, doch einen Hauch des Giftes in sich getrunken, das in Wolf Dietrich wütete. Als man ihr das zweite Kind, das die Welt schauen durfte, darreichte, erschrak sie. Es war so klein und so dürftig, daß ihr Herz vor Mitleid still stand. Und es war ein Mädchen, obgleich Wolf Dietrich sich wieder einen Buben gewünscht und erhofft hatte.

Alles Glück dieser Stunde war nun von ihr genommen. Indes ihr Körper die selige Entspannung fühlte, gingen ihre Gedanken in einem wirren Kreislauf. Was würde der Vater sagen, wenn er dieses winzige Wesen sah? Würde er es lieben können, wie sie es jetzt schon liebte? Sie bangte dem Augenblick entgegen, da er hereintreten sollte, um Gewißheit zu empfangen. Und als sie dann wirklich seinen harten Schritt hörte, als die Tür sich öffnete und er vor ihr stand, blickte sie ängstlich zu ihm auf.

Er sah, daß sie sich wohlbefand, und lächelte ihr zu. „Es geht dir gut, Salome? Ich freue mich dessen. Und das Kind? Man hat mir noch nicht gesagt, was es ist. Aber es wird ein Bub sein, stärker noch als Hannibal.“

„Es ist ein Mädel“, sagte sie.

Er trat einen Schritt zurück, als hätte man ihn beleidigt. „Ein Mädchen?“ Dann aber, da er die Angst in Salomes Augen sah, maßigte er sich. Er vermochte es sogar, das Lächeln in sein Gesicht zurückzuzwingen. „Was von dir stammt“, sagte er, „soll willkommen sein.“

Die Freude strömte bei seinen Worten so sehr in sie ein, daß sie es wagte, ihm das Kind entgegenzuheben, das die verrunzelten kleinen roten Hände von sich streckte, als wolle es eine Gefahr abwehren. „Schau es an, Wolf Dietrich“, bat sie. „Es ist so lieb. Und es wird gewiß stärker werden, als es jetzt ist. Du sollst nicht vergessen, daß ich in der Zeit, da ich es unter dem Herzen trug, viel zu leiden hatte.“ Leiser setzte sie hinzu: „Um deinetwillen.“

Ihre Augen blieben forschend auf ihm haften. Sie sah, daß er den Blick nur flüchtig über das Kind hingleiten ließ, daß er es kaum betrachtete. „Es soll dir zur Freude sein“, sagte er. „Und du sollst bald wieder fest auf deinen Füßen stehen, Salome.“

Dies war alles. Sie horchte angespannt, es kam kein Wort mehr, kein Zuspruch, kein Trost in dieser ihrer schweren Stunde. Sie riß das Kind an sich, als müßte sie es nun doppelt beschützen und es als ihr alleiniges Eigentum an ihrem Herzen verwahren. Wolf Dietrich beugte sich nieder, seine Lippen senkten sich auf ihren Mund, in seinem Kuß war die Glut, die sie jedes Mal noch gespürt. Aber diese Glut, diese Liebe galt nur ihr, das Kind hatte daran nicht teil. Dann ging er mit raschen Schritten aus dem Zimmer. „Ich muß nun fort“, sagte er, „die Kapitulare und die Landstände rebellieren immer wieder gegen mich, weil ihre Macht nun mir gehört. Ich muß unter sie treten und Ordnung schaffen.“

Sie blieb allein mit dem Kinde.

Draußen war nun der Herbst gekommen, und nirgends kann er schöner sein als in Salzburg. Das Fenster war offen, die Luft wehte so lau herein, als wolle das Jahr in einem neuen Werden aufblühen, statt zu versinken. Der Himmel strömte nichts als Helligkeit nieder, noch rauschten in den Gärten die Bäume in dichtem Laub, aber schon war in das Grün viel welkendes Braun gemischt. Irgendwo hörte sie ihren kleinen Hannibal herumtollen, sie vernahm seine Stimme, gewiß verlangte er nach der Mutter, zu der man ihn heute nicht ließ. Wann immer er dem Vater in die Arme lief, zauberte er diesem ein frohes Leuchten ins Gesicht. Sie wußte, daß Wolf Dietrich seinen Buben über alles liebte. Warum konnte er seine kleine Tochter nicht lieben?

Sie dachte: diese Liebe wird kommen, wenn das Kind wächst, wenn es ihm vertrauter wird. Und mit dieser Hoffnung schlief sie müde ein, und diese Hoffnung nahm sie in die nächsten Tage hinüber. Ihre Kraft kehrte zurück, ihr starker Körper überwand die Wirkungen der Geburt schnell. Die Stunde kam, da sie zum erstenmal wieder mit Wolf Dietrich zu Tische saß, wie er es liebte, und ihm die Speisen auf den Teller schichtete und ihm zutrank. Er schien guter Laune, obwohl er von Sorgen zu berichten wußte.

„Die Bayern machen Schwierigkeiten“, sagte er, „mit jedem Tage mehr. Ich brauche Geld, und das Halleiner Salz soll mir dieses Geld schaffen. Sie aber laufen wegen der Verteuerung zum Kaiser und zum Papst und verklagen mich. Was gilt mir das? In diesem Lande herrsche ich und niemand wird mir dreinreden, auch des Kaisers Majestät und des Papstes Heiligkeit nicht. Auch bin ichs schon gewohnt, daß man mich verklagt.“

Er hob den Becher gegen Salome. „Mich freut nur, daß du wieder gesund bist und daß wir beide einander mehr noch gehören denn eh und je. Man muß das Leben fast verloren haben, um zu ermessen, was einem ein Mensch bedeuten kann. Und für mich gibt es auf dieser Welt nur einen Menschen, Salome, und das bist du.“

„Drei Menschen“, gab sie zurück. „Ich und meine Kinder.“

„Die Kinder“, wiederholte er nachdenklich und blickte vor sich hin, als mustere er in seinen Gedanken den Buben, dem er immer wieder kriegerisches Spielzeug schenkte, und das kleine Mädchen, das still hindämmernd in der Wiege die ersten Tage seines Lebens verschlief. „Der Bub ist richtig, obgleich er so stark und trotzig nicht ist, wie ich ihn haben möchte. Je nun, er wird tüchtiger werden, wenn er heranwächst. Das Mädel aber ...“

Sie blickte ängstlich zu ihm hinüber: „Das Mädel? Du kümmerst dich so wenig darum. Und es wird mit jedem Tage lieber.“

„Das Mädel“, fuhr er fort, „wollen wir, da Gott es uns schenkte, Gott weihen. Ich habe Vorsorge getroffen, daß es in das Stift Nonnberg kommt.“

Sie verfärbte sich, ihre Hände sanken schlaff herab: „Ins Kloster? Dieses Kindlein, das kaum geboren ist?“

„Dort ist es am besten aufgehoben. Die Abtissin ist dir verwandt, die Cordula Mundtenhaimerin. Sie wird das Kind gut pflegen und betreuen, sie wird dir und mir alle Sorgen abnehmen. Und ist das Kind einmal groß, dann mag es im Kloster bleiben und einen Wandel führen, wie er Gott gefällt.“

Sie sprang auf, in ihr blasses Gesicht schoß die helle Röte: „Mein Kind willst du von mir reißen? Mein

Kind soll nichts gelten, weil es kein Bub ist? Wenn du es nicht liebst, so liebe doch ich es. Es ist mein Fleisch und Blut, ich habe es geboren, und ich habe mich seiner gefreut. Das Kind bleibt bei mir, ich will es wachsen sehen, ich will sein erstes Wort hören, es soll bei mir Schutz finden, wie die Natur es gebietet.“

Auch er war aufgestanden, er trat zu ihr und ergriff ihre Hand. „Niemand denkt daran, dein Kind von dir zu reißen. Es gehört dir nicht minder, wenn es nicht daheim ist. Willst du es wachsen und lächeln sehen und die ersten Worte sprechen hören, dann kannst du in das Stift Nonnberg gehen, so oft du willst. Das Stift liegt ein paar Steinwürfe weit. Aber in unserm Hause ist nicht Platz für die Kleine. Wir sind beengt, der Neubau ist nicht fertig, das Schloß, das ich für dich bauen will, ist vorderhand nicht mehr als ein paar Pergamente mit Grundrissen und Zeichnungen. Auch wird mein Hof dich in Zukunft immer mehr fordern. Du bist die erste Frau in dieser Stadt und diesem Lande, Feste stehen uns bevor, Gesandtschaften sind uns angekündigt, du wirst an meiner Seite sein müssen, wenn es gilt, Gäste zu empfangen, ich werde dich brauchen mehr denn je. Auch um den kleinen Hannibal wirst du dich weniger kümmern können . . .“

Hier unterbrach sie ihn wild: „Hannibal ist immer bei mir, ich lasse ihn nicht aus den Augen.“

„Das galt bisher. Aber Hannibal soll ein Reiter und ein Krieger werden wie sein Großvater, er wird fürder mehr in der Gesellschaft von Männern aufwachsen müssen. Ich werde ihm Erzieher bestellen, die in ihm den rechten Mut und Trotz wecken, er soll so werden, wie ich selbst werden wollte und nicht durfte. Und wenn das Mädel im Stift Nonnberg ist, dann bist du wieder frei, Salome. Dann bist du nicht zu jeder

Stunde Mutter, die durch viele Pflichten gebunden, durch viele Sorgen abgelenkt wird, dann ist es wieder wie am ersten Tag, als wir einander entgegensanken und von nichts anderem wußten als von Liebe.“

Diese Worte ließen leuchtende Bilder aus der Vergangenheit vor ihr aufsteigen. Wie lange war das nun her? War es gestern? War eine Ewigkeit seit damals vergangen? Sie sah sich bei ihrem ersten Besuch in des Erzbischofs Gemächern, sie fühlte noch einmal bebend die Scham und das Glück der Stunde, da er sie zum ersten Mal auf seinen starken Armen emporhob, alles, was Liebe und Hingebung gewesen, lebte von neuem auf, und sie wußte, daß diese Tage, diese Monate, diese Jahre für immer unverloren waren. Aber sie dachte nicht minder an all die späteren: an die Mutterschaft, an das Bangen und Hoffen der Erwartung, an die Schmerzen des Gebärens, an erstes Lallen und erstes Lächeln, an die schöne Aufgabe, die ihr gestellt worden war, neues, junges Leben zu hegen, zu pflegen und zu erziehen. Beides war schön, beides war Gnade. Durfte man sie vor eine Wahl stellen?

„Ich will dir nicht minder als bisher ein gutes Weib sein, das dich liebt und dir ganz angehören will“, sagte sie. „Aber mein Kind laß mir, ich habe soviel Freude daran, es würde verkümmern unter fremden Menschen und ich mit ihm. Du kannst mir diese Bitte nicht abschlagen, Wolf Dietrich, ich habe bisher noch nicht allzu oft eine Bitte vor dir ausgesprochen.“

Sie wurden unterbrochen, der Trabant meldete den Domherrn Johann Jakob von Lamberg. Wolf Dietrich schätzte diesen Mann wegen seiner Klugheit, er liebte in ihm ein feuriges Temperament und eine gute Rasse. Hatte er Sorgen, dann besprach er sie manchmal mit ihm, und er bekam immer guten Zuspruch. Wollte

er freilich im Domkapitel einen Vertrauten haben, der ihm die Stimmung im Kollegium offenbarte und ihn über alle Reden, Beratungen und Entschlüsse auf dem laufenden hielt, dann hätte er einen Gewährsmann finden können, der ihm näherstand. Denn im Kapitel saß sein Vetter Marcus Sitticus, gleich ihm verwandt mit jenem erlauchten und prunkvollen Oheim Marcus Sitticus in Rom, ein Mann seines Blutes, seines Stammes, durch enge Bande an ihn geknüpft. Aber Marcus Sitticus war ehrgeizig wie er, und er neidete dem um wenig älteren Vetter Wolf Dietrich das hohe Amt, die Macht und Würde, den Glanz und die Regentschaft. Er stand zum Kapitel, und das Kapitel war nicht immer eines Sinnes und einer Meinung mit seinem Herrn.

Oftmals hatte Salome das erbitterte Wort des Erzbischofs gehört: „Das Kapitel wäre schwächer und ich wäre stärker, wenn dort nicht der Marcus Sitticus säße. Er verleugnet sein Blut, er ist sich nicht bewußt, wes Stammes er ist. Es regiert sich mit Fremden leichter als mit Verwandten.“

Lamberg war ein Fremder, aber er war ein Freund, ein bewährter Freund. Und darum hatte der Trabant den Namen des Besuchers kaum ausgesprochen, als Wolf Dietrich, froh, ein arges Gespräch unterbrochen zu sehen, auf die Tür zuschritt und diese in herzlicher Einladung aufstieß: „Tretet ein, Lamberg“, rief er. „Ihr seid willkommen, und die Dame Salome Alt freut sich gleichfalls, Euch zu sehen.“

„Die Dame ist hier?“ fragte Lamberg befangen; er war es gewohnt, mit dem Erzbischof allein zu sein, beim Gespräch zwischen Männern war Salome sonst nie zugegen. „Mich dünkt, ich habe gestört? Verzeiht, Hochfürstliche Gnaden. Ich komme ein andermal.“

„Bleibt hier“, sagte Wolf Dietrich aufgeräumt. „Noch ist Wein im Krug, den wollen wir mitsammen austrinken. Und wer ein Freund des Mannes ist, der ist auch ein Freund der Frau. Salome wird Euch den Wein selbst kredenzen, paßt auf, um wieviel besser er Euch dann schmeckt!“

Lamberg war ein Weltmann im Priesterkleid. Er verneigte sich vor Salome und sagte: „Es tut mir leid, edle Frau, daß ich hier einbreche und eine stille Stunde störe. Wenn Ihr befiehlt, so will ich gern meinen Besuch verschieben.“

Aber der Erzbischof kam schon mit einem gefüllten Becher daher, den er Salome gab: „Magst du ihn Lamberg kredenzen?“

Lamberg empfing den Becher mit einer leichten Neigung und trank einen Schluck. Dann sah er Salome aus klugen und etwas herrischen Augen aufmerksam an: „Ich bin Euch lange nicht begegnet, edle Frau. Ist es Euch immer gut ergangen?“

Ihr Aussehen gab ihm deutliche Antwort. Die Sorge, in die sie eben gestürzt worden war, stand noch auf ihrem Gesicht geschrieben, in ihren Augen lauerte eine Angst, ihre Wangen waren blaß. Lamberg hatte zu dieser schönen Frau immer bewundernd aufgeschaut, es gab in Salzburg keine, die sich mit ihr vergleichen durfte, und wenn sie auch nur aus einem Bürgerhause stammte, so war sie nicht minder adelig als die Herrinnen der Schlösser im Lande. Die Veränderung in ihrem Wesen entging ihm nicht. Und er wunderte sich keineswegs, als sie auf seine Worte nur kurz erwiderte. „Es geht mir gut, Hochwürden, und ich freue mich, Euch zu sehen. Aber Ihr dürft mir nicht zürnen, wenn ich den Erzbischof und Euch verlassen muß. Mich ruft meine Pflicht.“

In Wolf Dietrichs Stirn grub sich eine Falte, doch sie achtete es nicht. Sie ging mit Schritten, die müde wirkten, durch das Zimmer und ließ die Tür hinter sich zufallen. Wolf Dietrich blickte ihr lange nach, ohne daß er ein Wort gesprochen hätte. Lamberg war es, der das Schweigen brach: „Frau Salome ist nicht wohl? Sie erschien mir blässer als sonst.“

„Weibersachen“, sagte Wolf Dietrich. „Obwohl Ihr ein Priester seid, werdet auch Ihr die Frauen so weit kennen.“

Lamberg neigte sich, und man wußte nicht, ob diese Geste nur der Höflichkeit entsprang, oder ob sie eine Zustimmung bedeuten sollte. Dann trank er neuerdings aus seinem Becher und blickte über den funkelnden Rand hinweg den Erzbischof aufmerksam an: „Ich komme aus der Sitzung des Domkapitels.“

Wolf Dietrich fuhr auf: „Was kümmert mich das Kapitel? Die Zeiten sind vorbei, wo dort jeder meinte, das Wohl und Wehe der Bürger und Bauern hänge nur von seiner Meinung und seinem Rat ab. Die Domherren mögen Priester sein und sich um die Seelen der Gläubigen kümmern. Brauche ich sie einmal, dann werde ich sie zu finden wissen.“

„Wollt Ihr nicht erfahren, Hochfürstliche Gnaden, was die Domherren sprechen?“

„Ich kann mirs denken, Lamberg. Wenn ich fern von ihnen bin, dann rebellieren sie. Dann bläht sich jeder und maßt sich an, auch er wäre berufen, dieses Land zu regieren, und nur ich wäre ihm hinderlich. Jeder weiß Mittel, um alles besser zu machen, jeder weiß die Wege, die man gehen muß, um zum Licht zu gelangen. Ists nicht so, Lamberg?“

Lamberg lächelte fein: „Ihr wart selbst lange genug Domherr, Ihr saßet im Kapitel, Ihr wißt, wie es in

solch einem Kollegium zugeht. Aber Ihr wart als Kapitular still, Ihr wart keiner von den Lauten, von den Rebellierenden, ich erinnere mich dessen. Die Rebellierenden aber . . .“

„Sind viele, sind alle“, lachte Wolf Dietrich. Auch er griff nach seinem Becher und schüttete einen großen Schluck in sich hinein. Er stand breit, mit gespreizten Beinen da, immer noch hatte er den Kopf eines trotzigten Jünglings, aber dieser Kopf saß auf dem mächtigen Körper eines starken Mannes, dem auch die Krankheit nichts anzuhaben vermochte. „Was schiert es mich, Lamberg? Mögen sie schreien, mögen sie kläffen. Ich habe mich bisher noch jedes Gegners erwehrt. Ich raufe mich mit dem Kaiser und dem Papst herum. Da sollte ich ein paar Kapitulare fürchten?“

„Wer spricht von Furcht“, warf Lamberg gelassen ein. „Man braucht jemand noch nicht zu fürchten, um doch gern zu wissen, wie er aussieht. Und das Kapitel, Hochfürstliche Gnaden, ist Euer Freund eben nicht.“

„Ihr vergeßt“, sagte Wolf Dietrich mit einer Herzlichkeit im Ton, die Lamberg erröten machte, „daß in diesem Konzilium doch ein Freund von mir sitzt. Der Freund seid Ihr.“

„Wohl, Hochfürstliche Gnaden, ich darf mich Euren Freund nennen, und ich bin glücklich, daß Ihr selbst mich so nennt. Aber Ihr findet dort nicht viele meiner Art. Und wenn sich die Meinungen teilen, wenn alles gleich zu gleich steht und ein einziger die Entscheidung bringen sollte, dann ist sicher einer da, der sich zu Euren Widersachern schlägt, daß diese die Oberhand gewinnen.“

„Ich weiß, wen Ihr meint, Lamberg.“ Wieder trank Wolf Dietrich einen Schluck, dann stellte er den Becher auf den Tisch, und er hielt das Metall dabei so

fest in seine Faust geklammert, als wolle er einen zapfelnden Menschen zerdrücken. „Ihr sprecht von meinem Vetter Marcus Sitticus. Was weiter? Soll ich mich seiner wegen sorgen? Wer ist er? Laßt Euch sagen, Lamberg, er neidet mir meine Macht, er ist der Meinung, daß, wenn schon ein Mann unseres Stammes auf einen Thron gelangen durfte, der Rang ihm und nicht mir gebührt. Er möchte herrschen über mich hinweg, ich soll sein Spielzeug, seine Puppe sein. Aber gerade er müßte wissen, daß Menschen unseres Blutes hart sind und daß sie mit sich niemals spielen ließen. Ich kenne den Marcus Sitticus. Also wozu die Warnung? Neid macht nicht stark, Mißgunst verleiht keine Macht.“

„Marcus Sitticus“, setzte Lamberg fort, „hat sich heute in bewegten Worten darüber beklagt, daß man dem Kapitel alle Rechte, alle Befugnisse genommen hat. Er hat Protest dawider erhoben, daß ein Zustand geändert wurde, der verbrieft und besiegelt war seit eh und je. Er hat erklärt, daß das Domkapitel, wenn es an Entscheidungen nicht mehr teilnehmen kann, lächerlich wird in den Augen aller Bürger . . .“

„Wird es lächerlich, so sind die Kapitulare selber dran schuld. Und sind sie schuld, dann mögen die Leute nur herzlich über sie lachen.“

Lamberg hob die Stimme: „Es gibt“, sprach er, „im Kapitel Leute, die mit dem Bayernherzog korrespondieren, die Briefe an ihn senden, um ihm zu zeigen, wie sehr sie eines Sinnes mit ihm sind.“

Wolf Dietrich blickte Lamberg eine Weile groß und erstaunt an. Diesen Worten hatte er fürs erste nur ein beängstigendes Schweigen entgegenzusetzen. Dann sagte er leise und langsam, und in seinen Augen flammte etwas auf, was seinen Gegnern nichts Gutes verhieß: „In meiner Residenz hier sitzt der Elia Ca-

tello, der italienische Baumeister. Er wird in meinem Auftrag für die Domkapitulare ein neues Haus bauen. Ich selbst habe ihm den Auftrag dazu erteilt. Ich selbst habe mit ihm alles besprochen und beraten, damit das Kapitelhaus so prunkvoll und behaglich wird, als man sich nur wünschen kann. Ich selbst habe angeordnet, daß am Hause die Wappen aller Kapitulare angebracht werden, um diesen die gebührende Ehre zu erweisen. Ich achte das Kapitel als das, was es ist. Aber ich würde dreinfahren wie das Jüngste Gericht, wenn einer ungehorsam sein und mich verraten sollte. Tagt das Kapitel wieder, dann, Lamberg, steht auf und sagt das den Kapitularen. Sagt ihnen, daß Bayern wider mich ist, und wer wider mich auftritt, der beleidigt und trifft dieses Land und jeden seiner Bürger. Sagt diesen Unzufriedenen, daß der Bayernherzog bei Kaiser und Papst gegen den gewählten Herrn Salzburgs Klage erhebt; daß man mich bezichtigt, ich führe einen Lebenswandel, der eines Priesters nicht würdig sei; daß der Kaiser sich der Briefe, der Beschwerden nicht mehr erwehren kann, worin der Bayernherzog gegen uns Sturm läuft, weil wir leben und unseren Staatshaushalt in Ordnung halten und deshalb das Salz, den Reichtum dieses Landes, so gut verkaufen müssen als wirs können; daß er uns wegen der Propstei in Berchtesgaden Schwierigkeiten macht, ja, daß er zu jeder Stunde nur darauf sinnt, uns zu befehlen und zu verfolgen. Der ist ein schlechter Salzburger, der es mit den Bayern hält. Die Domkapitulare aber sind Salzburger, und waren sie ursprünglich nicht, dann sind sie welche geworden. Das alles, Lamberg, sagt den Domherren. Und Ihr könnt hinzufügen, daß meine Langmut einmal ein Ende haben könnte, und daß ich dann die herauszufinden wüßte, die wider mein Gebot handeln.“

Lamberg ließ diesen Wortsturm über sich ergehen, und er fühlte, wie furchtbar dieser Mann werden konnte, wenn er als Richter auftrat. Wolf Dietrich füllte sich den Becher von neuem und tat einen tiefen Zug. Der Wein schien ihn zu beruhigen, er vermochte wieder zu lächeln, die Wolken wichen von seiner Stirn. „Nun ist das vorbei, Lamberg“, sagte er. „Man soll das Kapitel nicht so wichtig nehmen. Und was sonst? Habt Ihr noch etwas zu melden?“

„Nichts von Bedeutung mehr, Hochfürstliche Gnaden, aber da Ihr wissen sollt, wie die Stimmung im Kapitel ist — und im Kapitel sitzen die Wichtigsten, die Maßgebenden Eurer Untertanen —, so sollt Ihr dies noch wissen: daß Euer Vetter Marcus Sitticus heute sagte, die Entrechtung des Kapitels ginge wider unser aller Ehre. Und wer Ehre im Leib hätte, der könnte einen Zustand nicht tragen, der ihn zum Knecht entwürdigt, indes er Herr sein soll.“

„Wer sagt das, Lamberg? Marcus Sitticus? Er, der so früh zu Amt und Würde gelangte, weil er in mein Kapitel kam?“

„Der Hofdechant Thun . . .“

Wolf Dietrich machte eine weite Handbewegung: „Laßt die Toten ruhn, Lamberg.“

„Er ist so lange noch nicht tot, daß er nicht doch mit seinem Geist, mit seinem Schicksal in den Sitzungen des Kapitels gegenwärtig wäre. Und deshalb sprach heute Marcus Sitticus: der Hofdechant Thun hätte sich entleibt, weil er die Demütigung des Kapitels nicht länger ertragen konnte.“

Wolf Dietrich antwortete nicht gleich, er sah den Hofdechant vor sich in der letzten Zeit seines Lebens, da er so verfiel, daß sein Kopf sich von einem Totenschädel kaum mehr unterschied. Das Geheimnis dieses

versunkenen Lebens, dieses Toten, der seine Rätsel mit sich ins Grab genommen hatte, ergriff ihn. „Man sollte den Dechant in Ruhe lassen“, wiederholte er mit einer Milde, die Lamberg überraschte. „Keiner weiß, warum er in den Tod ging. Mir war er ein treuer Diener und Freund, treuer, als irgendjemand anderer. Seiner Seele wollen wir den Frieden gönnen. Und wenn heute jemand aufsteht und von ihm Märchen und Legenden erzählt, dann — Lamberg, sagt das dem Marcus Sitticus und allen andern — dann hat er es mit mir zu tun. Der Thun, als kluger Kopf, konnte am Kapitel nicht so hängen wie irgendein anderer. Er wußte zu wägen und zu werten, ihm blieb nicht verborgen, daß ein Hofrat seine Bedeutung verliert, wo der Fürst des Rates nicht bedarf. Und daß ich keinen Rat brauche, das weiß das ganze Volk, also sollte es auch das Kapitel wissen.“

Die Stimmung Wolf Dietrichs hatte sich verbittert, er konnte sich von trüben Gedanken nicht mehr befreien. Lamberg merkte dies, er brach seinen Aufenthalt ab. Als er allein geblieben war, ging der Erzbischof mit langen, unruhigen Schritten im Zimmer auf und nieder. Es war nicht gut gewesen, daß man in ihm die Erinnerung an den Hofdechant Thun beschworen hatte. Wieviele Nächte, wieviele Tage hatte es schon gegeben, da der Dechant wieder vor ihn hintrat, schweigend, eine stumme Frage in den Augen? In solchen Stunden kam dem Erzbischof eine Ahnung, warum Thun den Tod gesucht und gefunden. Seine Trauung mit Salome fiel ihm ein, diese seltsame Fürstenhochzeit, die kein Mensch hätte verstehen können, am allerwenigsten der Priester, der den Segen sprach. Und Salome? Was hatte sie gefühlt, was für Eindrücke hatte die Zeremonie, durch die ihre Ehe besiegelt werden sollte, in ihr hinterlassen? Sie hatte nie

mehr davon gesprochen. Nichts hatte sich, wenn man es genau nahm, im Vergleich zu dem Zustand, der vorher geherrscht, gewandelt. Sie saß in ihren Gemächern, sie spielte mit ihren Kindern, sie hatte an Wolf Dietrich und an das Leben keine Frage mehr. Sie hatte sich in ein Schicksal gefunden, das sie auf einen kleinen Kreis beschränkte. Seit ihr Vater gestorben war, schien ein tieferer Friede über sie gekommen, volle Klarheit war ihr gegeben, sie ging nun ihren Weg gelassen und blickte nicht mehr rechts oder links. Es mußte ein Tag kommen wie dieser heutige, da Wolf Dietrich ihrem Herzen eine Wunde schlug, daß sie aus dem Gleichgewicht geworfen und in einen Strudel von Angst, von Trotz, von Leidenschaft gestürzt wurde.

Wolf Dietrich wollte zu seiner Arbeit zurückkehren, aber als er an seinem Schreibtisch saß, gingen seine Blicke über die Papiere und Akten hinweg in die Weite, sie schienen Mauern zu durchdringen. Was tat Salome jetzt? Ob sie litt? Und ob er ihr helfen konnte? Aber mit einem leisen Straffen seines Körpers deutete er an, daß er gewillt war, jede weiche Regung zu ersticken. Sein Entschluß war gefaßt, sein Wille war unumstößlich. Dieses Kind, dieses Mädchen, das er nicht erwartet, mußte aus dem Hause. Wenn ein Knabe neben einer Schwester aufwuchs, wurde er durch diese in seiner Bubenart geschwächt, sein Spiel verlor die Wildheit, sein Herz die Kraft, sein Sinn die Härte. Hannibal aber mußte ein Mann werden, wie der Vater sich ihn erträumte. Und damit er es wurde, sollte er jedem weiblichen Einfluß entzogen werden. Auch die Mutter würde ihn bald nicht mehr zu jeder Stunde bei sich haben, Erzieher mußten ihn übernehmen, energische und zuchtvolle Bildner, die seine Anlagen zu ent-

wickeln verstanden. Das war notwendig, auch wenn Salome dadurch getroffen wurde. Denn sie, das wußte der Erzbischof, würde darunter leiden. Konnte er, durfte er ihr helfen?

Wer konnte ihr in dieser Stunde überhaupt helfen? Denn zur selben Zeit, da Wolf Dietrich an sie dachte, war sie in ihrem Zimmer bei den Kindern. Der Bub trollte sich mit seinem Spielzeug über den Boden hin und brauchte sie nicht. Das kleine Mädchen aber lag wach in seiner Wiege und lächelte ihr entgegen. Sie hob es heraus und drückte es an ihre Brust. „Man will dich von mir wegnehmen“, sagte sie, „was wird dann aus dir? Und was wird aus mir?“

Ein leises Hüsteln ließ sie herumfahren, sie sah sich dem Kammerdiener Mattheus Janschitz gegenüber, der, das unbewegte Gesicht von weißen Haaren und einem weißen Bart umrahmt, inmitten des Zimmers stand. „Es ist die Zeit“, sprach er, „da ich sonst mit Hannibal im Garten spazieren gehe.“

Sie fuhr auf: „Laß ihn heute bei mir, Mattheus, laß alle meine Kinder bei mir.“

„Niemand will sie Euch nehmen, edle Frau“, erwiderte er erstaunt. „Ich wollte nur tun, was meines Amtes ist.“

In plötzlichem Vertrauen trat sie zu ihm und legte ihm eine Hand auf die Schulter, indes sie im andern Arm immer noch das Kind hielt. „Zürne mir nicht, Mattheus, ich weiß, du meinst es gut. Wenn es doch alle so gut meinten.“

„Jeder, der Euch kennt, liebt Euch, edle Frau.“

„Und wer kennt mich? Wer weiß, wie es in mir aussieht?“ Da sie dies sprach, stürzten ihr die Tränen aus den Augen. Er erschrak und stammelte hilflos: „Was ist Euch? Kann ich Euch mit irgendetwas helfen?“

Sie mühte sich, unter ihren Tränen zu lächeln. „Es ist nichts, Mattheus. Es wird mir nur manchmal so schwer ums Herz, und dann meine ich, daß mir nichts so nötig wäre wie ein Freund. Du bist einer, ich weiß es, und ich dank es dir. Du bist treu und hast nie verlangt, daß man dir dies lohnt. Und mir ist, als sollte eines Menschen Weg ruhiger und sicherer verlaufen, wenn du darüber wachst. Ich habe eine Bitte an dich, Mattheus.“

„Ihr sollt nicht bitten, sondern befehlen. Ich will Euch gehorchen.“

„Nicht so, Mattheus, nicht so. Denn diesmal sollst du mir nicht einen Dienst tun, wie man ihn von einem Diener erwartet. Ich will mehr: du mußt mir dies Kind, das noch keinen Namen hat, über die Taufe halten.“

„Ich?“ Er sah sie erstaunt an. „Dazu, edle Frau, bin ich zu minder. Ich bin niedrigen Standes.“

„Du bist es nicht, Mattheus, niemand weiß das besser als ich. Und da ich dich drum bat, willst du mirs abschlagen?“

„Nie dürfte und könnte ich das“, stammelte er verwirrt. „Aber Ihr wißt nicht, welche Ehre Ihr mir erweist.“

Plötzlich wurde ihr leichter, als hätte dieses Kind einen neuen Vater erhalten, der es nicht verstoßen würde. Sie blickte auf das kleine Menschenbündel in ihrem Arm nieder, die Augen in diesem runden Gesicht lächelten noch immer. Da vermochte auch sie in aufsteigendem Trost wieder zu lächeln und die Tränen trübten dabei ihren Blick nicht mehr.

„Ich danke dir, Mattheus“, sagte sie. „Und hoffe mit mir, daß es diesem Kinde gut ergehen möge auf Erden.“

ZWEITES BUCH

Erstes Kapitel

Salome stieg die breite Treppe hinunter, im Flur schlug ihr kühle Dämmerung entgegen, dann schritt sie hinaus in das volle Sommerlicht des Gartens. Vor ihr dehnten sich Blumenbeete, an denen die Gärtner ihre höchste Kunst erprobt hatten, Rasenflächen säumten einen kleinen Weiher mit totem, spiegelndem Wasser, auf dem Blattpflanzen schwammen. Alte Bäume, die ehemals hier wild gewachsen waren, hatte man stehen lassen, man hatte sie nur zu einer Allee gebändigt und alles Überflüssige ausgeholzt. Durch die dichten Kronen sickerte das Licht herab und blieb in gelben Kringeln auf dem Kies des Bodens liegen. Trat man aus der Allee auf den freien Plan des Gartens, dann sah man den Berg vor sich, auf dem grau und wuchtig die Hohensalzburg ihre Mauern reckte und ihre klobigen Türme zum Himmel hob. Die Festung schien so nah und doch war sie für Salome so weit entrückt wie alles, was ihr früheres Leben betraf. Denn seit sie damals, ein Bürgermädchen wie so viele und nur für Stunden aus dem Schutz ihres Hauses entlassen, mitunter zu Christoph Weiß in die Riedenburg gewandert war, hatte sie den Mönchsberg nicht mehr erstiegen.

Dieser Sommertag war schön in seiner vollen, üppigen Reife. Es war ein Tag, dazu geschaffen, eine Ernte einzubringen, und in der Tat war heute dem Erzbischof eine Ernte herangereift, ein Traum war ihm

in Erfüllung gegangen. Er folgte Salome, nun stand er neben ihr. „Wie gefällt dir dein neues Haus?“ fragte er, „ist es nicht schöner als deine lichtlosen Zimmer in der Residenz?“

„Es ist schön“, erwiderte sie und wandte sich, um das Haus zu betrachten. Breit stand es da, den Park mit seiner Front fast zur Gänze abschließend. In zierlichen Maßen war es gefügt, dennoch sah man ihm nicht an, welchen Prunk es barg, wie sehr erfinderische Köpfe sich bemüht hatten, alles aufs vollkommenste einzurichten. „Es ist schön“, wiederholte sie. „Aber ich möchte mein früheres Heim nicht schmähen. Ich habe dort manche bittere Stunde verlebt, wie sie keinem Menschen erspart bleibt, doch das Glück, das ich in meinen Zimmern genoß, war oft nicht mehr von irdischem Maß.“

Wolf Dietrich lächelte. „Du sprichst das alles so hübsch aus, wie nur irgendein italienischer Dichter es könnte“, sagte er. „Unsre Dichter hier heroben haben zu schwere Zungen. Deshalb weiß ich auch nicht, was wir mit unserm Theater anfangen sollen. Es wäre entweiht, wenn darauf nicht Worte voll Wohllaut und Glut gesprochen würden.“

Er ging ihr voraus, er führte sie den Garten entlang und zeigte ihr dieses Theaterchen, das sein Stolz war. Es lag ganz offen da, der Himmel bildete seine Decke, und das Parkett, auf das man Stühle und Bänke stellen mußte, war der Boden aus Sand und Stein. Aber abgegrenzt gegen den übrigen Garten, tat sich das holde Wunder auf: eine Bühne, etwas gehoben, umsäumt von Kulissen, die aus dichten Hecken herausgeschnitten waren. Wer solches ersann und schuf, der mußte aus dem Süden kommen und den Süden noch im Herzen tragen, er mußte sich der Nächte erinnern,

da die Schwüle des Tages sich milderte und man unter einem hohen, dunklen, ungeheuer ausgestirnten Himmel saß und Musik auf sich einströmen ließ.

„Du mußt dir dies vorstellen, Salome“, sagte der Erzbischof, „du mußt dir denken, daß du hier in der Nacht vor der Bühne sitzt, indes ringsum Fackeln brennen, und daß aus diesen Kulissen Nymphen herausflattern wie die Schmetterlinge und Satyrn hervorpoltern mit ihrem Bocksgehörn. Nichts geht über solches Spiel in der Nacht. Du sollst es bald erleben.“

Sie betrachtete ihn lächelnd, denn sein Gesicht glühte, indes er sprach, in stolzer Erregung, man merkte ihm die Freude an, daß er sich dies alles ausgedacht und daß er es nun in der Vollendung zeigen konnte. Er stand vor ihr, verjüngt durch diese Stunde, in der ihm ein Wunsch in Erfüllung gegangen war, und wieder erschien er ihr als der große und ungebärdige, als der stürmische und leidenschaftliche Knabe, als den sie ihn ehemals so oft gesehen.

In Wahrheit war er dicker geworden, sein Körper ruhte schwer und wuchtig auf den Beinen. Das Gesicht hatte sich nicht allzu viel verändert, nur hatten Zeit und Schicksal es kantiger gemacht, sie hatten die Linien darin schärfer herausgearbeitet, die Furchen um Mund und Augen tiefer gezogen. An den Schläfen begannen seine Haare zu ergrauen, und auch sonst sah man immer wieder weiße Strähne. War dies noch der junge Kavalier, der, den spanischen Federhut auf dem Kopf und den Raufdegen an der Seite, in früheren Jahren, als er noch die Sorglosigkeit des Lebens im Domkapitel genoß, die hübschen Salzburgerinnen auf der Straße verfolgte und auf den Bällen des Karnevals zum Tanz aufforderte? Es war mit ihm eine Wandlung geschehen, aber Salome hatte dies niemals wahrge-

kommen, weil sie an seiner Seite schritt und die lang-
men Übergänge der Veränderung übersah. Nun erst,
als sie im vollen Licht dieses Sommertages den Blick
über sein erhitztes und erregtes Gesicht hingeleiten
ließ, wurde sie sich bewußt, wie sehr er gealtert war.
Hier stand er als der Fürst, der er nun schon so viele
Jahre sein durfte, als der Herrische, der an das Leben
keine Bitten, sondern nur Forderungen hatte und sich
seine Erfüllungen holte, wenn sie ihm nicht von selbst
zufielen. Eine dieser Erfüllungen war dieses Schloß, das
nun endlich fertig geworden. Der letzte Maurer hatte
es verlassen, kein Zimmermann, kein Tischler, kein
Schlosser oder Schlosser hatte noch etwas darin zu suchen.
Und da Salome es zum ersten Mal betrat, da sie zum
ersten Mal durch seinen Park hinschritt, stand alles so
vollendet vor ihr, wie sich ein Märchenschloß einem
undergläubigen Kinde zeigt.

Sie nickte: „Das Schloß ist schön“, sagte sie, „und
vor diesem kleinen Theater wollen wir Feste feiern,
wie sie nach deinem Sinne sind.“

„Nach deinem Sinn, Salome, nicht nach meinem.
Wenn dies ist nun alles dir zu eigen, dir allein, das
Schloß hat nur eine Herrin und keinen Herrn. Es
wird auch deinen Namen tragen. Man nennt es
Salomina und soll es immer so nennen.“

Sie konnte es nicht hindern, daß in dieser Stunde,
da sie eine glückliche sein sollte, ihre Gedanken in die
Vergangenheit zurückgingen. Sie sah sich einem jun-
gen, schwarzlockigen Menschen gegenüber, der neben
ihr saß und sie mit glühenden Blicken verschlang. „Ca-
ello“, sagte sie leise vor sich hin, aber der Erzbischof
hörte den Namen doch. „Er liebte mich — ich habe
dir nie gesagt. Er verging neben mir in Leidenschaft
und Glut, er machte Gedichte auf mich und verachtete

seine Kunst, weil man mit ihr einer Frau nicht so huldigen kann wie mit einem Sonett. Nun ist er tot — was ist von ihm geblieben und von seiner Jugend, die nur an die Liebe und an die Frauen dachte?“

Wolf Dietrich lächelte: „Glauben die Frauen wirklich, daß die Männer es nicht merken, wenn sie von andern geliebt werden? Dieser Castello trug seine Gefühle zu offen auf den Lippen, seine Gedanken brannten aus seinen Augen. Die Italiener sind so. Keine schöne Frau ist vor ihrer Sehnsucht sicher.“

Sie sah ihn erstaunt an: „Und du hast ihm nicht gezürnt?“

Er machte eine kleine Bewegung, die wegwerfend sein sollte, aber unendlich stolz wirkte. „Ich kann niemandem zürnen, der meinen Geschmack so sehr bestätigt. Wer eine schöne Frau erwählt, muß es leiden, daß auch andere ihr huldigen. Ein Schwacher mag Angst empfinden um seinen Besitz. Wer aber seiner selbst sicher ist, der bangt nicht darum, daß ein Blick aus fremdem Aug, ein Wort aus fremdem Mund ihm seine Liebe zerstören könnte.“

„So sicher bist du deiner und meiner?“ sagte sie mit rätselhaftem Ton. „Aber der junge Castello ging zugrunde in der Kälte dieses Landes. Vielleicht war seine Liebe zu mir das einzige, was sein Herz mit Wärme erfüllte.“

„Ich bin deiner sicher und war es immer, weil das Schicksal uns zusammengeworfen hat als zwei Menschen, die untergehen mußten, wenn sie einander nicht hätten. Und Castello — er brauchte ein anderes Glück, als ich es fordere. Ich muß besitzen, er wollte die Sehnsucht. Mich treibt es zur Tat, er mußte zur Tat getrieben werden. Bei mir ist Herz und Hirn alles, in ihm regierte das Blut. Er konnte mir nicht gefährlich

werden und ich ihm nicht. Wir waren verschiedene Welten.“

Er wandte sich ab, um das Theaterchen zu verlassen und in den Garten zurückzukehren. Sie folgte ihm, und als sie unter der vollen Sonne stand, von Blumen umblüht, von Wassern umrauscht, sah er sie mit Augen an, in denen der ganze Stolz dieser Stunde aufflammte. „Du bist schön, Salome“, sagte er, „und schönen Frauen muß alles huldigen: der Stein, der von Künstlerhand zum Kunstwerk gebändigt wird, die Blume, die nur ihretwegen blüht, der Himmel, der nur für sie sein Licht verschwendet. Wenn ich dich so vor mir sehe, weiß ich erst, wie gut ich beraten war, als ich dir dieses Haus und diesen Garten schuf.“

Sie lächelte: „Nun schwärmt Wolf Dietrich fast ebenso wie der Italiener Castello.“

Eine Falte grub sich in seine Stirn: „Laß die Toten endlich ruhen. Sie hatten ihr Teil am Leben, und Castello hatte es in besonderem Maße. Er durfte, da ich ihm die Möglichkeit gab, seine Künstlerträume erfüllen. Er schuf das Neugebäude der Residenz, er schuf Altenau, er schuf das Haus meines Bruders Hannibal, er schuf mein Grabmal auf dem Sankt Sebastianfriedhof...“

Ihr war, als glitte ein dunkler Schatten über den leuchtenden Tag: „Schweig“, sagte sie. „Sprich in dieser Stunde nicht vom Tod — und besonders nicht von deinem Tod. Was täte ich, wenn du nicht mehr wärst?“

Mit einem Lachen versuchte er ihre Angst zu vertreiben. „Ich stehe noch im Leben, wenngleich ich vorsorgte für mein Sterben. Noch weiche ich nicht, und das Ende meines Weges ist in den Sternen geschrieben. Aber Sterne sinken jäh vom Himmel und verschwin-

den im Nichts, und auch einem Menschen kann das Ziel gesetzt sein, ehe er es ahnt. Darum, Salome, habe ich auch deine Zukunft bedacht...“

„Meine Zukunft? Ich weiß keine, die ohne dich sein könnte.“

„Nicht so, Salome. Wir sind alle in Gottes Hand, und ruft er mich ab, so kann er doch dich noch auf Erden lassen. Du aber warst mir verbunden in allen guten und bösen Tagen, die ich als Mann erlebte, du bist nicht von mir gewichen, und wenn es arg wurde, dann konnte ich doch immer zu dir kommen. Darum sollst du mit deinen Kindern stark bleiben, auch wenn mein Arm dich nicht mehr schützt. Stark aber ist man, wenn man die Menschen nicht braucht.“

„Ich brauchte sie nie und werde sie nie brauchen.“

„Du brauchtest sie nicht, weil das Leben sich nicht an dich heranwagte. Einmal aber stehe ich vielleicht nicht mehr vor dir, um alle Stöße aufzufangen. Dann sollst du dir die Meute kaufen können, um sie zu zwingen. Du mußt reich sein, dann kannst du alle ver-lachen und verhöhnen. Dieses Haus, dieser Garten gehören dir und deinen Kindern für alle Zeit — das ist verbrieft und besiegelt. Aber ich habe beim Steinhauser, bei dem Kaufherrn, Geld für dich angelegt in guten und sicheren Papieren, die dir zinsen werden. Immer mußt du frei sein, immer wirst du hoch über allen anderen stehen.“

„Sprich nicht von Geld“, bat sie; „du gabst mir schon so viel, seit ich denken mag.“

„Nicht genug und nie genug, denn mit Gold kann man alles bezahlen, nur Liebe nicht.“

Sie waren zum Hause zurückgekehrt und traten in den Flur. In weitem Bogen schwang sich die Treppe zu den Stockwerken empor. Droben reihte sich Zim-

mer an Zimmer, prunkvoll eingerichtet, von Licht durchflutet. Alles, was eine Frau erfreuen und ihr dienen konnte, war hier zusammengetragen. Neben seinen Amtsgeschäften hatte Wolf Dietrich immer noch Zeit gefunden, sich mit dem Heim Salomes zu beschäftigen, mit dem Baumeister und den Handwerkern alles zu besprechen. Nun lobte das Werk den, der es erdacht, und diejenigen, die es ausgeführt hatten. Salome kannte vieles schon. Während des Baues hatte Wolf Dietrich sie manchmal hierhergeführt, um ihr zu zeigen, wie alles fortschritt, wie sich eins ins andere fügte. Aber heute erst hatte sie den vollen und geschlossenen Eindruck gewonnen, heute erst bot sich ihr die Vielfalt einzelner Leistungen als ein schönes Ganzes dar. Sie schritt durch die Säle hindurch an der Seite Wolf Dietrichs, Teppiche ließen ihren Fuß lautlos versinken, die Wände waren kostbar bespannt, Bilder leuchteten und dunkelten in ihren Rahmen, alles Gerät war erlesen, an edlem Holz, an feinstem Tuch war nicht gespart worden. Hier konnte man allein sein in der Besinnung stiller Stunden. Man konnte aber auch Gäste empfangen zu fröhlichem Treiben, Musik würde erklingen, die Kantoren würden singen, Paare würden sich im Reigen drehen. Und schon für diesen Abend war ein Fest geplant, mit dem das Schloß Altenau würdig eingeweiht werden sollte.

Salome fröstelte ein wenig, als sie an die lärmende Lustbarkeit dachte, die ihr bevorstand. Sie liebte Ausgelassenheit und die Gegenwart vieler Menschen nicht, sie war es immer gewohnt, in kleinem Kreise zu leben und konnte ihr Wesen nicht ändern. Aber sie wußte, daß Wolf Dietrich am Prunk hing, daß es ihn drängte, zur Schau zu stellen, was er erreicht und erworben hatte.

Sie waren die lange Reihe der Gemächer entlang geschritten, nun standen sie an einer Tür, aus der laute Stimmen drangen, die einander fröhlich überschlugen. Alle Scheu, alle Bängnis glitt von Salome ab. Hinter dieser Tür tat sich das Reich auf, dem sie ganz zugehörte, hinter dieser Tür war alles verborgen, was sie von Wolf Dietrich empfangen. Was galten daneben Schlösser, Geschmeide und Gold?

Sie drückte die Klinke nieder und trat in ein großes Zimmer, worin ein Chaos herrschte wie am Tage vor der Schöpfung. Für Ordnung war freilich auch hier gesorgt; aber das Volk, dem sie dienen sollte, schien sein größtes Glück darin zu finden, jede Ordnung zu vernichten und ins Gegenteil zu verkehren und nichts auf dem Platz zu lassen, auf den es ursprünglich gestellt worden war.

Hannibal, ihr Sohn, nun schon sehr gewachsen, lief ihr entgegen. Er trug, was drollig aussah, die Tracht Erwachsener, aber jedes einzelne Stück ins Kleine, ins Zierliche, ins Spielerische gewendet. Sein Rock war um den Hals durch eine Krause abgeschlossen, die ihn ebenso belästigte, wie sie ihn stolz machte, seine Hose war aus Leder, wie man sie beim Reiten trägt, und Reitstiefel wuchsen bis zum Knie auf. Auf dem Kopf hatte er einen spanischen Federhut, und an der Seite hing ihm ein Degen. In dieser Tracht schien der Knabe über sich selbst hinauszuwachsen, er gewann etwas Herrisches, was ihn von den Brüdern und Schwestern unterschied, die rings um ihn spielten.

Salome beugte sich zu ihm nieder und küßte ihn. „Du siehst ganz aus wie ein Mann, wie ein Reiter. Nun braucht sich deine Mutter nie mehr zu fürchten, du wirst sie immer verteidigen. Gelt, Hannibal?“

Aber der Bub hatte in diesem Augenblick den Vater

späht und stürzte diesem entgegen, indem er sogleich an der Mutter ließ. „Vater“, schrie er, „der Mattheus sagt, ich dürfte heut zum ersten Mal mit dir reiten. Du hättest es versprochen und mein Roß stünde schon im Stall.“

Dies traf zu. Wolf Dietrich hatte für Hannibal ein Pferd gekauft, ein kleines Pferd von frommer Sinnesart, das willig schien, sich von Knabenhänden leiten zu lassen. Das Pferd fraß schon seit Wochen im erschöpflichen Marstall seinen Hafer und wartete des Tages, da es zum ersten Mal seinen jungen Herrn tragen würde. Dieser Tag war heute gekommen. Wolf Dietrich, der es liebte, Feste zusammenzulegen, um ihre Wirkung zu vertiefen, hatte die Stunde, da er mit Salome das Schloß Altenau betrat, um es ganz in Besitz zu nehmen, dafür aufgespart, seinen Sohn auf die Bahn zu weisen, die er ihm bestimmt. Ein Reiter sollte Hannibal werden, und heute würde er zum ersten Mal an der Seite seines Vaters im Sattel des eigenen Pferdes reizen und durch diese Stadt, durch dieses Land reiten, um sich den Bürgern zu zeigen.

„Ja, Bub“, sagte Wolf Dietrich, „heute reiten wir, und von jetzt ab magst du jeden Tag reiten. Man ist ein Mann, wenn man ein Roß unter sich und den Reigen an der Seite hat. Du sollst mir bald ein rechter Mann werden.“

Salome war tiefer ins Zimmer getreten und sah sich in der Verwirrung um, die hier herrschte. Im Hintergrund stand der treue Mattheus Janschitz, schwarz und ein wenig düster, als hätte Gott einen Erzengel hingestellt, um das Chaos zu ordnen. Er blickte Salome mit geneigtem Kopf an, hob ein wenig die Schultern und machte mit Armen und Händen eine hilflose Bewegung, als wollte er sagen: ich bin nicht schuldig,

Herrin; ich kann das kleine Volk nicht bändigen. Dieses wilde kleine Volk wohnte erst seit wenigen Stunden hier, gestern abend war der notwendige Hausrat und war alles Spielzeug auf Wagen und Karren hergeschafft worden. Aber diese kurze Zeit hatte genügt, um in den Herzen der Kinder ein Gefühl vollkommener Vertrautheit mit der neuen Umgebung wachzurufen. Alles Frühere schien vergessen, und der Augenblick war köstlich, weil er so vieles Neue barg. Vorerst war der Blick durch die Fenster schön gewesen, durch die man ganz andere Häuser und Bäume sah als durch die Fenster der früheren Wohnung. Und als dies gekostet und genossen war, da bot alles Spielzeug einen stärkeren Reiz, als es ihn jemals besessen. Die kleinen Mädchen schleppten ihre Puppen herbei, die Buben ihre Schwerter und Harnische, ihre Pferde und Wagen. Zu Füßen des alten Mattheus Janschitz sprang, hüpfte und kreiste es. Er stand da und gab sorgsam acht, daß keins der Kinder sich die Nase blutig fiel oder ein anderes allzu heftig an den Haaren zauste.

Salome beugte sich nieder und die Kinder flogen ihr jubelnd um den Hals. Kleine schmierige Gesichter drängten sich ihr entgegen, auf Wackelbeinen standen stämmige Körperchen. Sie strich die wirren Köpfe glatt, bewunderte eine Puppe, bog ein zerbeultes Spielzeugschwert wieder gerade. Dann richtete sie sich auf. „Mattheus“, sagte sie, „eine Magd mag dich inzwischen ersetzen. Du kommst jetzt mit mir.“

Mattheus Janschitz neigte sich und trat neben seine Herrin. Die Tür fiel wieder ins Schloß, und die Kinder, allein gelassen, begannen ein doppelt ausgelassenes Lärmen, um die kurze Pause zu nützen, bis eine Magd oder ein Trabant erschien, um wieder Ordnung zu schaffen.

Salome schritt mit Wolf Dietrich die Treppe hinab. Drunten, vor dem Hause, warteten die Reitknechte mit den Pferden, sie waren für diese Stunde bestellt worden. Hannibal, der vorausgestürmt war, sprang schon um seinen kleinen Rappen herum, als wäre er selbst ein übermütiges Fohlen. Die Reitknechte standen mit ehernen Gesichtern da und wagten nicht zu lachen oder zu lächeln, weil sie der Laune ihres Herrn nie ganz sicher waren. Aber der Erzbischof schien heute fröhlich, er freute sich der Ausgelassenheit seines Sohnes, er hob ihn selbst in den Sattel und war stolz, als der Bub darauf wie ein gewiegter Reiter saß. Er wandte sich zu Salome zurück, und aus seinen Augen sprühte und lachte es: „Was sagst du zu deinem Sohn? Ist er nicht schon ein ganzer Mann? Wie lange noch, dann darf er selbst gegen die Türken reiten.“

Hannibal griff ungeduldig in die Zügel, er konnte es nicht erwarten, loszujagen. Darum schwang sich auch der Vater in den Sattel, und damit gab er das Zeichen zum Aufbruch. Ein paar Bürger, die des Weges kamen, waren stehen geblieben und beobachteten aus der Ferne, mit demütig entblößten Häuptern, das Schauspiel, das sich ihnen bot. Sie sahen, wie sich der kleine Zug bildete, dem Erzbischof und dem Junker hatten sich die berittenen Knechte angeschlossen. Nun hob Wolf Dietrich die Peitsche und grüßte damit seine Dame. Dann gab er dem Pferd die Sporen und sprengte dahin, wobei er sorgsam darauf achtete, daß das Junkerlein an seiner Seite blieb. Die Salzburger hatten den Buben noch nie zu Pferde gesehen. Deshalb staunten sie darüber, wie sicher er sich hielt, wie gewandt er die Zügel lenkte, wie wenig Furcht er zeigte. Er blieb, indes sein kleines Tier eilig mit den zierlichen Hufen klapperte, an der Seite des Vaters, die Federn seines

Hutes wehten hinter ihm her, und der Degen flog. So entschwand er mit dem Erzbischof um die nächste Biegung, daß nur eine von der Sonne goldig durchschimmerte Staubwolke ihre Spur bezeichnete.

Auch Salome blickte den Reitern nach, solange sie ihnen mit den Augen zu folgen vermochte. Dann, als die Bürger ihre Mützen und Hüte wieder aufsetzten, um von neuem ihren Geschäften nachzueilen, sagte sie zu Mattheus Janschitz: „Du sollst mir folgen. Gerade heute will ich ins Stift gehen.“

Der Diener wehrte in leiser Besorgnis ab. Er wußte, daß die Herrin nach solchen Besuchen im Stift immer für Tage traurig war, daß sie mit verweinten Augen herumging und wenig sprach. Darum versuchte er, seinen Einwand zur Geltung zu bringen.

„Nach dem Sinn des Erzbischofs“, sagte er, „soll heute ein Tag der Freude sein. Warum wollt Ihr Euch da betrüben, Herrin?“

„Ich will“, erwiderte sie, „gerade an einem solchen Tage zu dem Kinde, das in dieses neue Haus nicht mehr einkehren durfte.“

Nun schwieg er. Sie schritt voraus, und er folgte ihr durch die Gassen und über die Plätze hin. Man merkte es diesem Salzburg an, daß darin ein unbändiger Wille, der vor dem Überlieferten keine Ehrfurcht hatte, eine neue Ordnung schaffen wollte. Man kam immer wieder an Trümmerstätten vorbei, wo ganze Häuserblöcke niedergerissen worden waren, um Platz zu schaffen. Der Dom war noch nicht zur Gänze abgeräumt, jahrelang schon waren die Arbeiter damit beschäftigt, Mauern niederzureißen, die Türme umzulegen, die Quadern fortzuschaffen. Aus zerstampften Gräbern waren die Gerippe weggebracht worden, auch sie hatten den Platz räumen müssen für den Aufbau der Zu-

kunft. Aber wann würde dieser Aufbau erfolgen? Salome wußte, daß der Erzbischof die Rollen und Mappen mit den Plänen für das neue Gotteshaus in Verwahrung hielt. Er hatte ihr diese Zeichnungen und Aufrisse gezeigt, er hatte mit ihr von dem edlen Material gesprochen, das man verwenden wollte. Ihr Einwand war ihm nicht willkommen gewesen: „Dieser neue Dom“, hatte sie gesagt, „wird großartiger werden, als es nach deiner Schilderung irgendeine Kirche in Rom ist. Er wird in unser kleines Salzburg nicht passen.“ Damals hatte der Erzbischof betroffen geschwiegen und die Pläne stirnrunzelnd wieder fortgeräumt. Hatte sie ihn bekehrt? War er durch sie zu einer andern Einsicht gekommen? Der Tag, da sie dies erkennen würde, lag noch fern. Denn noch war dort, wo das Münster des Heiligen Virgilius gestanden, das Chaos nicht geklärt, die ersehnte Schöpfungstat konnte nicht beginnen.

Sie überschritt, von Mattheus Janschitz gefolgt, den wüsten Platz. Am neuen Kapitelhause vorbei, worin die Domherren bald ein beschauliches Leben führen sollten, das von keinen Sorgen um den Staat, von keinem Zwang zur Entscheidung und zur Verantwortung mehr überschattet werden würde, gewann sie die Kaigasse. Die Bürger grüßten sie ehrerbietig, die Achtung, die sie ihr erwiesen, galt dem strengen und gefürchteten Herrn. Salome dankte mit einer Befangenheit, die sie nie überwinden konnte, wenn sie sich diesem Volke gegenüber sah, dessen Teil sie selbst einmal gewesen. Sie war froh, als sie das Gewimmel der geschäftigen, von vielen Läden dicht gesäumten Kaigasse hinter sich ließ. Im Nonntal war es stiller, hier reihten sich die Häuser spärlicher, sie waren kleiner und dürftig bewohnt. Indem sie den Berg immer zur Rechten hatte,

ging sie eilfertig dahin, bis die Straße sich hob und zu steigen begann. Sie hörte, wie der alte Janschitz hinter ihr keuchte, und deshalb mäßigte sie ihren Schritt. Aber sie war bald am Ziel. Das Stift Nonnberg wucherte grau vor ihr, das Tor war in die Mauer gefügt, dunkel und abweisend, ein starkes Bollwerk gegen eine Welt, die in diesen Frieden nicht eindringen durfte.

Sie läutete, und im Tor wurde eine Pforte geöffnet. Eine Nonne sah mißtrauisch heraus, ob nicht ein Unbefugter hier Einlaß begehre. Sie trat sogleich zur Seite, als sie Salome erkannte.

„Ich werde den Besuch sogleich der Frau Abtissin vermelden“, sagte sie. Dann ließ sie Salome ein und schloß dem Diener Mattheus, der wegen der strengen Klausur nichts anderes erwartet hatte, das Tor vor der Nase zu. Er schickte sich geduldig in den Zwang, warten zu müssen, und begann mit kleinen Schritten im Licht des heißen Tages vor dem Tor auf und ab zu gehen, als wäre er ein Wachtposten, hierherbefohlen, um dieses Haus zu behüten, weil es zur Zeit seine Herrin barg.

Indes stand Salome der Abtissin gegenüber, mit der sie verwandt war, deren Herz ihr aber nicht entgegen schlug. Sie erinnerte sich stets wieder einer Stunde vor Jahren, da sie ihren schwersten Gang getan hatte, um dieser Frau ihr Kind, ihre kleine Tochter Maria Salome, zu bringen. Damals hatte die Abtissin wenig verwandtschaftliche Gefühle gezeigt. Sie hatte den Gruß Salomes in kühlem Hochmut, in starrer Zurückhaltung erwidert, sie hatte die dargebotene Hand nicht ergriffen und nur das Kind, das ihr gebracht wurde, entgegengenommen, aber mit Händen, die vor dem Zugriff gleichsam zurückschreckten, als handle es sich um ein ekles Gewürm, das sie fassen sollte. Dem Erzbischof

hatte sie, als er in sie drang, den Wunsch nicht abschlagen können, diesem kleinen Geschöpf in dem stillen Bezirk ihres Klosters einen Platz zu geben, und sie war sich zugleich bewußt gewesen, daß dieser Dienst, den sie dem geistlichen und weltlichen Fürsten erwies, ihrem Hause und ihrem Konvent manchen Vorteil bringen könnte. Dennoch sah sie in der kleinen Maria Salome, die friedlich dahinschlummerte und von ihrem Schicksal nichts ahnte, nur das Kind der Sünde und der Unzucht, und alles in ihr empörte sich dagegen, dieser Mutter zu begegnen, die einen Priester zum Bruch seines Gelübdes verleitet hatte. Sie mußte sich eingestehen, daß Salome schön sei; aber da diese Schönheit imstande war, Menschen in Sünde zu stürzen, so war sie selbst sündig und konnte einem gläubigen Herzen nicht gefallen. Diese Abwehr, diesen Widerstand hatte Salome damals, als sie sich von ihrem Kinde trennen mußte, gespürt, aber das Bittere, das ihr auferlegt war, quälte sie allzusehr, als daß sie sich um die Abtissin sonderlich kümmerte. Sie hatte die Abtissin nur gebeten: „Seid Ihr meinem Kinde fürder eine Mutter, da ich selbst es nicht sein darf.“ Von der Abtissin war ihr die kalte Antwort zurückgekommen: „Es ist nun in Gottes Hand gelegt, in ihr wird es sicher ruhen.“ Und auf Salomes drängend gestammelte Worte: „Es ist noch so klein und bedarf der Hilfe und Wartung; auch ist es ja von Eurem Blute, da Ihr mir verwandt seid“ — war keine Erwiderung mehr erfolgt.

Seit jener Stunde war Salome des öfteren im Stift erschienen, um die kleine Maria zu sehen. Manchmal war ihr dieser Gang schwer genug geworden. Denn wenn man an der Fülle ihres Leibes erkannte, daß sie wieder ein Kind unter dem Herzen trüge, dann wagte sie sich kaum vor den Blick der Abtissin. Diese hatte

dann eine Art, ihre Augen unerbittlich forschend über diesen sündigen und doch von der Liebe gesegneten Körper hingleiten zu lassen, daß Salome über und über erglühte und vor Scham hinzusinken meinte. Sie gebär dem Erzbischof auch in der Folge nicht nur Buben, wie er sie forderte und ersehnte, sondern nicht minder Mädchen. Aber sein Trotz schien gebrochen mit dem ersten Opfer, das er von Salome verlangt hatte. Keines ihrer Kinder wurde ihr mehr genommen. Sie durfte sie alle behalten, durfte sich ihnen widmen, durfte sie aufziehen, und nur die kleine Maria blieb von ihr getrennt, sie war ausgestoßen, sie mußte zwischen grauen Klostermauern wachsen, wie eine Pflanze, die ihre jungen Wurzeln in die Fugen von hartem Gestein klemmt, um daraus die Kraft zu ziehen, die sie braucht.

Die Kraft, die in die kleine Maria einströmte, reichte nicht hin, diesem kaum erblühten Leben Halt zu geben und es widerstandsfähig zu machen. Es fehlte die Liebe. Die Nonnen und die Abtissin wußten mit dem scheuen Kind nicht umzugehen, sie verstanden seine stumme Forderung an das Dasein nicht. Liebe brachte die Mutter, so oft sie kam, aber sie kam selten. Darüber wurde die kleine Maria ein schweigsames, zurückhaltendes, in sich gekehrtes Kind, das aus allzu großen und wissenden Augen in die Welt blickte und an die Menschen Fragen zu stellen schien, die ihm nie beantwortet wurden. Kam die Mutter, beugte sie sich zu ihrem Schmerzenskinde nieder, um es in Reue und Qual an sich zu reißen, dann litt sie unter diesem Blick unsäglich. Sie hätte alles dafür hingegeben, wenn über diese kleinen schmalen Lippen einmal ein Wort der Zärtlichkeit und des Zutrauens gekommen wäre; aber der Mund der kleinen Maria, die das Schweigen so früh gelernt und geübt, blieb verschlossen, sie bewahrte

alles, was ihr Herz bedrückte, tief in sich. Sooft Salome das Stift verließ, ging der Schatten dieses Kindes mit ihr, um sie nicht mehr zu verlassen und sie stets mit unausgesprochenen Vorwürfen zu verfolgen. Sie rang mit sich, um vor Wolf Dietrich in die Knie zu stürzen und ihn zu bitten, er möge dieses Geschöpf, das schuldlos für zwei Schuldige litt, ihr und dem Leben wieder zurückgeben. Doch wußte sie, daß Wolf Dietrich der Mann war, der einen Entschluß niemals zurücknahm, einen Befehl niemals widerrief, weil er es nicht wahrhaben wollte, daß er einmal geirrt, daß er einen Fehler begangen hatte. So gab sie denn jedesmal diesen Gedanken einer Rettung auf und quälte sich weiter um die kleine Maria, die inzwischen immer kümmerlicher wurde wie eine Blume, der man die Sonne allzusehr entzieht.

Es kam der Tag, da sie wieder im Stift erschien und man ihr sagte, Maria wäre krank. Zur selben Zeit regte sich in ihr fordernd ein neues Leben, und doppelt unglücklich saß sie deshalb, gesegnet für die Zukunft, an dem Bette dieses Kindes, das mit seinem frühen Verfall, mit seinem blassen Gesicht so deutlich bewies, daß es von der Zukunft nichts mehr zu hoffen hatte. Man konnte schwer sagen, woran Maria litt. Eine Krankheit war eigentlich nicht festzustellen. Sie schwand dahin unter dem Mangel an Liebe, unter dem Verzicht auf Zärtlichkeit. Manchmal kam es Salome vor, als träfe sie aus den Augen dieses früh gereiften Kindes ein Blick voll Haß. Dann stürzten ihr die Tränen nieder, aber auch diese Tränen machten auf die kleine Maria wenig Eindruck. Von einem Mal zum andern wurde sie immer noch ein wenig blässer, noch ein wenig stiller, noch ein wenig magerer. Und einmal schickte man der Mutter aus dem Stift die Botschaft:

das Kind wäre gestorben, es wäre von dieser Welt erlöst und in die Seligkeit des Himmels eingegangen.

Wie lange war das nun her? Seit damals waren die andern Kinder Salomes kräftig gewachsen, sie tobten umher, sie lachten und schrien. Friede war nur um die kleine Maria gebreitet, und diesen Frieden suchte Salome nun oft. Darum kam sie immer wieder, sie nahm es auf sich, vor den strengen Blick der Abtissin hinzutreten und sich bis in die letzten Tiefen ihres Herzens durchforschen zu lassen, ehe sie sich auf den Weg machte, der so schmerzlich war und den sie doch so ersehnte: sie schritt, nachdem sie sich vor der Abtissin verneigt hatte, die hallenden Gänge entlang, sie trat hinaus auf den Kirchhof des Stiftes, wo Abtissinnen und Nonnen, die zeitlebens schon so sehr geschwiegen hatten, nun vollends still geworden waren, und suchte das einzige kleine Grab, das es hier gab. Der Erzbischof hatte eine prunkvolle Grabplatte schaffen lassen, die den kleinen Leichnam mit ihrem Gewicht nun vollends zu erdrücken und zu ersticken schien. Vor diesem Grab sank Salome in die Knie, und sie blieb lange so. Das Kind wurde für sie wieder lebendig, es stand vor ihr, sah sie aus seinen großen, fragenden Augen an, und sagte: „Warum, Mutter, habe ich nicht bei dir bleiben dürfen?“ In ihrem gequälten Herzen erwiderte Salome: „Weil dein Vater es nicht litt, mein Kind.“ Und die kleine Maria fragte wieder: „Aber warum hat er es bei den andern gelitten? Warum durften meine Brüder und Schwestern bei dir bleiben?“ Auf diese Frage gab es keine Antwort mehr. Salome senkte den Kopf, als mußte sie sich vor dem toten Kinde schämen. Und in solchen Augenblicken meinte sie, den Mann zu hassen, der dieses Geschöpf in ihr zum Leben erweckt hatte, um es dann zu vernichten.

Sie erhob sich so müde und zerbrochen wie ein armer Sünder, den man von der Tortur schleift. Sie wankte durch die langen, öden Gänge, und der Hall ihrer Schritte schlug gespenstisch zurück, daß sie fast ein Grauen packte. Sie atmete auf, wenn sie bei der Pförtnerin anlangte, wenn diese das Tor vor ihr aufschloß und sie ins Licht, ins Leben hinaus entließ. Der treue Mattheus Janschitz harrete schon ihrer. Die strengen Gebote des Stiftes hatten es ihm verwehrt, dieses Kind, das er aus der Taufe gehoben, späterhin noch einmal zu sehen. Im Anfang hatte er die Herrin manchmal nach dem Befinden Marias gefragt. Aber da er merkte, daß sie ihm nur zögernd und widerwillig Rede und Antwort stand, so schwieg er immer wieder. Heute aber erschien ihm Salome so bleich und so verstört, daß er sich ein Herz faßte und zu ihr sprach.

„Ist Euch nicht gut, edle Frau?“ fragte er. „Ihr seid so blaß, daß man fast meinen könnte, Ihr wäret krank. War es Euch kein Trost, zu Eurem Kinde zu gehen?“

Und heute trieb es auch aus ihr die Rede, das Bekenntnis heraus: „Ach, Mattheus, wenn du wüßtest, welch ein schwerer Gang dies für mich immer ist. Trost finde ich an diesem Grabe keinen. Nur alle Qual, die ich je unterdrücken konnte, stürmt auf mich ein, daß ich meine, es müßte mir das Herz zersprengen.“

Er versuchte, sie aufzurichten. „Ihr seid die Mutter, edle Frau, aber auch ich bin diesem Kinde verbunden, da Ihr mir erlaubtet, es über die Taufe zu halten. Ich sah es später nicht mehr, aber ich weiß noch, daß es schwach und zart war, als ob es sich in diesem Leben nie zurechtfinden wollte. Denkt, daß es jetzt seine Ruhe hat und daß ihm wohl ist.“

„Gerade, weil es schwach und zart war, Mattheus, mußte es bei mir bleiben. Es brauchte meine Hilfe am

allermeisten. Und da ich die andern behalten durfte und nur dieses nicht, so martert mich Tag und Nacht die Frage: warum wurde es allein von mir gerissen und warum wehrte ich mich nicht, warum verteidigte ich es nicht?“

Der Diener Mattheus Janschitz glaubte in diesem Augenblick, während er an der Seite seiner Herrin dahinschritt, den Erzbischof ganz deutlich vor sich zu sehen: diesen Mann, dem er anhänglich war in unterwürfiger Treue, in dessen Herz er aber zu lesen verstand. Dieser Erzbischof — wie war er? War er gut? War er böse? Mattheus dachte: er ist ein Mensch und also aus Gutem und Bösem gemischt. Aber er ist aus härterem Holz geformt als andere, und wenn er in die Irre geht, so wird er es niemals eingestehen und eher fremde Herzen verbluten lassen, als daß er sein eigenes Herz erweichte. Dieser Frau hat er eine Wunde geschlagen und ein unschuldiges Kind wurde sein Opfer. Er aber bleibt hart gegen sich und gegen das Leben, er geht seinen Weg und läßt sich durch nichts beirren. Man müßte diesen Mann hassen, wenn man ihn nicht liebte. Aber ich liebe ihn trotz allem, denn er ist mein Herr.

Salome begann wieder zu sprechen: „Heute, Mattheus, sollte für mich ein Tag des Glückes sein nach dem Willen deines Herrn. Er hat mir ein Haus geschenkt, um mich darin glücklich zu sehen, und in diesem Hause, das er selbst ersonnen und ausgestattet, tummeln sich seine und meine Kinder. Immer aber wird ein Zimmer, ein Platz leer bleiben, weil dieses Kind, das man von mir riß, sterben mußte. Ich werde mich des Prunkes und der Schönheit, womit man mich umgab, nie ganz freuen können.“

Mattheus Janschitz war alt, und er glaubte, aus sei-

nen Jahren die letzte Weisheit gezogen zu haben. „Das Leben ist stark und es geht weiter, Herrin“, sprach er. „Es wird auch über Euch und Euer Herz seine siegreiche Gewalt erweisen. Ihr werdet wieder lachen können, wie jeder Mensch lachen können muß, und Ihr werdet Euch dieses Lachens nicht zu schämen haben.“

Hatte Mattheus wirklich der Weisheit letzten Sinn erfaßt? Wohnen in einer Menschenbrust wahrhaftig Licht und Schatten so nah beieinander? Denn während soeben noch Nonnen, die scheu und still den Kirchhof des Stiftes umschlichen, Salome in Schmerz gelöst, von nagender Reue zerquält gesehen hatten, bot sich, als dieser Tag niedersank und verging, einer Schar ausgewählter Gäste ein anderer Anblick. Im Schlosse Altenau leuchteten die Fenster weithin in die blaue Nacht hinaus, Fackeln flammten unter den Bäumen und zwischen den Gebüsch des Parks, und manchmal, wenn ein Fenster geöffnet wurde, drang gedämpfte Musik hervor. Der Erzbischof feierte, wie er es liebte, ein Fest, um damit seiner Frau Salome dieses Haus, das er ihr zugedacht, in würdigster Weise als Geschenk zu übergeben. Auf der Treppe, die sich in weitem Bogen hinaufschwang zu den Stockwerken, standen Trabanten Spalier und zwischen ihnen drängten sich geputzte Kavaliers, geschmückte Frauen in dichter Schar. Droben, wenn sie in den ersten Saal traten, brach die Fülle des Lichtes blendend über sie herein. Musik empfing sie, auf einer Empore hatten Spielleute Platz genommen und boten ein Konzert, das ganz nach dem Sinn ihres Herrn war, weil galante Weisen immer wieder in stampfende, kriegerische Klänge übergingen. Inmitten des Raumes stand Wolf Dietrich, breit untersetzt, in violetter Gewand, die Krause starr und stachelig um den Hals. Und neben ihm sah man die edle

Frau Salome Alt, die, nachgerade ein wenig üppig, den Schmelz ihrer Jugend vollends abgestreift hatte, um zum reifen Weibe zu werden. Aber in dieser Reife, mit der beginnenden Fülle schien sie den meisten noch schöner, noch begehrenswerter, als sie es jemals gewesen war. Ihr Haar lag wie eine flammende Krone über der Stirn, das Gesicht war etwas blaß, sodaß der rote Mund darin zu brennen schien wie eine kleine Flamme, und unter den langen Wimpern blickten die grauen Augen forschend den Gästen entgegen, die sich an sie herandrängten. Sie lächelte den Geladenen zu, sie grüßte mit einem Neigen des Hauptes vertraute Freunde des Erzbischofs, sie sprach ein paar Worte, wo man diese von ihr erwartete. Bei all dem fühlte sie, daß Wolf Dietrich sie beobachtete, und es bereitete ihr eine leise Genugtuung, zu merken, daß er mit ihr zufrieden, daß er auf sie stolz war. Vor wenigen Stunden noch, als sie am Grabe ihres geraubten Kindes kniete, hatte sie gemeint, diesen Mann hassen zu müssen. Und nun, da sie neben ihm im strahlenden Lichte stand, hoch aufgerichtet und schön, von lächelnden Menschen umdrängt, artige Worte entgegennehmend und erwidern, war sie dem Leben zurückgegeben, das Wolf Dietrich ihr geschenkt und als kostbaren Rahmen um sie gezogen hatte. Sie überblickte als Hausfrau das Gewimmel, sie sah, daß nie noch so viele Gäste gerufen worden waren, daß Prälaten und Domherren, Bürger und Adelige sich hier versammelt hatten, daß Diener ab und zu gingen mit gleitenden Schritten, manchmal zu ihr herüberblickend, ob die Herrin an ihrem Tun, an ihrer Haltung etwas auszusetzen hätte. Sie hörte die Musik, die ihr ins Blut ging, sie sah diesen weiten, spiegelnden Raum, und wenn sie den Blick durch die Fenster schickte, dann flammten im Park die Fackeln,

als wären Sterne vom Himmel niedergefallen. Diese Nacht war schön, unendlich schön, und sie war ganz danach angetan, einen Menschen in allen Adern mit dem süßen Rausch des Lebens zu erfüllen.

Bald waren alle Geladenen versammelt. Die Musik spielte immer noch, aber niemand hatte ihrer mehr acht. Man wartete des Festmahles. Denn wenn man auch ins Haus der Frau Salome Alt gekommen war, so fühlte sich doch jeder beim Erzbischof zu Gaste, und weit über die Gemarkung der Stadt hinaus war bekannt, wie gut man bei diesem tafelte. Einigen Landedelleuten und Klerikern rann darum ein verklärtes Lächeln über die Züge, als endlich Türen aufflogen und man sich, den Erzbischof und Frau Salome an der Spitze, in die Gemächer begab, wo die Tische gedeckt standen. Man hatte aus der Residenz Geräte und Pokale herübergebracht, und so wurde denn auch hier der Prunk entfaltet, den man sonst gewohnt war. Die Musik spielte immer noch, doch aus dem Nebenraum drang nun das Streichen und Blasen gedämpfter herein.

Die Erwartungen der Gäste wurden nicht enttäuscht. Auf den Tafeln standen kostbare Schaugerichte, aber besser noch war, was auf die Teller kam. Dazu trank man welsche und ungarische Weine. Einigen Domherren gefiel dies Schmausen und Trinken so außerordentlich, daß sie manchmal ganz gerührt auf Wolf Dietrich blickten. Man mußte wohl zugeben, daß er dem Kapitel kein Freund war, daß er dieses um alle seine Rechte und Vorrechte gebracht hatte. Aber solch eine Stunde konnte einen beinahe mit ihm versöhnen. Er verstand es, zu leben, und es hatte hin und wieder seine Vorteile, in seiner unmittelbaren Umgebung sein und an diesem genießerischen Leben teilnehmen zu dürfen.

Übrigens wurde nicht nur die Einweihung des Schlosses Altenau gefeiert. Hannibal von Raitenau, des Erzbischofs Bruder, der neben Salome saß, hatte nicht minderen Grund, sich eines stattlichen Hauses zu freuen, das ihm geschenkt worden war. Er wohnte nun nicht mehr in der Residenz, die Salzburger hatten keinen Grund mehr, sich über ihn die Mäuler zu zerreißen. Auch ihm hatte Castello die Pläne entworfen, auch für ihn war mit edlem Material nicht gespart worden. Während der Bau wurde und wuchs, war Hannibal nicht allzu oft in Salzburg gewesen. Er hatte tun dürfen, was der Erzbischof vergeblich ersehnte: er war wider die Türken geritten, ganz ebenso wie sein Vater. Der Vater war gefallen, er hatte den Kriegertod erlitten. Dem Sohn aber, der nicht minder tüchtig und tapfer war als er, blieb das Glück hold. Er überwand alle Gefahren, über Leichen westürmend blieb er am Leben. So war er denn nun hier, um mit seinem Bruder Rudolf in dem schönen Hause zu wohnen, das ihn in den Augen der Salzburger erhöhte und zugleich den Erzbischof von seiner unmittelbaren Gegenwart befreite.

Er hob seinen Pokal und trank Salome zu: „Ich bringe Euch mein Glas, Frau Salome.“

Salome betrachtete ihn aufmerksam. Sie fand, daß er sich verändert hatte. Das Kriegsleben hatte seine Züge schärfer, seine Gestalt straffer werden lassen. Er war in Gefahr gewesen, durch das Schlemmerleben, das er vorher geführt, zu verweichlichen. Ihr schien, als wäre er jetzt erst ein Mann geworden, würdig des Namens, den der Erzbischof trug, würdig des Blutes, das in diesem pochte.

„Ihr seid sehr artig. Auch Ihr habt ein neues Haus bezogen. Fühlt Ihr Euch wohl darin?“

„Das Haus ist schön“, sagte er, „es macht der Großmut des Erzbischofs alle Ehre. Aber ob Ihr es glaubt oder nicht: ich fühle mich darin nicht mehr ganz wohl. Ich bin ein anderer geworden, seit ich in den Krieg zog. Wenn einem die Türkenkugeln um die Nase geflogen sind und man den Hieb krummer Janitscharensäbel hat parieren müssen, dann taugt man nicht mehr recht für ein weiches Pfühl. Dennoch freut es mich, solch ein Haus zu besitzen. Aber mir scheint etwas daran zu fehlen, es ist nicht vollkommen, solange Ihr es nicht betreten habt. Wollt Ihr mir versprechen, es zu besuchen?“

Sie nickte flüchtig: „Ich mag gern mit dem Erzbischof kommen.“ Indem sie dies sprach, mußte sie gestehen, daß Hannibal zum erstenmal, seit sie ihn kannte, Worte gesprochen hatte, die ihr gefielen; Worte, die einer neuen Gesinnung entsprangen. Sie wußte auch, daß Wolf Dietrich zu diesem Bruder jetzt in einem besseren Verhältnis stand. Und gewiß war, daß Wolf Dietrich bereit sein würde, mit ihr den versprochenen Besuch bei Hannibal zu machen.

Sie trank von ihrem Wein und blickte über den Rand des spiegelnden Bechers, worin sich die Lichter als viele kleine, sprühende Feuerchen fingen, nachdenklich auf die bunte Gesellschaft. Sie sah Lamberg, den Freund und Vertrauten des Erzbischofs; sie sah Marx Sittich, den Vetter, in dessen Gesicht sich Strenge und Sinnenfreude stritten. Sie hatte in der letzten Zeit oftmals scharfe Worte Wolf Dietrichs über diesen Mann gehört, der im Domkapitel sein Gegner war. Es schmerzte, daß er den Namen des Kardinals in Rom trug, dessen Liebling Wolf Dietrich zeitlebens gewesen und von dem er soviel Förderung, soviel Wohltaten empfangen hatte.

Sie hörte Hannibal von neuem reden: „Der Erz-

bischof ist heute anders, als ich ihn kenne. Als er seine Gäste empfing, lachte und scherzte er, er schien froh mit jedem, der ein frohes Gesicht mitgebracht. Aber wenn er sich unbeobachtet glaubt, dann gleiten Schatten über seine Stirn. Er muß Sorgen haben.“

Er sagte diese Worte leise, nur für sie vernehmbar; denn an ihrer andern Seite saß Wolf Dietrich. Fast gegen ihren Willen nickte sie. Hannibal hatte ihren eigenen Gedanken Ausdruck verliehen. Auch ihr war aufgefallen, daß Wolf Dietrichs Gesicht sich manchmal jählings verdüsterte, daß er dann kaum hörte, was man zu ihm sprach, daß dieses ganze strahlende Fest um ihn zu versinken schien. Ihr Blick glitt scheu zu ihm hinüber, und sie nahm wahr, daß er auch jetzt wieder mit seinen Gedanken in der Ferne weilte. Er starrte auf seinen Teller nieder, ohne einen Bissen zu genießen. Dann griff er nach seinem Pokal und tat einen tiefen Zug. In diesem Augenblick fühlte er Salomes Blick, und er errötete fast ein wenig, als wäre er ertappt worden. Er lächelte ihr zu, aber dieses Lächeln war so abwesend, so gequält, daß sie darüber erschrak.

Da soeben ein Domherr Wolf Dietrich ins Gespräch zog, wandte sie sich wieder Hannibal zu. „Der Erzbischof spricht zu mir so selten von seinen Geschäften. Wißt Ihr, welche Sorgen ihn bedrücken?“

„Ein Mann seines Ranges hat der Sorgen viele“, erwiderte Hannibal ein wenig leichthin; aber dann fuhr er, sehr ernst werdend, fort: „Die Politik streckt immer mehr und immer deutlicher ihre Krallen nach dem Lande Salzburg aus. Die Welt ist in Unruhe, sie wird von Fieber geschüttelt; erinnert Ihr Euch noch, Frau Salome, wie man damals, als mein Bruder zur Regierung gelangte, glaubte, man könnte die Ketzerpest ausrotten und vernichten, wenn man die Ketzer

außer Landes jagte? Es wurde damit nichts erreicht. Denn die Protestanten gingen in andere Länder, die wiederum in Deutschland lagen, und sie trieben ihr Wesen weiter. Heute ist das Reich gespalten, es droht in sich zu zerfallen, die Katholiken und Protestanten, mit ihren Fürsten an der Spitze, stehen gegeneinander, und es wird immer schwerer, sich diesen Händeln fernzuhalten.“

„Und Wolf Dietrich? Was tut er?“

„Wenn er zu Euch nicht spricht, Frau Salome, dann spricht er zu mir noch viel weniger darüber. Ich weiß nur, was man überall im Reich weiß, ich habe es auf meinen Reisen und Kriegsfahrten gehört und erfahren. Wolf Dietrich will neutral bleiben. Er ist kein Feind der Ketzer mehr, aber deshalb bleibt er doch ein Priester und katholischer Fürst. Für ihn gibt es nur Bürger dieses Landes, und wenn ihm auch die Katholiken näherstehen, so will er den andern nicht minder gerecht begegnen. Am Kaiserhofe ist man mit dieser Haltung nicht zufrieden, in Rom noch viel weniger. Er hat heute nirgends mehr mächtige Freunde, und seine Gegner nehmen an Zahl täglich zu. Doch das ist nicht alles, was ihn bedrücken mag. Er hat Sorgen, die ihm näher liegen. Der Kaiser ist weit, Bayern ist nah, es ist unser Nachbar, von der Hohensalzburg aus kann man ins bayrische Land hinüber blicken. Und die Bayern liegen mit uns in Fehde, sie tun meinem Bruder Schaden, wo sie können. Den Namen des Bayernherzogs darf man vor ihm kaum aussprechen. Und nun hat er es erleben müssen, daß Bürger seines Landes beschloßen, bei diesem Bayernherzog Schutz zu suchen.“

Sie erschrak. „Sagt das nicht, Hannibal. Wie wäre das möglich? Liebt man ihn denn im Lande nicht?“

„Man liebt ihn und man fürchtet ihn — wie wollt

Ihr es nennen? Er hat dem Volke Gutes getan, aber er hat es auch seine Strenge fühlen lassen. Und vielleicht nicht einmal er. Manchmal mag ein Pfleger, ein Richter etwas gesprochen und entschieden haben, was man ihm aufs Kerbholz brachte.“

Sie sann den gefährlichen Worten Hannibals immer noch nach: „Wenn Salzburger zum Bayernherzog gehen wollen um Gerechtigkeit, so wäre das Rebellion.“

Wieder zuckte er die Achseln: „Ist Euch nicht bekannt, Frau Salome, was sich in Zell zutrug?“

Sie verneinte mit einem Kopfschütteln, sprechen konnte sie nicht; denn nun wandte sich Wolf Dietrich ihr zu, er hob ihr seinen Becher entgegen.

„Ist dieses Fest schön, Salome?“ fragte er lächelnd. „Ist es der Frau würdig, die wir heute feiern wollen?“

Sie war so von Sorge erfüllt, daß sie nichts zu erwidern wußte. Sie hörte nur, wie das Metall seines Pokals gegen ihren Becher klang, und indem sie, den Blick auf ihn geheftet, trank, wurde sie plötzlich geblendet. Denn die Nacht erhellte sich, ein feuriger Regen ging nieder, als ob Tausende von Sternschnuppen zu gleicher Zeit fielen. Und dies war wieder eines der großen Feuerwerke, die Wolf Dietrich so sehr liebte.

„Seht“, sagte Hannibal neben ihr, „dieses Feuerwerk leuchtet so hell, daß die Türme der Stadt sichtbar werden. Und jetzt strahlt die Hohensalzburg ganz weiß auf. Erkennt Ihr sie?“

In diesem Augenblick erhob sich Wolf Dietrich. Sofort drängten alle den Türen zu, nur ein paar Prälaten und Landedelleute blieben beharrlich bei ihrem Wein sitzen. Was galt ihnen der schönste Feuerregen in einer Sommernacht, wenn aus zyprischem und Falerner Wein ein ganz anderes Feuer in ihre Adern rann?

Die andern aber erwartete draußen eine Nacht voll von Düften, voll der lauen Milde, in der die Hitze des Tages abklang. Am Himmel waren die Sterne erloschen, weil dieses grelle Leuchten stärker war als sie. Die Raketen schossen zischend empor und verschlangen sich zu Spitzbögen, ganze Feuertafeln flammten auf, und auf ihrem Berge war die Hohensalzburg in einen strahlenden Rahmen getan, daß sie einem Märchenschloß glich. All dieses Flammen ließ die Schatten im Park von Altenau noch tiefer und dichter werden. Salome, die unter diesem vielfachen strömenden Licht fast einen Schmerz in den Augen fühlte, trat in eine Allee, wo durch die Blätter der Bäume nur mehr ein sanftes Glitzern floß. Dabei fühlte sie, daß sie nicht allein war. In der jähren Dunkelheit konnte sie nicht erkennen, wer bei ihr stand. War es Wolf Dietrich? Aber da hörte sie schon die Stimme, die eben noch so ernste und düstere Worte zu ihr gesprochen.

„Ich bin bei Euch, Frau Salome“, sagte Hannibal. „Saht Ihr die Hohensalzburg? Sie stand ganz weiß vor dem leuchtenden Himmel. Sie schien aus Lichtfäden gewoben. Dennoch braucht sie heute festere Mauern denn je, weil sie Leute birgt, die gegen den Erzbischof rebellieren.“

„Ihr meint die Leute aus Zell, von denen Ihr spracht? War es eine Rebellion, Hannibal?“

Er gab keine unmittelbare Antwort: „Ich sah sie heute durch die Stadt führen“, sagte er. „Da ich fragte, wer sie wären, hörte ich ihre Namen. Der Pfleger von Zell, Kaspar Vogl, und ein Bauer, der Keil heißt, waren es. Das Volk stand Spalier und starrte die beiden an. Der Pfleger steht seit vierzig Jahren im Dienste der Erzbischöfe. Nun sitzt er da droben im Verließ, und sein und des Keil Schicksal mag kein gutes sein.“

„Aber um Gottes willen, Hannibal, was taten die beiden?“

„Wenn das Volk solch einem Schauspiel zusieht, dann gehen die Mäuler. Horcht man hin, so hört man die ganze Geschichte. Ich erfuhr also — denn mein Bruder sprach zu mir nicht davon, und die Leute am Hofe, die vielleicht darum wissen, wollten mit mir nicht sprechen —, ich erfuhr, daß die Bauern in Zell sich durch die Steuern und durch die Urbarbeschreibung bedrückt fühlten. Es ist immer wieder dasselbe: der Erzbischof braucht Geld und die Bürger und Bauern wollen es nicht zahlen. Die Bauern von Zell beschlossen, an den Erzbischof eine Bittschrift zu senden und ihn um Milderung der Abgaben anzugehen. Das wäre ihr gutes Recht gewesen, das ist noch keine Rebellion. Es mag auch noch hingehen, daß man von den einzelnen Bauern Beiträge einhob, um die Kosten hereinzubringen, die entstehen mußten, wenn man eine Gesandtschaft zum Erzbischof schickte. Das alles, Frau Salome, wäre nicht so arg, und niemals hätte mein Bruder deshalb den Pfleger und den Wortführer der Bauern in den Kerker werfen lassen.“

„Wo also lag die Schuld?“

Sie sah in der Dunkelheit sein Gesicht nicht, aber am Klang seiner Stimme merkte sie, daß er erregt war. Nahm er gegen seinen Bruder, von dem er so vieles empfangen hatte, Partei? Oder war er ergrimmt über die Bauern und den Pfleger, die dem Erzbischof zu trotzen wagten? Er fuhr fort: „Die Bauern kennen meinen Bruder. Sie wissen, daß er es nicht duldet, wenn man gegen ihn und sein Gebot aufbegehrt. Sie mußten fürchten, daß ihre Gesandtschaft, ihre Bittschrift übel aufgenommen, daß der Erzbischof sie zur Rechenschaft ziehen, daß er sie maßregeln und strafen

würde. Sie haben auch an diesen Fall gedacht. Und der Keil hat nun den andern Bauern geraten, man solle, wenn Wolf Dietrich ein Strafgericht androhe oder vollziehe, dem Bayernherzog zu Füßen fallen und seinen Schutz erbitten. Das hat mein Bruder erfahren. Könnt Ihr Euch denken, was nun geschehen wird?“

Salome packte in der Dunkelheit den Arm Hannibals. Immer noch schossen die Raketen über den nächtlichen Himmel hin, und von den Feuern, die die Hohensalzburg umflossen, stand ein heller Schein hinter den Bäumen.

„Die Unglücklichen“, sagte sie, „sie konnten nicht wissen, in welcher Fehde Wolf Dietrich mit dem Bayernherzog liegt.“

„Das gilt meinem Bruder gleich“, erwiderte Hannibal. „Er haßt den Bayernherzog, und darum haßt er jeden, der zu diesem hält. Da die Bauern beschlossen, bei dem Bayern Hilfe zu holen, griff seine Hand nach ihnen. Ihr Rädelsführer, der Keil, liegt nun im Verließ der Hohensalzburg. Und mit ihm der Pfleger Kaspar Vogl, weil dieser den rebellischen Beschluß nicht verhinderte.“

Es wurde für eine Weile still zwischen den beiden. Von fern her hörte man das Plaudern und Lachen der Gäste. Dünne Klänge von Musik schwangen darüber hin. Salome dachte an Wolf Dietrich. Sie sah ihn vor sich, wie an diesem Abend Heiterkeit und düstere Versunkenheit in seinem Gesicht gewechselt hatten. Was ging in ihm zu dieser Stunde vor? Erwog er in seinem Herzen das Schicksal der Gefangenen? Und wie konnte, wie mußte dieses Schicksal sein?

„Was wird das Los der beiden?“ fragte sie in ängstlicher Spannung. „Was meint Ihr?“

„Ihr kennt meinen Bruder“, gab er zurück, „Ihr

kennt ihn besser noch als ich. Sagt Euch selber, wie Wolf Dietrich gegen Menschen vorgeht, die sich seinen Befehlen widersetzen, seine Verbote mißachten. Als ich heute die beiden in Ketten durch die Stadt führen sah und von den Leuten erfuhr, was ihr Verbrechen war, da wußte ich: ihrer harrt der Tod.“

„Der Tod“, wiederholte sie erschauernd. „Noch taten sie ja nichts. Noch war es nur ein Plan.“

„Pläne gelten bei Wolf Dietrich für Taten. Ihr wißt es.“

Am Himmel zogen die letzten Raketen ihre Bahn. Der Feuerstrom, der die Hohensalzburg umspielt hatte, versiegte. Die Nacht wurde schwärzer, als sie es vor dem gewesen. Aber sie wurde lauter, nun schlenderten die Gäste durch den Park, um die Kühlung der späten Stunde zu genießen, man vernahm das helle und erregte Lachen der Frauen und die Reden der Männer. Salome und Hannibal standen immer noch unbeweglich, das Dunkel um sie her belebte sich schattenhaft, Gestalten, kaum erkennbar, huschten vorüber, und an den Stimmen konnte man manchmal erkennen, um wen es sich handelte. Plötzlich fuhr Salome zusammen, als wäre sie selbst mit Hannibal bei einer verbotenen Verabredung ertappt worden. „Er kommt“, sagte sie. Und wirklich schritt Wolf Dietrich daher, man hörte den herrischen Klang seiner Worte. Ein zweiter Schatten war neben ihm, lang und dürr. Wahrscheinlich war dies ein Domherr, der sich dem Erzbischof angeschlossen hatte.

Salome trat vor, ihr Herz klopfte bis zum Halse hinauf. Die Angst kauerte in ihr, ein wildes Entsetzen hatte sie gefaßt. Sie ahnte, daß es Zusammenhänge gab, die sie nicht kannte, die sie nicht erfaßte. Das Schicksal der Gefangenen und jener Bauern, die hinter ihnen

standen und mitschuldig waren, konnte nur ein Teil in einem großen Geschehen sein. Sie erinnerte sich, wie oft sie Wolf Dietrich in der letzten Zeit verstimmt, bedrückt, in düsteren Gedanken gesehen hatte, Sorgen hetzten ihn mehr als irgendeinen anderen Menschen. Aber durfte darum das Schreckliche geschehen, das Hannibal mit einem gefährlichen Wort beschworen hatte?

Sie rief den Namen des Herankommenden. Die beiden Schatten blieben stehen, dann löste sich der eine und kam auf Salome zu: „Hier treffe ich dich, Salome?“ fragte Wolf Dietrich. „Du bist nicht bei deinen Gästen? Sie werden dich suchen und vermissen.“

„Mich verlangt es nach der Stille“, erwiderte sie, indem sie um sich blickte. Der Domherr war verschwunden; aber Hannibal stand immer noch an ihrer Seite. „Dein Bruder gab mir das Geleite. Wir sprachen von vielem, und er erzählte mir auch, was sich heute in der Stadt begeben hat.“

„Das Schönste, was sich heute in der Stadt begab, ist, daß du in ein Haus einzogst, worin du viele Jahre des Glücks verleben sollst.“

Sie neigte den Kopf in der Dunkelheit: „Mein Glück kommt vor dir. Du bist stark und hast die Macht, Glück und Unglück zu bringen, wie du es willst.“

„Nicht wie ich es will, Salome, sondern wie es mir mein Herz vorschreibt oder mein Amt gebietet. Keiner ist frei in seinem Willen, und auch ich bin es nicht.“

„Dein Herz müßte erwägen, daß die Menschen von Angst, von Not getrieben werden, da eben keiner frei ist. Und frei waren auch der Pfleger und die Bauern von Zell nicht.“

„Sprichst du von denen?“ Die Worte drangen aus

der Finsternis scharf und schnell auf sie ein. Sie fuhr fort:

„Ich hörte von den beiden, die man heute in Ketten in die Stadt brachte und in das Verließ der Hohensalzburg warf. Ich möchte nicht ihre Fürsprecherin sein, sie bedürfen vor deiner Gerechtigkeit keiner solchen. Aber ich möchte dir sagen, was ich denke.“

Es entstand eine kleine Pause. Dann fragte Wolf Dietrich: „Was denkst du?“

„Daß sie nichts gegen dich unternahmen. Sie waren dir nicht untreu. Vielleicht wußten sie in ihrer Sorge keinen anderen Rat mehr. Sie wollten zu dir kommen und dich um Milderung der Abgaben bitten. Dazu bist du der Herr.“

„Aber sie stellten einen Herrn über mich, an den sie appellieren wollten. Das ist der Bayernherzog. Weißt du, was das bedeutet?“

Sie schwieg, sie wußte keine Antwort. Wolf Dietrich sprach nach einer Weile weiter: „Das bedeutet, daß der Mann, der mich verfolgt, der mein Land bedroht, der unser Recht schmälert, unsern Reichtum verkleinern will, zum Richter und Rächer wider mich angerufen wird. Ist das treuer Untertanen Art?“

„Sie werden es wohl büßen müssen“, sagte sie traurig, „du wirst den Pfleger seines Amtes entheben, obwohl er dem Erzstift lange diente, du magst den Führer der Bauern des Landes verweisen. Beide werden es schwer tragen.“

„Meinst du, daß diese Strafe genügt?“

Sie blickte sich in der Dunkelheit um, als suche sie Hilfe. Immer noch war Hannibal neben ihr, aber er sprach nicht, er vereinte seine Bitte nicht mit der ihren. Sie stand hier allein gegen den Fürsten, und droben auf der Hohensalzburg blickten in dieser Stunde, da man ihr zu Ehren ein Fest feierte, da man sie glück-

lich und froh sehen wollte, zwei Eingekerkerte einer düsteren Zukunft entgegen.

„Die Strafe genügt nicht“, hörte sie Wolf Dietrich sagen. „Wer wider mich aufsteht, den schlag ich nieder. Ein Staat müßte in seinen Fundamenten beben, wenn man dulden würde, was diese beiden getan haben. Ihr Schicksal wird ein Exempel sein für all die andern, die auch die Meuterei im Herzen tragen. Sie müssen sterben.“

Sie schrie auf, aber ihr Schrei ging unter in dem Lachen, in der Fröhlichkeit, die den nächtlichen Park erfüllten.

„Du darfst sie nicht sterben lassen“, drängte sie. „Dein Urteil kann so hart nicht sein.“

„Wer hindert mich?“

Sie trat einen kleinen Schritt vor, dicht vor ihn hin, und tastete nach seiner Hand. Diese Hand lag ganz schwer und hart in der ihrigen, sie spürte jede vorspringende Ader daran und die ganze Kraft der Knöchel und Finger.

„Hindern wird dich dein Herz. Hindern wird dich deine Liebe zu mir und zu deinen Kindern. Nie kann dir ein Werk gedeihen, nie kann unser Glück vollkommen bleiben, wenn Blut deinen Weg zeichnet. Willst du mir, wenn diese beiden fallen, noch in die Augen blicken? Willst du dann noch mit deinen Kindern spielen und mit ihnen lachen?“

Sie hörte ihn tief und schwer aufatmen. Er sprach: „Das Herz darf hier nicht Richter sein. Richter ist allein der Verstand. Liebst du mich, Salome, dann weißt du auch, daß ich das Recht zur Verteidigung haben muß, wenn du mich nicht verlieren sollst. Man greift mich an. Und indem man es tut, steht einer im Hintergrund, voll gerüstet und sprungbereit, der mir übel

will. Der Bayernherzog ist mein Feind. Es geht um den Salzpreis, es geht um die Propstei Berchtesgaden, es geht um hohe Politik zwischen den Reichsständen, von der du nichts weißt. Soll ich Hiebe nicht parieren, die man gegen mich führt? Bin ich ein Mann, dem man es zutraut, daß er dort verzeiht, wo diese Verzeihung Schwäche ist und ihm Schaden bringt? Da ich dich und die Kinder habe, muß ich stark bleiben, um für euch zu sorgen. Und ihr seid nur ein Teil. Dieses ganze Land ist meiner Sorge unterstellt. Wem Gott die Macht gibt, dem gibt er nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, zu strafen. Die beiden, die in der Hohen-salzburg liegen, sollen büßen. Sie werden sterben.“

Sie fühlte, daß dies endgültige und abschließende Worte waren. In dieser Stunde, in dieser Sekunde gehörten der Pfleger Vogl und der Bauer Keil nicht mehr zu den Lebenden. Sie würden den Tag nie mehr schauen, sie würden nie mehr zu der Gemeinschaft der Menschen wiederkehren. Eine unendliche Traurigkeit befiel sie bei dieser Vorstellung. So tief war ihre Trostlosigkeit und ihre Bitterkeit, daß die lärmende Umgebung sie plötzlich quälte. Die Musik, die über den Garten hinwehte, erschien ihr sinnlos, und die Menschen, die lachend durch die dunklen Heckengänge und Alleen schritten, haßte sie fast. Warum waren diese Menschen gekommen? Um mit ihr ein Fest zu feiern, da dieses Fest sie nur bedrückte? Sie sehnte sich danach, der Musik und der Heiterkeit zu entfliehen, zurückzukehren in die Stille ihrer Zimmer, an den Betten ihrer Kinder zu stehen und den Frieden zu suchen, den sie dort allein fand.

Sie wandte sich ab, um davonzugehn, aber Wolf Dietrich begann wieder zu sprechen und seine Worte hielten sie zurück. Seine Stimme hatte sich gewandelt.

Er schien Salomes und Hannibals Anwesenheit vergessen zu haben und zu sich selbst zu reden. Über ihnen stand ein sternloser Himmel, denn Wolken hatten sich nun heraufgeschoben und verdichteten die Schwärze der Nacht. Trotzdem sprach er von den Sternen, an die er glaubte, von seinen Sternen. Waren sie ihm günstig? Hatte er weiteres Glück von ihnen zu hoffen?

„Wenn diese beiden sterben“, sagte Wolf Dietrich, „so bin ich nur das Werkzeug einer höheren Macht. Ihr Los war bestimmt, ehe sie in diese Welt eintraten, die Würfel waren gefallen, ehe ihr eigener Entschluß reifte. Sind sie darum schuldlos? Schuld und Schuldlosigkeit stehen außerhalb unseres Willens, und dennoch muß die Welt urteilen und strafen. Ihre Sterne wiesen ihnen den Weg bis hierher, und nun ist er zu Ende. Mein Weg führt weiter, meine Sterne ziehen noch ihre Bahn, aber verlöschen werden auch sie einmal. Dann kommt der Tag, da auch ich sinke. Bis dahin werde ich kämpfen.“

Erschüttert drängte sie sich an ihn. Die beiden Männer, die in Ketten auf der Hohensalzburg lagen und bebend ihrem Richterspruch entgegensahen, waren vergessen. Sie dachte nur mehr an sich und an Wolf Dietrich, aus dem gerade in solcher Stunde das Bekenntnis so schmerzlich aufquoll.

„Sprich nicht so“, bat sie, „du ängstigst mich.“

Er lachte: „Ängstige ich dich? Aber Angst ist kein gutes Wort. Angst vor den Menschen soll man nicht empfinden, und vor dem Gesetz der Sterne ist sie nicht am Platz. In den Sternen steht geschrieben, wann und wie jeder enden mag. Und die Sterne sagen mir, daß ich fallen werde, zur selben Zeit, da ein Mächtigerer mit mir fällt.“

In diesem Augenblick kam eine hohe Gestalt d Allee entlang, und durch seine Rede hatte Wolf Dietrich verraten, daß er hier stand. Die Gestalt verharrete. Man hörte eine höfliche und doch etwas scharfe Stimme: „Finde ich Euch hier, Hochfürstliche Gnaden? Ihr seid Euren Gästen so jäh entschwinden.“

„Mein Vetter Marcus Sitticus“, sagte Wolf Dietrich und jeder konnte spüren, daß er sich dieser Gesellschaft nicht freute. Aber Marx Sittich war hier der Gast, und nicht alle, die droben in den erleuchteten Sälen gesesselt hatten und nun im Park spazierten, standen dem Herzen Wolf Dietrichs nahe. So blieb er den Gästen höflich, da Höflichkeit das Gebot der Stunde war.

„Ihr habt recht“, sprach er, „man kommt in solchen Nächten in das Sinnieren und Phantasieren und der Geist findet dann schwer den Rückweg. Da ist es gut, zur Besinnung gerufen zu werden, wie es nun durch Euch geschieht. Das Fest ist noch nicht zu Ende und die Gäste mögen uns vermissen. Wir wollen ins Haus gehen.“

Zu viert schritten sie den dunklen Weg zurück, bald sah sich die Nacht vor ihnen durch die Lichter, die aus den Fenstern strahlten, erhellt. Geblendet standen sie plötzlich in einem Glanz, der sie nun fast schmerzhaft überfiel. Hannibal wurde bald durch einen jungen Adligen beiseite gerufen. Wolf Dietrich trat zu einigen Domherren, die vor dem Portal eine kleine Gruppe bildeten und, die Weinhitze noch in den Gesichtern, die Kühle der Nacht genossen. Marx Sittich blieb an der Seite Salomes.

„Mich friert“, sagte sie, „wir wollen in das Haus gehen.“

„Euch friert?“ wiederholte er erstaunt. „Die Nacht ist mild, und nach der Glut des Tages tut es gut, sich

ihren frischeren Wind um die Stirn wehen zu lassen. Seid Ihr krank, Frau Salome?“

Sie schüttelte den Kopf. „Nicht krank. Aber voll Angst und Sorge.“

Er stieg neben ihr die Treppe empor. Er war größer als Wolf Dietrich und man merkte wohl, daß er aus demselben Holz geschnitzt war. Der viereckig gestutzte Bart gab seinem Gesicht etwas Kantiges und Schärfes. Die hohe Stirn zeugte von Kraft und Ehrgeiz, aber um die Lippen lag jenes galante Lächeln, das sich auch bei ihm mit der Domherrnwürde so gut vertrug. Er hatte es verschmäht, sich schwarz zu kleiden, sein modischer Anzug, der jedem Kavalier angestanden hätte, verleugnete den Priester.

Salome sah Marx Sittich selten, sie wich ihm auch aus, wenn sie ihn traf. Sie wußte, daß Wolf Dietrich diesen Vetter nicht liebte, daß er von ihm jeden Widerstand erwartete, daß hier ein Junger ungestüm und zukunftsfordernd gegen das Bestehende anstürmte.

Sie schritten droben durch die Räume hin. Die Musik spielte noch immer, und in einem Saal schlang man einen Reigentanz. An den Tischen saßen Paare, die zärtlich aufeinander einredeten, oder würdige Männer, denen der Falerner als willkommenste Gesellschaft genügte. Die Fenster hatte man geöffnet, in einem weichen und kühlen Strom kam die Nachtluft herein und ließ die zahllosen Lichter flackern und wehen.

Salome schritt dahin, bedrückt von diesen vielen Menschen, von dieser Fröhlichkeit, vom Tanz und der Musik. Marx Sittich blieb an ihrer Seite, und sie fühlte, wie sein Blick an ihrer Gestalt emporglitt, um auf ihrem Gesicht zu verweilen.

„Wie kann eine so schöne Frau Angst und Sorge haben?“ fragte er. „Denn schön seid Ihr, Frau Salome,

die schönste Frau, die ich jemals sah, und ich kann es verstehen, daß Wolf Dietrich nur zweierlei hat, was ihm am Herzen liegt und worum er sich sorgt: Euch und das Hochstift.“

Castello fiel ihr ein, als er so sprach. Unter den wenigen Männern, die sie in ihrem Leben gekannt, war der Italiener der erste gewesen, der ihr auf eine zarte und schwärmerische Weise huldigte. Er hatte von Liebe gesprochen. Würde auch Marcus Sitticus es wagen, von Liebe zu sprechen? Sie sah ihn an, und in ihrem Blick lag eine so deutliche und fühlbare Abwehr, daß ihr Gefährte fast erschrak, um dann dieses Erschrecken in ein Lächeln aufzulösen.

„Des Erzbischofs erste und größte Sorge ist dieses Land und dieses Volk“, sagte sie schroff. „Das ist seines Amtes, und ich muß weit zurückstehen, wie sichs schickt.“

Er wiegte bedächtig den Kopf, blickte über die schimmernden Säle hin, betrachtete die Tanzenden, lauschte der Musik, und fast schien es, als hätte er ihren Einspruch überhört. Dann gab er zurück: „Nun denn, hier habt Ihr alles vereint: das Volk, soweit es eben hoffähig ist, und Euch, Frau Salome. Das ist der Lebensinhalt Wolf Dietrichs. Und was er meint und denkt, wird auch offenbar in dem Anlaß dieses Festes. Ihr habt uns zu Euch geladen, wir alle kamen hier zusammen, weil es galt, Euer neues Haus an dem Tage, da Ihr es in Besitz nehmt, mit Heiterkeit zu füllen, damit diese in die Zukunft fortklingt. Mit diesem Hause hat Wolf Dietrich Euch reich und glücklich machen wollen. Er wollte damit aber auch diese Stadt schmücken, wie er ja in jeder Stunde so sehr daran denkt, daß Salzburg ganz seine Schöpfung werden, ganz den Stempel seines Geistes tragen soll. Man kann bei

ihm Privates niemals ganz von seinem Amt trennen. Er selbst fühlt und weiß das. Und wenn er es nicht fühlte, dann hätte es ihm bewußt werden müssen, als er das neue Statut, das ewige Statut für die Herrscher über dieses Land entwarf.“

Dieses Statut — da war es wieder. Plötzlich war Salome voll Anteilnahme, in ihren Augen erwachte die Neugierde, sie hoffte, daß sie nun vielleicht erfahren könnte, was es mit diesem geheimnisvollen Akt für eine Bewandtnis hatte. Warum sprach der Erzbischof zu ihr so wenig von solchen Dingen? Warum deutete er ihr seine Entwürfe, seine Gesetze meist nur in großen Umrissen an, ohne ihr genaueren Bescheid zu geben? Redete er zu ihr nicht, dann blieben auch die andern für sie stumm. Denn nie hätte sie es über sich gebracht, aus Domestikenmund zu erfahren, was der Fürst ihr, die ihm am nächsten stand, nicht mitteilen wollte. Dieses Statut aber — das war ihr klar geworden — mußte von weittragender Bedeutung sein. Die Trabanten ertappte man, wie sie es besprachen, die Domherren, die Höflinge verstummten immer wieder, wenn man zufällig in ihre Nähe kam, und aus den letzten, verflatternden Wortfetzen konnte man dann schließen, daß auch sie sich gerade über diesen Gegenstand erhitzt hatten. Zu diesen Höflingen hatte sie keinen Weg. Aber Marcus Sitticus war mehr: er stand Wolf Dietrich durch die Bande des Blutes nahe, er war ihm inniger verhaftet als irgendeiner. Bei ihm durfte sie Aufklärung suchen.

„Ihr seht die Dinge, wie Ihr sie sehen wollt“, sagte sie. „Das Statut handelt, soviel man mir berichtete, vom Staat, vom Hochstift, und keineswegs von mir.“

„Auch von Euch, Frau Salome“, erwiderte er. Sie hatten die Säle durchschritten und kamen in ein klei-

neres Gemach, worin sich keine Gäste befanden. Diese suchten den Wein und die Musik, hier aber stand keine Tafel, es wurden keine Becher kredenzt und die Weisen der Pfeifer erstarben in der Ferne. Eine Ruhebänk war in der Nähe des Fensters, Salome ließ sich darauf nieder und Marcus Sitticus stand vor ihr. Draußen hatten sich die Wolken wieder verschoben, ein paar Sterne blinkten matt vom Himmel herab, um immer wieder ausgelöscht zu werden und von neuem zu erscheinen. Der Wind schien sich stärker aufgemacht zu haben, man sah, wie sich die Bäume unter seinem Zugriff bewegten, und das Ohr meinte ihr Aufrauschen zu hören.

Indes sie in dieses matte Flimmern, in dieses Spiel der Schatten, in diese mächtig atmende Bewegung der Bäume hinausblickte, fuhr Marcus Sitticus fort: „In dem Statut wird zwar die Wahl des Landesfürsten genau so geregelt, wie darin die Rechte der Bürger ihre Festlegung erfahren — soweit von Rechten der Bürger überhaupt noch die Rede sein kann. Aber wichtig ist, daß Wolf Dietrich auch an seine Zukunft dachte — und Ihr werdet zugeben, daß dies nicht minder Eure Zukunft ist.“

„Seine Zukunft? Die gehört doch diesem Lande bis zu seinem Tode.“

„Ein kluger Mann denkt an jede Möglichkeit. Und möglich wäre es, daß Verhältnisse eintreten, die den Landesfürsten zwingen, dem Thron zu entsagen, die Herrschaft niederzulegen, bevor sein Stundenglas abgelaufen ist. Für diesen Fall hat Wolf Dietrich bestimmt, daß er und seine Nachfolger bis zum Lebensende einen Ehrensold beziehen sollen. Seine Nachfolger gelten ihm in Wahrheit nichts. Wenn er solche Bestimmungen trifft, dann denkt er nur an sich. Sich

selbst wollte er sichern und damit Euch, Frau Salome. Denn wenn er einmal nicht mehr regiert, dann kann sein Dasein nur mehr einen einzigen Sinn und Inhalt haben: das seid Ihr und Eure Kinder. Er liebt Euch, er meint es gut mit Euch. Bewiese das Statut nichts anderes, so geht doch dies daraus hervor.“

Sie errötete und in ihre grauen Augen kam fast ein Ausdruck des Hasses. Was dieser Mann sprach, empfand sie als Beleidigung. „Ich selbst“, sagte sie, „habe niemals etwas gefordert oder erwartet. Ich habe nie einen Platz, einen Rang einnehmen wollen, der mir nicht gebührt. Mir war die Zeit die schönste, da ich im Hintergrunde bleiben durfte und mir noch kein Schloß erbaut wurde.“

„Aber diese Zeit ist vorbei. Der Erzbischof hat Euch ins volle Licht gestellt, er präsentiert Euch dem Hofe und dem Volke, und wenn man Euch sieht und kennt, dann stimmt man ihm gerne zu. Ihr seid jeder Huldigung würdig.“

Vor ihr stieg die Zukunft auf, die dieses Gespräch beschwor. War es denkbar, daß Wolf Dietrich einmal die Zügel aus seinen Händen lassen mußte, ohne daß sie ihm der Tod entriß? Konnte er, der Macht brauchte, der zum Herrschen geboren und berufen war, sich jemals mit einem Dasein abfinden, das ihm seine Vorrechte nahm, seinen Rang raubte, damit er einer der vielen würde, über denen er bisher gestanden? Seine Art, sein Wesen strafte solche Gedanken Lügen. Und darum hätte sie fast diesem Marcus Sitticus, der groß im Lichte der Kerzen vor ihr stand, ins Gesicht gelacht, wenn seine Worte nicht in einer unheimlichen Weise zu Worten gepaßt hätten, die eben noch Wolf Dietrich selbst gesprochen. Hatte er nicht mit einer Dürsterheit, die ihn jetzt mitunter so jäh überfiel, in

dunkler Prophetie seinen Sturz vorhergesagt, der mit dem Sturze eines Mächtigeren zusammenfallen würde? Dieser Mächtigere war zweifellos der Kaiser; aber er war weit entfernt und ihm konnte nichts daran liegen, im Hochstift Salzburg einen andern Mann auf dem Thron zu wissen, weil ihm wohl jeder gleich galt. Die übrigen Feinde Wolf Dietrichs — und sie wußte, daß er Feinde hatte — wogen nicht viel. Mochten sie sich alle zusammenscharen und zusammenrotten, so waren sie immer noch schwächer als er allein.

„Die Zukunft“, sagte sie, „bringt, was sie will und muß, es ist nicht unsere Sache, alles vorher zu bedenken.“

„Ihr sprecht wahr, Frau Salome. Dennoch werdet Ihr zugestehen, daß sichs im Reichtum besser lebt als in der Dürftigkeit. Der Erzbischof braucht den Reichtum und er hat auch Euch daran gewöhnt. Darum will er ihn bewahren. Schließlich ist dies eines klugen Mannes Art. Dabei hat er seinen Rang, dessen Glanz selbst dann noch auf ihm liegen würde, wenn er nicht mehr der Herrscher wäre. Aber Ihr habt keinen Rang. Ihr steht allein, wenn er Euch nicht mehr stützt und mit seiner Macht, mit seinem Einfluß deckt. Auch das hat er erwogen. Und immer öfter geht im Kapitel die Rede davon, daß er ein Gesuch an den Kaiser richten will, damit Ihr und Eure Kinder den Adel empfanget.“

„Den Adel?“ Sie fuhr auf. „Ich bin eines Bürgers Tochter.“

„Ihr wart es. Nun seid Ihr dem Bürgertum entlaufen und entwachsen und noch gehört Ihr keinem andern Stande zu. Ob Wolf Dietrich wirklich die Absicht hat, beim Kaiser für Euch zu bitten, oder ob die Mäuler am Hof und in der Stadt müßiges Gerede wiederkauen, das keinen wahren Kern birgt, weiß ich

nicht. Aber ich glaube, daß Gerüchte niemals möglich sind, ohne daß sie wenigstens einen blassen Schein der Wirklichkeit spiegeln. Und so werden Eure Buben wohl einmal als Junker durchs Leben gehen.“

„Danach strebt mein Herz nicht“, sagte sie. Sie horchte hinaus in den Sturm. Dieser Sturm, der immer mehr anschwellt, ging nun auch um Dach und Giebel ihres Vaterhauses, das sie so lange nicht mehr gesehen hatte. Das Leben, das sie dort geführt, war in ihr erloschen, es war von ihr abgefallen, als hätte eine andere Salome in den alten und festen Mauern gewohnt. Aber in dieser Stunde fühlte sie sich ihrer Vergangenheit zugehörig. Was sie aus dem Bürgerhause mit sich genommen, war ein Erbe gewesen, das sie verschleiern konnte, für das sie sich aber niemandem verpflichtet fühlen mußte. Wollte man sie indes wirklich einreihen in einen Stand, an den sie nichts band und der sich ihr nie willig erschließen würde, dann empfing sie ein Geschenk. Und gegen solch ein Geschenk sträubte sich ihr Bürgerstolz.

„Wir wollen von diesen Dingen nicht mehr reden“, sagte sie abschließend. „Niemand weiß besser als Ihr, daß ich immer bleiben werde, was ich bin. Ihr tragt adeliges Blut in Euch wie Wolf Dietrich. Damit seid Ihr von anderer Art als ich. Liebe kann Brücken schlagen. Aber sie kann keinen Abgrund zuschütten.“

Er blickte sie erstaunt an. „Diese Worte sind stolz, aber sie sind auch klug. Je länger ich mit Euch spreche, desto mehr wird mir klar, daß ein Mann Euch verfallen muß. Denn Schönheit allein ist zu wenig — und sie wäre vor allem zu wenig für einen Menschen, wie Wolf Dietrich es ist.“

Sie erhob sich, um zur Gesellschaft zurückzukehren. Auf ihrer Stirn standen tiefe nachdenkliche Falten.

War dies nun ein Abend der Freude geworden, wie Wolf Dietrich ihn ihr zugedacht? Drei Gespräche, drei lange, an das Wesen ihres Seins rührende Gespräche, hatten einander abgelöst, und jedes war imstande gewesen, ihr ein Grauen vor dem Schicksal einzuflößen, das über ihrem und aller Menschen Leben stand. Durch die weit geöffnete Tür sah sie die Tanzenden, sah sie galante Paare und stille Zecher. Alle diese Gesichter kamen ihr plötzlich gespenstisch vor, die Gäste schienen Larven zu tragen, die Worte, die sie zueinander redeten, gewannen einen abgründigen Sinn. Sie hatte das Gefühl, als müßte sie diesem Fest entfliehen, um wieder zu sich selbst zu kommen und Ruhe zu finden.

Da hörte sie, wie Marcus Sitticus, der wieder neben sie getreten war, sagte: „Wir beide vernahmen heute, daß Wolf Dietrich Sorgen hat. Er verlebt Stunden des Zweifels, er sieht seinen Weg nicht mehr so klar wie ehemals. Aber da Ihr mich früher fragtet, so will ich es Euch sagen, Frau Salome: auch daran trägt das Statut schuld.“

Sie zuckte zusammen, als wäre sie von einer Viper gebissen worden. Dieses Statut schien ein Instrument der Hölle zu sein, dazu bestimmt, jeden zu quälen, der darin erwähnt wurde, und am meisten den, der es entworfen. Warum hatte Wolf Dietrich es geschaffen? Warum hatte er etwas so Gefährliches, so Vieldeutiges, so Umstrittenes ersonnen?

„Man sprach mir oft von diesem Statut“, sagte sie stockend, „aber immer so, daß ich nie erriet, worum es sich handelte. Die Leute wichen mir aus.“

„Euch brauchten sie nicht auszuweichen, denn Euch will das Statut Gutes bringen. Es will dem ganzen Hochstift Gutes bringen, eine Zukunft soll damit eingeleitet werden, die nur Sicherheit und Klarheit kennt.

Aber nichts ist schwerer zu erreichen als solch ein glücklicher Zustand. Wer ihn ertrotzen will, der muß mit den Widerständen der Menschen rechnen. Und Widerstände werden sich wegen des Statuts auch gegen Wolf Dietrich erheben. Wenn er das früher noch nicht wußte, so muß es ihm jetzt schon klar geworden sein. Er hat sich Feinde geschaffen, Frau Salome, mächtige Feinde. Zwar gilt es ihm nichts, daß im Domkapitel und im Rate der Stadt oder in der Landschaft hin und wieder einer aufstand und gegen ihn kämpfen zu müssen meinte. Solche Stürme verwehten wieder, er konnte ihrer lachen. Und wenn er sich von irgend jemand bedroht fühlte, dann griff er zu, um ihn zu zerschmettern, wie er in Zell zugriff. Die zwei armen Sünder, die jetzt auf der Hohensalzburg Stunden der Marter verleben, wissen davon ein Lied zu singen.“

„Wer aber sind seine gefährlichen Feinde?“ fragte sie zaghaft. Sie sah Marcus Sitticus tief in die Augen. Was wollte dieser Mann? War er ein Freund, der sie warnte, damit sie diese Warnung an Wolf Dietrich weiterleitete? Oder war er ein Gegner, der nie vergessen hatte, daß sich einer aus seiner Familie so hoch über ihn erhob und der sich nun an dem Mächtigen rächen wollte, indem er eine Hilfloose quälte? War er gut? War er böse? Sie taumelte in eine Wirrnis des Gefühls hinein, nichts war mehr sicher, klar und fest umrissen, zwischen Treue und Verrat war keine Grenze mehr, der Fuß trat auf keinen zuverlässigen Grund. Hier, in diesem Hause, während dieses Festes, war Marcus Sitticus, den sie bisher nicht oft gesehen und noch seltener gesprochen, zu ihr gekommen, um sie in Abgründe blicken zu lassen, in denen sich kein tröstlicher Himmel spiegelte. Sollte sie einen Tag, der ihr zur Freude bestimmt war, verzweifelt beschließen?

Wieder stieg ein Haß in ihr auf, dessen sie sich nicht erwehren konnte. Aber dennoch drängte es sie, Gewißheit zu erlangen, soweit dieser Mann sie geben konnte, um nicht Stunden und Tage nutzlos über Fragen vergrübeln zu müssen, die er in ihr wachgerufen.

„Seine gefährlichen Feinde?“ Er blickte sie nicht an, als er diese Antwort gab. Er hatte seine Augen von den ihren gelöst, er schaute über die glänzende Gesellschaft hin, und sein Gesicht nahm dabei einen Ausdruck des Hochmuts an, wie man ihn auch an Wolf Dietrich so oft sah. Er sprach, als wäre das Schicksal des Erzbischofs nicht auch sein und des ganzen Landes Schicksal: „Wolf Dietrichs Feinde sind die Bayern. Und vor allem will ihm der Bayernherzog nicht wohl. Eine Freundschaft, die ehemals bestand, hat Wolf Dietrich vernichtet. Er hat alte Privilegien nicht geachtet, er hat Verträge zerrissen, er hat um des Geldes willen ein Verhältnis zerstört, das für beide Länder gut war. Das Salz, das wir im Hochstift fördern, hat ihn zum Stärkeren gemacht, und er hat die Bayern ihre Abhängigkeit fühlen lassen. Sie haben ihm das übel vermerkt. Nun aber, im Statut, wirft er ihnen offen den Fehdehandschuh hin. Hier bestimmt er, daß kein Mitglied des bayrischen Herzogshofes oder des österreichischen Kaiserhauses jemals zum Erzbischof von Salzburg gewählt werden darf. Das trifft die Österreicher nicht. Denn wenn im Domkapitel auch zwei Erzherzoge sitzen, so tragen diese doch keinen Ehrgeiz danach, den Salzburger Bischofsthron zu besteigen. Aber die Bayern trachten danach. Und es wäre ihr Recht, dieses Amt einmal zu erlangen. Die Wahl war bisher immer frei. Wenn man einen Raitenau wählen konnte, so konnte man sich auch für einen bayrischen Prinzen entscheiden. Wolf Dietrich hat das abgeändert. Er hat

damit vor allem die Bayern treffen wollen. Und er hat sie getroffen.“

Dies war hohe Politik, dies war eine Wissenschaft, ein gefährliches Spiel, von dem Salome nichts verstand. Aus den Worten Marcus Sitticus' wurden ihr die Zusammenhänge nicht klar. Aber dumpf fühlte sie, daß eine schwere Wolkenwand an ihrem Himmel aufstieg, daß sich etwas Gefährliches zusammenballte.

„Was mag Wolf Dietrichs Absicht gewesen sein, als er dies bestimmte?“ fragte sie, und er mußte fast lächeln, als er aus ihrem Blick soviel Ahnungslosigkeit las.

„Die Bayern haben Wolf Dietrich manchen Verdruß bereitet. Sie sind oftmals seinen Plänen in die Quere gekommen. Darüber mag man denken, wie man will. Sie waren gewiß oftmals im Unrecht — am meisten dann, Frau Salome, wenn sie ihm vorwarfen, daß er Euch liebe.“

Sie wurde totenblaß. „Ihr beleidigt mich“, sagte sie.

„Nicht ich, sondern der Bayernherzog. Er will Euch nicht wohl, aber er will auch uns andern Salzburgern nicht wohl, weil wir zu Wolf Dietrich gehören.“

Sie schritten zurück zum Fest. Es war spät geworden, manche Gäste waren schon aufgebrochen, um sich von ihren Dienern, die drunten mit Laternen ihrer geharrt, heimgeleiten zu lassen. Die Musik aber war immer noch am Werk, die Geigen sangen, die Pfeifen trillerten, und Unentwegte tanzten nach wie vor.

Mit einem leichten Neigen des Kopfes verabschiedete sich Salome von Marcus Sitticus. Er blieb zurück und sah ihr nach, wie sie, hochgewachsen, in ihrem kostbaren Kleid, von Juwelen strahlend, durch die Säle hinschritt. Wie ist dieses Weib? dachte er. Sie blieb die Bürgerin, die sie war. Zweifellos ist sie gut,

und ein Teufel müßte kommen, um sie zu verderben. Die Macht Wolf Dietrichs über sie mag so groß sein, wie sie will, sie hat nicht hingereicht, das Wesen dieser Frau zu verändern. Und wenn Wolf Dietrich jemals glücklich war, dann war er es durch Salome.

Sie aber suchte Wolf Dietrich. Sie fand ihn bei seinen Domherren, auch der neue Dechant Johannes Kraft von Weitingen stand dabei. Er war robuster, weltlicher, widerstandsfähiger als sein unglücklicher Vorgänger, aber ein strenger Priester, der Ansehen im Kapitel und Volk genoß, war auch er. Beim Erzbischof stand er in Gunst, obgleich er diesem gegenüber seine Würde besser zu wahren verstand als so mancher andere aus dem Kapitel. Eben sprach Wolf Dietrich mit ihm, und als Salome hinzutrat, hörte sie, daß von den Bayern die Rede war. Sie waren im Augenblick fast das einzige Thema bei allen Gesprächen, die am Salzburger Hof geführt wurden. Salome berührte von rückwärts Wolf Dietrichs Schulter. Er fuhr herum. Sie blickte wieder in sein hartes und beherrschtes Gesicht, die trübe Stimmung, die ihn vor kurzem noch im Garten überfallen hatte, war verschwunden. Indem er seinen Blick über sie hingleiten ließ, fühlte sie abermals, wie stolz er heute auf sie war, aber nun empfand sie keine Freude darüber. „Ich bin müde“, sagte sie, „dieses Fest und dieser ganze Tag forderten viel von mir. Ich will zur Ruhe gehen.“

Er legte ihr leicht die Hand auf die Wange. „Geh“, sagte er, „und nimm das Bewußtsein mit, daß der erste Tag in deinem neuen Haus so glücklich war, wie es alle folgenden sein sollen.“

Sie schritt davon und seine letzten Worte klangen wie Hohn in ihr nach. Sollte dieser Tag wirklich ein Vorzeichen sein, sollten die folgenden ihm gleichen?

Aber war jemals soviel Neues, Arges, Trübes auf sie eingestürmt, waren ihr jemals so schwerwiegende Fragen vorgelegt worden, daß sie um die Antwort bangte? Hatte man ihr einmal schon gezeigt, wie sehr ihr Weg ohne Ziel in eine Irre führte, in der sie selbst die Richtung nicht finden konnte?

Sie ging zu ihren Kindern. Diese lagen in ihren Betten, Buben und Mädels, mit roten Wangen und geballten Fäusten, und schliefen einen Schlaf, der keine Sorgen kannte. Hier, dachte Salome, ist das Ziel. Wenn man es in der Welt nicht finden kann, dann muß man es in sich und bei den Menschen, die einem die nächsten sind, suchen. Eine Lampe brannte an der Decke mit kleiner Flamme, sie warf einen schwachen Schein über das Zimmer hin. Ein unendlicher Friede ging von diesen schlafenden Kindern aus, und es war schwer, sich vorzustellen, daß man eben noch dem Trubel und Lärm, dem Lachen und der Musik gehört hatte, daß man durch Zweifel geängstigt, durch verhüllte Drohungen erschreckt worden war.

In ihrem Schlafgemach dann stand sie noch lange am Fenster und blickte in den Park des Schlosses Altenau hinaus. Fern hob sich eine dunkle Masse empor, das war die Feste Hohensalzburg auf dem Mönchsberg. Am Himmel schoben sich immer wieder Wolken über die Sterne, manchmal zuckte am Horizont ein fahles Wetterleuchten auf, und vom Gebirge kam in jähem Stößen ein Sturm daher. Nach dem heißen Tage schien sich ein befreiendes Gewitter entladen zu wollen. Drunten im Garten rauschten die Bäume, und ein paar Vögel schrien ängstlich aus dem Schlafe.

Salome stand lange unbeweglich und blickte in den Aufruhr dieser Nacht hinaus. Und so endete der erste Tag in ihrem Schlosse Altenau.

Zweites Kapitel

Die Hecken im Park von Altenau wuchsen immer dichter zusammen. Die Bäume verloren ihr Laub, standen frierend im Rauhref und grüntem und blühten dann wieder. Das Schicksal ging seinen Schritt. Auf der Festung Hohensalzburg trat ein furchtbarer Mann sein blutiges Amt an, der Henker enthauptete den Pfleger Vogl aus Zell und den Bauern Keil. Das Leben triumphierte auch über diesen zwiefachen Tod. Auf Blühen folgte Frost und Kälte, wieder ward es Sommer, und wo Menschen gefallen waren, wuchsen neue nach. Die Natur verschwendete sich, sie war aber gegen sich selbst erbarmungslos, wo es Schwaches, Untüchtiges oder Überreifes auszumerzen galt. Der ewige große Ausgleich vollzog sich, jedes Leben hatte daran teil, die Lose fielen hell und dunkel, wie es geheimen Gesetzen entsprach.

Die kleine Maria Salome, die im Stifte Nonnberg unter ihrer schweren Grabplatte lag, war nun nicht mehr das einzige Kind, das die Mutter verloren hatte. Der Schoß Salomes war fruchtbar, die Zahl ihrer Kinder vermehrte sich. Aber während neues Leben ans Licht trat, sank anderes, das einem nun schon vertraut war und das man lieb gewonnen hatte, in die Dunkelheit hinab. Hannibal, der ihrem Herzen am nächsten stand, blieb ihr erhalten. Er war nachgerade groß aufgeschossen, man konnte ihn einen Jüngling nennen. Er glich seinem Vater nicht allzusehr. Er hatte nicht des-

sen harten, widerstandsfähigen, gedrunenen Leib, er war schlank, wie es die Mutter in ihrer Jugend gewesen. Das Blut der Raitenau offenbarte sich nicht ganz so stürmisch, wie es der Vater wünschte. Er hatte wohl sein Lieblingspferd im Marstall seines Vaters, und oftmals sah man ihn, von einem Reitknecht begleitet, durch die Straßen sprengen, wild und ungebärdig, daß die Leute auseinanderstoben, aber das Waffenhandwerk lockte ihn nicht, er war mit dem Schwert in Hieb und Parade nicht so schnell und gewandt, wie man dies von einem künftigen Reiter des Kaisers erwarten mußte. Salome war über dieses Wesen ihres Ältesten fast beglückt. Immer noch saßen die Türken in Ungarn, immer wieder schickte der Kaiser seine Regimenter hin, und mancher kehrte nicht wieder, der ausgezogen war. Die Mutter bangte vor dem Tage, da Wolf Dietrich ihr diesen Sohn nehmen würde, um ihn in das kaiserliche Heer einzureihen. Sie sah, daß die Buben, die diesem Ältesten folgten, stürmischer waren als er, daß sie mit glänzenden Augen von Kriegstaten und Kriegehruhm schwärmten. Doch sie mußte es erleben, daß der zweite ihrer Söhne, der ganz nach dem Sinn und Herzen des Vaters geraten war, eines Tages von einem hitzigen Fieber hingeworfen wurde, daß er in seinen wilden Träumen nur von Pferden, Waffen und Türken phantasierte, und daß er trotz der Pflege, die sie ihm angedeihen ließ, starb. Sie wachte Tag und Nacht an seinem Lager, verfolgte den furchtbaren Kampf dieses jungen Lebens mit dem Tode und erinnerte sich dabei jener schweren Nachtwachen, die sie vor Jahren gehalten, als Wolf Dietrich krank war. Er hatte damals dem Tode getrotzt, der Sohn war schwächer. Und auch ein zweiter Sohn wurde ihr geraubt, zwei Töchter starben nach ihm.

Einsam wurde es deshalb im Schlosse Altenau nicht. Zuviel Leben war dem Bunde Wolf Dietrichs mit Salome entsprossen, diese Frau glich einem Baume, der immer wieder blühte und seine Früchte reifte. In ihren Kindern fand sie nun ein Glück, das sie damals so sehr vermißt hatte, als der Erzbischof sie zu sich nahm und sie Tag um Tag nur damit verbrachte, auf ihn zu warten, bis er am Abend zu ihr kam, um seine Liebe wie einen Sturm über sie hinbrausen zu lassen. Nun wartete sie nicht mehr mit derselben Zuversicht auf ihn. Längst wußte sie, daß er nicht jeden Tag und jeden Abend zu ihr kommen konnte. Er liebte sie noch immer, das war gewiß. Aber seine Sorgen nahmen zu und wurden immer größer — oder hatte er nur die Spannkraft seiner Jugend verloren, die ihn ehemals mit Gott und der Welt herumraufen ließ, ohne daß er sich dadurch in seinen Entschlüssen und Handlungen beirrt fühlte? Er trug am Leben jetzt schwerer. Seine Faust war nicht mehr so hart, sein Griff nicht mehr so fest. Und die Zeit schien vorbei, da er seine Ziele in die Ewigkeit hinaussteckte.

Auf dem Domplatz wurde der neue Dom nicht fertig. Vielleicht hatte Wolf Dietrich längst die Hoffnung aufgegeben, diesen stolzesten Traum, den er je ersonnen, erfüllt zu sehen. Der Abbruch des alten Virgilius-Münsters hatte Jahr um Jahr in Anspruch genommen, die Arbeit war erstaunlich langsam und mühselig fortgeschritten, und als der Plan endlich freigelegt war, steckte man die Grundmauern für das neue Gotteshaus ab. Wenn einmal vollendet war, was man hier begann, dann konnten Rom, Wien und Paris keine Kirche haben, die dieser an Größe gleich kam. Die Salzburger staunten. Vielleicht begriffen sie zum ersten Male, wie ehrgeizig ihr Fürst in seinem Wollen war. Der Dom, der da ent-

stand, mußte die Stadt schimmernd überstrahlen, er mußte sie unter seiner gewaltigen Kuppel erdrücken. Sie sahen Mauern emporwachsen, wie man sie für Jahrhunderte fügt, sie waren Zeugen, wie man das edelste Material herbeischleppte, um es beim Bau zu verwenden. Aber dann erlebten sie es verwirrt und erschüttert, daß man die Arbeit plötzlich abbrach, daß die Maurer sich verließen, daß der Himmel auf ein unvollendetes Werk niederschien.

An dem Tage, da man aufhörte, Quader auf Quader zu schichten, ritt der Erzbischof am Abend durch das Tor von Altenau, warf einem Diener die Zügel zu und stieg zu Salome empor. Sie saß am Fenster, ihr jüngstes Kind spielte zu ihren Füßen. Sie blickte ihm entgegen, mit diesem gleichmäßigen Gesicht, das ihm nun zwanzig Jahre lang so vertraut war wie kein anderes Menschenantlitz, und er las in ihren Augen ein Gefühl, das in dieser langen Zeit seine Stetigkeit und Sicherheit niemals verloren hatte. Es war ihm nicht verborgen geblieben, daß manchmal Zweifel sie quälten, weil die Welt sich zu ihr drängte und ihr Gerüchte zutrug, Fragen an sie stellte, die sie nicht zu beantworten vermochte. Aber sie hatte alles überwunden, sie hatte immer wieder zu ihm zurückgefunden, weil sie ihm das Glück dankte, das ihr die Kinder gaben. Und jedes ihrer Kinder zeugte für eine Liebe, die so groß gewesen war, daß sie nie verklingen konnte.

Sie erhob sich und schickte das Kind zu Mattheus Janschitz hinaus. „Du hast Sorgen“, sagte sie. „Ich sehe es an deiner Stirn, an deinen Augen.“

Er machte die wegwerfende Handbewegung, die sie an ihm so gut kannte: „Nicht mehr Sorgen als eh und je. Ich bin sie gewohnt, sie schieren mich nicht. Etwas anderes bedrückt mich: heute ward mir bewußt,

daß ich alt werde. Denn wenn ich ehemals glaubte, daß ich die Vollendung aller meiner Pläne und Entwürfe erleben würde, so weiß ich nun, daß mein schönster und kühnster Plan für mich nicht reifen wird. Ich werde den neuen Dom, den ich Gott und den Menschen schenken wollte, nicht schauen.“

Sie lächelte, denn wie er da vor ihr stand, war er ein Bild männlicher Kraft. Er war nicht mehr der junge Fürst, der beim Eintritt vom Schlosse Freisaal her diese Stadt erobert und dann ein Mädchen zu sich geholt hatte, um es für immer zu besitzen. Man konnte sich nicht vorstellen, daß er, das Rapier an der Seite und den spanischen Federhut auf dem Kopf, noch auf Abenteuer ausgehen könnte. Sein Haupthaar ergraute immer mehr, auch in seinen Bart waren nun schon deutliche weiße Strähne gemischt. Es war ein anderer Wolf Dietrich, aber er war nun ein Mann, dem man es zutraute, daß er jede Eroberung halten, bewahren und verteidigen würde.

Salome sagte tröstend:

„Du hast den neuen Dom in deiner Jugend geplant, du wirst ihn als Mann bauen und dich noch an seiner Schönheit und seinem Glanz erfreuen. Die Werkleute, sagt man mir, schaffen wie die Ameisen, damit er wächst und sich fügt.“

„Ich habe die Werkleute heute davongejagt. Sie werden vielleicht morgen wiederkommen, um eine andere Arbeit zu beginnen: sie sollen niederreißen, was am Dom bisher fertig wurde.“

Sie erschrak. „Du bist von Sinnen“, sagte sie, „nie wurde etwas Kühneres geplant. Und du bist der Mann, es zu vollenden. Warum willst du etwas, woran dein Herz hängt, wieder vernichten?“

Er blickte sie rätselhaft an, dann sah er durch das

Fenster hinaus. Der Turm der Franziskanerkirche ragte zum Himmel, und nach dem Willen des Erzbischofs wäre er überhöht und erdrückt worden von der Kuppel und den Türmen des neuen Gotteshauses. Aber dort, wo das Münster gestanden war und der neue Dom sich erheben sollte, fiel nun über die Dächer der Bürgerhäuser kein Schatten hin.

„Ich kam heute am Dom vorbei“, sprach er, „und zum ersten Male sah ich, während die Werkleute Quader auf Quader schichteten, den vollendeten Bau. Es war eine Vision, was ich bisher in mir dunkel gefühlt und geplant, stand mit einem Male in seiner strahlenden Größe vor mir. Und daneben sah ich die Stadt, die eng geblieben ist, obwohl man Breschen in sie gerissen hat, ich sah diese engen und gedrückten Häuser, die schmalen und finsternen Gassen. Ich erschrak, und sowie ich heimgekommen war, riß ich die Spinde auf, ich holte alle Pläne hervor, ich stürzte mich über sie, um aus den Linien, die da vor mir kreuz und quer liefen, die Vorstellung dessen zu beschwören, was entstehen sollte. Ich sah, daß ich ein Werk entworfen hatte, ohne zu bedenken, wo es errichtet wurde. Eines muß zum andern passen, und hier paßte es nicht.“

Sie verstand ihn nicht ganz, aber dunkel nahm sie doch den Sinn seiner Worte in sich auf. Sie fühlte, daß er vielleicht noch nie so unglücklich gewesen war wie in dieser Stunde. Darum drängte es sie, ihm den Trost zu geben, dessen er bedurfte.

„Die Stadt wird geadelt werden durch diesen Dom, den du ihr schenkst“, sagte sie.

Er schüttelte in trotziger Abwehr den Kopf: „Der Dom wird seinen Glanz verlieren durch die graue Stadt, die ihn umgibt. Heute weiß ich, wo mein Fehler liegt. Als ich italienische Baumeister zu mir berief

und in ihren Plänen meine eigene Jugend wieder auf-
erstand, da vergaß ich, daß man in Rom anders schaf-
fen, anders planen, anders bauen kann als in Salzburg.
Das Große verträgt sich nicht mit dem Kleinen. Und
Gott wäre gehöhnt worden, wenn ich diese Kirche
wirklich vollendet hätte, die mit ihrer Wucht die Men-
schen erdrücken mußte.“

Wie lange kannte ihn Salome? Zwanzig Jahre lang
stand dieser Mann ihr nun schon nahe. Aber hatte sie
ihn in all dieser Zeit wirklich gekannt? Heute geschah
es ihr, daß ein anderer Wolf Dietrich sich ihr zeigte.
Zum ersten Male mußte sie es erleben, daß er einen
Entschluß, der seinem Lebenswerk gegolten hatte, ver-
leugnete, umstieß, zerschlug. Vom ersten Tage an, da
er Salzburgs Thron bestiegen, war die Umformung und
Ausgestaltung dieser Stadt im Mittelpunkt seines Sin-
nens und Trachtens gestanden. Und bei all diesen Plä-
nen war der Dom das Wichtigste, das Entscheidende.
Seine italienische Jugend sollte, wenn man ihn recht
verstand, durch dieses Bauwerk auf deutschen Boden
verpflanzt werden und von neuem aufblühen. Es war
ein Wagnis — aber wann wäre er je vor einem Wagnis
zurückgeschreckt? Zwei Jahrzehnte lang war er unbe-
irrt seinen Weg gegangen, und nun, da graue Strähne
sich in seinen Bart flechten und seine Schläfen silbern
schimmerten, wurde sie Zeugin, daß er ein Werk, das
schon begonnen war, abbrach, daß er gewissermaßen
wider sich selbst auftrat, daß er sich des Irrtums, des
Fehlers bezichtigte, daß er sich selbst verleugnete.

Ihre Erschütterung war groß, und während sie bis-
her immer erschauernd seine Kraft, seine Gewalt emp-
funden hatte, schien ihr nun plötzlich, als wäre er der
Hilfe bedürftig wie noch nie in seinem Leben. Sie sah
in diese Augen, in denen eine flackernde Unruhe war,

legte ihm die Hand auf die Achsel, wie sie es immer tat, wenn sie ihn beschwichtigen und zur Ruhe bringen wollte, und sagte: „Es ist keines Menschen Aufgabe, dir zu widerreden, wenn du einen Entschluß gefaßt hast. Du hast immer gewußt, was du willst, du wirst es auch diesmal wissen. Aber es macht mich traurig, daß du einen Plan aufgeben willst, der dir so sehr am Herzen lag.“

„Der Plan ist nicht aufgegeben“, sagte er barsch. „Wenn dieser Dom zu groß und zu glänzend war, so wird ein kleinerer, wie er Salzburg entspricht, immer noch schön und gut und dieser Stadt und dieses Landes würdig sein. Ich werde meine Baumeister wieder an die Arbeit hetzen, sie sollen neue Risse und Zeichnungen machen. Und wenn es so weit ist, dann werden die Werkleute abermals darangehen, Gottes Haus zu errichten. Denn dieses neue Haus werde ich vielleicht noch sehen können.“ Und indem sein Trotz, mit dem er alles zwingen wollte, ungestüm vorbrach, setzte er hinzu: „Ich will es sehen.“

Salome dachte über diesen Raum, über dieses Schloß Altenau und seinen engsten Bezirk hinweg. Sie dachte an Salzburg und die Salzburger Bürger. Sie kannte die Stadt und deren Menschen, Wolf Dietrich kannte sie nicht. Ihn hatte sein adeliger Rang immer vom Volke gesondert, und in diesen Mauern war er ein Fremdling, dessen Wiege nie hier gestanden, der mit niemandem Bande des Blutes und der Gewöhnung hatte. Er konnte nicht wissen, wie es auf die Salzburger, die zehn Jahre lang die Zerstörung ihres alten Münsters mitangesehen, wirken mußte, wenn der neue Dom in seinem Bau unterbrochen, wenn niedergerissen wurde, was kaum erst geschichtet und gefügt war. Die Salzburger würden glauben, daß Gott diesen Arm gelähmt, daß er

diesem Manne die Kraft genommen habe. Ein Gefühl würde in ihnen erstickt werden, das bisher dem Erzbischof so sehr zugute gekommen war: daß die Schwächeren sich Mächtigeren zu fügen hätten. Man mußte selber Bürgerblut in den Adern haben, um diese Gefahr zu sehen.

Wolf Dietrich sah sie nicht, er ahnte sie nicht. Ungebrochen war sein Drang, aus dem Augenblick in die Zukunft zu langen, sein Wille, weitgesteckte Ziele zu erreichen. Und darum dachte er schon wieder an anderes, an einen Wunsch, der ihn seit langem beschäftigte. Er fuhr in die Tasche seines Rockes und holte ein Papier daraus hervor, worauf sich kunstvoll verschnörkelte Buchstaben zu Zeilen reihten. „Dies“, sprach er, „ist für dich. Ich denke an dich und deine Kinder und will euch helfen, so gut ich kann.“

„Mir helfen?“ fragte sie erstaunt, „du halfst mir, seit ich dich das erste Mal sah. Und meine Kinder stehen sicher unter deinem Schutz. Du hast für uns gesorgt, wie du es nur immer konntest, du hast mir und den Kindern dieses Schloß erbaut, du hast uns die Adelsfreiheit darauf verliehen. Das mag vor den Menschen viel gelten. Uns gilt mehr, daß wir deinem Herzen nahestehen.“

Er zog sie an sich und küßte sie in einer Rührung, wie er sie lange nicht gekannt. „Ich habe in meinem Leben vielleicht manches falsch gemacht. Ich werde, wenn ich sterbend auf den Weg zurückblicke, den ich gegangen bin, wohl einiges zu bereuen haben. Eines aber war gut und beim letzten Atemzuge werde ich mich dazu bekennen: daß ich dich fand und zu mir nahm. Wenn es in meinem Leben ganz wild herging, dann war immer bei dir Ruhe und Frieden und Klarheit. Das kann man nicht danken. Aber man kann

vorsorgen, daß du, wenn ich einmal nicht mehr bin, bei den Menschen so viel gelten muß, als du um meinetwillen verdienst. Wenn ich dir den Adel verleihe, so gilt das nicht viel. Hast du den Reichsadel, so stehst du über allen. Darum habe ich durch meinen Geheimschreiber in deinem Namen ein Gesuch an den Kaiser Rudolf gerichtet, mein bester Bote wird es auf den Hradschin bringen. Und du selbst wirst dieses Papier unterschreiben, das dir endlich die volle Achtung der ganzen Welt verschaffen muß.“

„Den Reichsadel?“ fragte sie betreten, „ich habe nie danach verlangt. Mir liegt nichts an Titeln und Ehren.“

Er lächelte in seinem schwer erkauften Wissen um die Menschen. „Du willst keinen Titel und keine Ehren, weil du das Volk nicht mehr kennst. Seit zwanzig Jahren lebst du in einer Welt, die von Neid und Mißgunst frei ist. Das Schicksal soll es verhindern, daß du einmal in jene andere Welt zurückkehren muß, in der man an den Maßen des Pöbels gewertet wird. Kommt es so weit, dann wird dieser Brief an den Kaiser dich schützen. Es steht darin, daß du bei einer vornehmen geistlichen Person, welche dem Heiligen Römischen Reich und dem höchstlößlichen Hause Österreich der kaiserlichen Majestät nicht wenig gedient, etliche Kinder des Manns- und Weibsstammes erzeugt hast, und daß du für diese Kinder, damit diese in ihrer weiteren Laufbahn, in Erbschaft und Ämtern nicht beeinträchtigt würden, ein Rescriptum legitimacionis erbittest. Auch die Führung eines adeligen Wappens und des Namens ‚von Altenau‘ soll dir bewilligt werden.“

„Rescriptum legitimacionis“, sprach sie verwirrt nach, „was bedeuten diese beiden Worte?“

„Daß deine Kinder als ehelich und rechtbürtig gelten sollen wie irgendeines andern Kinder.“

Die Szene fiel ihr ein, da sie an der Seite Wolf Dietrichs in der Kapelle der Residenz stand und von dem bleichen, hohlängigen Domdechanten Thun getraut wurde. Zweifel, die ihr seit damals immer wieder gekommen waren und die sie mühsam, mit dem Aufgebot ihres ganzen Glaubens, ihres ganzen Willens unterdrückt hatte, stürmten wieder auf sie ein. „Ehelich, rechtbürtig“, stammelte sie, „sind unsere Kinder das nicht auch ohne ein kaiserliches Reskript? Bin ich dir nicht angetraut worden von Priesters Hand?“

Eine rote Welle stieg ihm in die Stirn, er fuhr sich mit der Hand, die in der letzten Zeit schmaler geworden war und auf der die Adern dicker hervortraten, über die Haare. Er schien der Antwort, die es hier zu geben galt, nachzusinnen. Erst nach einer Pause, in der sie ihn angstvoll musterte, erwiderte er: „Kaiserliches Recht richtet sich nicht in allem nach kirchlichem Brauch. Gab uns der Papst Dispens, so ist es immer noch gut, auch des Kaisers Bestätigung und Zustimmung einzuholen. Das ist bisher nicht geschehen, nun tu ichs. Der Kaiser auf dem Hradschin will mir wohl. Bisher hat er keinem von all denen, die gegen mich wühlten und arbeiteten, sein Ohr geliehen. Ihm ist bewußt, daß ich ihm viele Dienste leistete. Er wird sie mir vergelten, indem er dich erhöht.“

Er führte Salome zu einem Tisch, schob das Papier vor sie hin, rückte ihr das Tintenfaß zurecht, gab ihr den Kiel in die Hand. „Unterschreib“, sagte er. Und sie, die nun keine Widerrede mehr wußte und sich fügte, wie sie sich jederzeit in ihr Schicksal gefügt, soweit es von diesem Manne bestimmt wurde, schrieb auf das Gesuch ihren Namen: Salome Alt. Es war immer noch ihr alter Name, den sie als Kind, als Mädchen getragen hatte. Die lange Verbindung mit

Wolf Dietrich, dem sie Kinder geboren, eine Trauung, bei der ihre Hand in seine Hand gefügt worden war, hatten daran nichts geändert. Hier stand, was sie war und was sie jederzeit blieb, selbst wenn der Kaiser ihr wirklich den Reichsadel verlieh: Salome Alt.

Drittes Kapitel

Salome hatte, als ihr der Erzbischof von seinem Plane, den kaum begonnenen Dom wieder niederzureißen, sprach, das Gefährliche dieses Unternehmens gefühlt. Das Bürgerkind kannte die Herzen der Bürger. Sie ahnte, welch ein Sturm in der Stadt losbrechen würde, wenn man erfuhr, was hier geschah.

An dem Tage, da die Werkleute, dem Befehl gehorchend, Hammer, Kelle und Meißel niederlegten, da ihnen das Richtmaß aus den Händen sank und sie den Bau verließen, hatten die Salzburger noch nichts Arges gedacht. Derlei kam vor. Vielleicht hatte der Erzbischof gefunden, daß irgendein kirchlicher Anlaß, der im Kalender der Bürger nicht stand, dieses Werk für heute verbot. Man blieb nur stehen, um den ungeheuren Plan zu überblicken, den das neue Gotteshaus decken sollte, und wer Phantasie hatte, der konnte sich das Vollendete mit Kuppel und Türmen vorstellen und erwägen, wie winzig die altersgrauen Bürgerhäuser daneben zusammenschrumpfen würden. Aber davon sprach man nicht mehr. Allzu oft und allzu lange schon waren die gigantischen Ausmaße des neuen Domes in den Bürgerstuben und in den Wirtshäusern beredet und hitzig erörtert worden. Ein neues Geschlecht, das unter der Regierung Wolf Dietrichs herangewachsen war, hatte von den Eltern, die diese Kunst erst lernen mußten, als der Weisheit letzten Schluß gehört, daß man mit des Fürsten Entschlüssen

nicht rechten könne. Wollte Wolf Dietrich einen Dom bauen, der den Untersberg an Höhe übertraf, so hätte man auch das hingenommen.

Seine Kraft mochte oft wie eine Drohung auf dem Volke liegen, aber es beugte sich dieser Kraft als einer Gewalt, die unabänderlich und somit gewiß notwendig war. In zwei Jahrzehnten war eine Herrschaft durch ihre Dauer zur Bewährung geworden. Dabei mußte sich jeder eingestehen, daß der Erzbischof manches getan und angeordnet hatte, was die Bürger fürs erste nicht verstanden, was dem Herkommen widerstritt, was den Brauch, wie ihn die Väter geübt, aufhob und sinnlos machte, aber der Erfolg hatte immer für ihn gesprochen. Manchmal schien es, als wagte er sich an das Unmögliche heran. Auch dann setzte er sich durch. Wenn, so dachten die Bürger, er mit seinem Kopf gegen eine Mauer anrennt, dann birst die Mauer. Niemals aber wird er einen Schritt zurück tun, niemals wird er einen Entschluß bereuen, niemals einen Befehl widerrufen. Er ist seinen Weg immer geradeaus gegangen, ohne sich umzusehen und ohne abzuirren. Vor solchem Selbstvertrauen muß man sich beugen.

Sie hatten sich gebeugt und beugten sich. Er war in ihren Augen unfehlbar. Er war der Mann, der für jeden Anlaß das Richtige fühlte, sann und tat. Man spürte seine Faust, aber man wurde von ihm sicher geführt.

Nun baute er diesen Dom, der mit seiner Wucht die alte Stadt Salzburg érdrücken mußte. Mochte er ihn bauen. Vielleicht blickte er weiter in die Zukunft als die Bürger. Einmal würden die Söhne, die Enkel, die Urenkel ihre morschen Häuser niederreißen, hier und dort würde ein neues entstehen, das sich dann in seinen Maßen und seinem Aussehen dem Dom anpassen

könnte, und im Verlauf einiger Geschlechter mußte dann, von den Bergen umkränzt, eine andere Stadt sich hier dehnen, die mit dem großen Gotteshaus wirklich zu einer schimmernden Einheit geworden war. In hundert Jahren, vielleicht — wer wußte das? — würden Nachkommen die Erfüllung von Wolf Dietrichs Träumen erleben.

Man wartete also geduldig, man verfolgte neugierig, wie der Dom wuchs, man zerbrach sich nicht die Köpfe darüber, daß die Werkleute eines Tages vom Bau verschwanden und bis zum Abend nicht wiederkehrten, aber man wunderte sich doch, als auch am nächsten Morgen kein Maurer und kein Zimmermann zur Stelle war, als sonntägliche Stille über dem Bauplatz lagerte, obwohl ringsum in den Schmieden die Hämmer dröhnten und die Kaufleute Ellen feinen Tuches abschnitten oder Mehl und Gewürz zuwogen. Am Abend fragten die Salzburger einander: „Warum stockt der Dombau nun schon zwei Tage lang? Was ist hier geschehen? Was will der Erzbischof?“

Niemand wußte eine Antwort darauf. Auch am folgenden Morgen blieb es auf dem Bauplatz öde und menschenleer, eine Woche nach der andern verging, die Werkleute kehrten nicht wieder, sie saßen, von ihrer Arbeit aufatmend befreit, bei den Wein- und Bierwirten herum, ließen den Herrgott einen guten Mann sein und genossen die Ungebundenheit. Für andere Bauten durften sie sich nicht verpflichten, ihren Sold bezogen sie weiter. Das verwirrte die Salzburger, nachgerade wurde ihnen das Ganze zu einem Rätsel, das unheimlich schien. Den Grund für des Erzbischofs Entschluß kannte keiner. Der Erzbischof selbst und seine Baumeister schwiegen, und sonst war niemand eingeweiht. Man flüsterte, man sprach, man stellte Ver-

mutungen an — aber wer konnte wissen, ob er das Richtige erriet?

Das Richtige hatte keiner erraten. Das merkte man, als eines Tages die Arbeiter wieder auf dem Bauplatz erschienen. Aber nun brauchten sie keine Kelle und kein Richtmaß mehr, ihr notwendigstes, ihr einziges Werkzeug war das Brecheisen. Die Salzburger, die in Geschäften vorüberkamen und ein wenig verweilten, rieben sich die Augen, als wollten sie einen sonderbaren Traum verscheuchen: Steine, die man vor kurzem noch fein säuberlich aufeinandergeschichtet, wurden herabgerissen, in glatte Mauern schmetterte man Breschen, was glänzend erstehen sollte, sank zu einem ungeheuren Schutthaufen zusammen. Eine Weile schauten die Salzburger stumm zu, dann fragten sie. Und sie erfuhren, daß der Dom, kaum begonnen, wieder zerstört, abgetragen wurde.

Wer es nicht glaubte, der wurde überzeugt, als Karren und Wagen, von stämmigen Pinzgauer Pferden gezogen, daherkamen und die Arbeiter Schutt hinaufschaukelten oder auf schiefen Brettern mit Rollen und Winden schwere Quadersteine emporwuchteten. Was man eben noch mühsam hergebracht hatte, schaffte man wieder fort. Das Unfaßbare, das Widersinnige wurde somit wahr: man brach den Dombau ab.

Wenn er aber abgebrochen wurde, dann war dies nur aus einem Entschluß des Erzbischofs zu erklären. Verstehen konnte dies zwar niemand. Denn wenn man erlebt hatte, wie das Volk Sturm lief gegen den Befehl, den alten Dom, das Münster des Heiligen Virgilius, zu schleifen, ohne daß Wolf Dietrich sich im mindesten um die Meinung der vielen Tausende kümmerte, dann wußte man, daß er immer durchgeführt hatte, was er einmal begann. So war es bei

allem gewesen. Hatte er nicht der lästernden Mäuler gespottet, als er sich ein Weib nahm und mit ihm Kinder zeugte, obwohl man in allen frommen Bürgerstuben Zeter und Mordio schrie? Hatte er in seiner Politik gegenüber Prag und Rom, gegenüber Kaiser und Papst, nicht immer einzig und allein das getan, was ihm als richtig erschien? Vielleicht war sein Benehmen gegenüber den Ketzern das krassste Beispiel. Wo lag hier das Reichsinteresse? Wo hatte man an eine Rücksicht auf den Papst und die katholische Kirche zu denken? Schärfer als irgendeiner war der Erzbischof gegen die Protestanten vorgegangen; als er aber sah, daß er gegen seinen Vorteil handelte, daß er die ketzerischen Bergknappen in Hallein, die ihm das kostbare Salz schürften, brauchte, da blies er diesen Kampf ab. Anderswo tobte man gegen die Protestanten weiter, Häuser und Dörfer wurden in Schutt gelegt und von Rauch überwölkt, Fürsten standen auf für diese und für jene Partei, das Reich drohte zu zerfallen in sich selbst, der Glaubenskampf brachte es an den Rand des Abgrunds. Unbeirrt und unerschüttert stand Wolf Dietrich in all dieser Verwirrung, in all diesem Streit und Hader. Wieder hatte er einzig und allein sich selbst gehorcht, nie war er unsicher geworden.

Diesmal aber trat er gegen sich selbst auf, er widerrief seine Beschlüsse, er riß nieder, was er gestern gebaut. Sollten die Salzburger das Schauspiel erleben, daß ihr Herr zum ersten Mal seiner selbst unsicher geworden war? Sie konnten es nicht glauben, weil dies den Erfahrungen von zwei Jahrzehnten widersprochen hätte. Auch wenn er das Unsinnigste tat, hatte er es ehemals getan und durchgesetzt, ohne auf den Rat oder die Warnung eines andern zu hören. Das war etwa

damals der Fall, als der rebellierende Bauer Keil und der Pfleger Vogl von Zell auf die Hohensalzburg gebracht wurden. Ein paar Jahre waren seither vergangen, aber man erinnerte sich genau des traurigen und unheilvollen Vorfalls. Nichts war geschehen, als daß man in einem Dorf ein paar übereilte Worte gesprochen hatte. Für den Erzbischof ließ sich kein Schaden nachweisen, man bedrohte ihn, der so hoch und mächtig dastand, nicht, er konnte der Widersacher spotten, falls es wirklich Widersacher waren. Aber eines Morgens war die Nachricht durch die Stadt gelaufen, daß der Fürst ein blutiges Exempel statuiert hätte. Vogl und Keil waren geköpft worden. Die Hohensalzburg hatte schon viele menschliche Pein mitangesehen, in ihren Verliesen waren arme Sünder gefoltert worden, man erzählte sich, daß man dort Vorrichtungen geschaffen hatte, um gequälte Körper zu recken und zu strecken, und das Furchtbarste mußte sein, daß es eine Kammer gab, in der man sengender Glut ausgesetzt wurde, ohne daß man, tief zusammengekauert, auch nur Raum genug fand, sich zu rühren. Von der Gerechtigkeit mußte man erhoffen, daß alle diese Prüfungen zu Recht vollzogen worden waren, daß man die Urteile über Schuldige gesprochen hatte. Vogl und Keil aber waren nicht so schuldig, daß sie den Tod verdienten. Dennoch waltete der Henker seines argen Amtes.

Das war, wie gesagt, ein paar Jahre her. Vergessen hatte man diese Tat des Erzbischofs im Volke nicht. Er hatte die Widerrede keines Mahners angehört oder beherzigt, er hatte den Stab über zwei Menschen gebrochen, weil es so in seine Politik paßte. Die Bürger und Bürgerinnen fanden dies furchtbar. Aber widerwillig mußten sie zugeben, daß Wolf Dietrich auch

hier wieder der blieb, als den man ihn kannte, daß er seinen Willen allein gelten ließ und keine Handbreit von dem Wege abwich, den er zu gehen gewillt war. Sie hatten ihn heute geliebt und gepriesen, ein andermal gefürchtet, sie hatten ihm zugejubelt oder sich vor ihm geduckt. Zu jeder Stunde hatte er ihnen durch seine Unbeirrbarkeit, durch seine raubvogelartige Stoßkraft, durch die Wucht seines Tuns, die an den hohen und schmetternden Sturz eines Wasserfalles erinnerte, imponiert.

Nun erlebten sie dieses Schauspiel, das ihnen der neue Dom bot. Sie mußten zusehen, wie man Arbeiter durcheinander hetzte, daß die einen das Gegenteil von den andern taten, wie ein Bau, den man ihnen seit langem als herrliches Gebilde versprochen, als Krönung ihrer Stadt verheißen hatte, planlos begonnen und planlos wieder abgetragen wurde. So etwas war sonst des Erzbischofs Art nicht gewesen. Hatte er sich geändert? War er ein anderer geworden?

Mit einem Male gab es in Salzburg lauter Leute, die immer schon die Zeichen gesehen, die immer schon einen Verfall des Fürsten, ein Abbröckeln seiner Kraft geahnt hatten. Diener aus dem Schloß, Trabanten, Leibgardisten sollten berichtet haben, daß Wolf Dietrich nicht mehr gesund sei, daß ihn, seit jenem Pestjahr, immer wieder jähes Siechtum auf das Lager niederwarf und daß er dadurch so geschwächt wurde, daß er Schriftstücke nicht mehr selbst unterschrieb, sondern sich eines Stempels bediente. War das zu glauben? Konnte diese harte Hand so schwach und zitterig werden? Aber dies war noch das wenigste, was man erzählte. Es gab in der Stadt Rechenkünstler, Menschen, die in sich die Fähigkeit gespürt hätten, die Finanzen des Hochstiftes zu verwalten und zu ordnen.

Sie zuckten bedenklich die Achseln, spitzten die Mäuler und kniffen die Augen ein. Gerade heraus zu reden getrauten sie sich nicht; doch warfen sie halbe Andeutungen hin, gebrauchten doppelsinnige Sätze, aus denen man herauslesen konnte, was man wollte, schienen den Erzbischof zu preisen, indem sie ihn schmähten, und schoben beherzt alle Schuld auf eine Frau ab, die man so selten sah, von der aber jeder wußte.

Diese Frau kostete viel Geld, und man mußte noch kein Fürst sein, um sich wegen eines Weibes zugrunde zu richten. Dergleichen war oft vorgekommen, in jedem Bürgerhause konnte man es erleben. Freilich wechselte der Preis für Frauengunst: wer viel besaß, konnte viel bieten. Der Erzbischof hatte viel geboten, diese Bürgerstochter, die im Schloß Altenau saß, war heute reich wie irgendeine deutsche Fürstin. Aber was sie erhielt, fehlte in den Kassen, niemihr würde man dort Ordnung machen können, und die Schulden des Landes waren heute höher, als sie es jemals gewesen. Was war für dieses Geld geboten worden? Was hatte Wolf Dietrich von all seinen großen Versprechungen verwirklicht? Die Hauptsache war gewesen, daß das Keksweib ein prunkvolles Haus erhielt. Alles übrige konnte kaum zählen. Das Kapitelhaus, das Neugebäude der Residenz, der Palast Hannibals, das Mausoleum auf dem Sebastianfriedhof — es war nicht viel für eine Regentschaft von mehr als zwei Jahrzehnten. Was den Dom betraf, so hatte man bisher nur Zerstörung, aber keinen Aufbau erlebt. Und da der Aufbau endlich begann, ließ man eine neue Zerstörung folgen. Bestand die Meinung nicht zu Recht, daß Wolf Dietrich an sich selbst irre geworden war?

Der Dom wurde weiterhin abgetragen, die Fundamente wurden herausgerissen und geebnet, bald lag der

Platz so verlassen da, als hätte hier niemals ein Arbeiter sein Werkzeug geschwungen. Lange allerdings währte diese neue Ruhe nicht. Dann erschienen die Werkleute wieder, von neuem wurde abgesteckt und abgemessen, eingepfählt und eingeklankt, aber nun erkannte man, daß Salzburgs Dom kleiner sein würde, als ihn sich der Erzbischof ursprünglich vorgestellt hatte. Ein weiterer Platz würde frei bleiben, und Menschen, die Wolf Dietrich wohlwollten, wußten zu berichten, daß dies in seinen Absichten liege. Denn vom ersten Tage an hätte er sich vorgenommen, das enge Gewirr der Salzburger Häuser durch große, freie Plätze aufzulockern, damit Licht und Sonne überallhin dringen könne. Diese Plätze müßten den Bauwerken entsprechen, die darauf stünden. Und darum würde das Gotteshaus, das man jetzt begann, ganz nach dem Herzen Wolf Dietrichs sein.

Das mochte zutreffen. Aber auch wenn die Salzburger sich mit den neuen Tatsachen abfanden, blieb für sie immer noch genug Grund übrig, sich zu wundern und die Köpfe zu schütteln. Denn der Dom wuchs sehr langsam, es brauchte Wochen und Monate, bis die Fundamente gelegt waren und die ersten Quadern geschichtet wurden. Wer nicht unbedingt an seinen Läden oder an sein Handwerksgewölbe gebunden war, machte sich gerne für eine halbe Stunde frei, um den Maurern zuzusehen. Sie werkten sehr langsam, sie überlegten jeden Griff aufmerksam und vollführten ihn dann bedächtig, sie ließen sich Zeit, wo immer es nur anging, und man gewann den Eindruck, daß die Urnenkel die Vollendung dieser Kirche noch nicht erleben würden. Vorarbeiter waren zwar zugegen, aber auch sie wußten nichts von jener Eile, von jener rastlos zupackenden Tätigkeit, die man sonst bei allen Bauten

des Staates und des Fürsten beobachtet hatte. Die Salzburger nickten: es war bestätigt, daß sich manches gewandelt hatte. Wo das Auge des Herrn fehlt, da schaffen die Knechte schlecht. Als man das Kapitelhaus, das Schloß Altenau, das Neugebäude und das Mausoleum baute, da hatte man es fast tagtäglich erlebt, daß plötzlich der Erzbischof dahergeritten kam, daß er aus dem Sattel sprang und über die Haufen von Stein und Kalk stieg, um zu den Baumeistern vorzudringen und mit diesen alles zu besprechen. Erschien er, dann schnellten den Maurern die Steine, die aufeinandergeschichtet werden sollten, fast aus der Hand, der Mörtel schnalzte in kühnen Schwüngen hinterher, Schweiß rann von den Stirnen, und dennoch schien dem Herrn noch immer nichts schnell genug zu gehen. Seine Augen waren überall, wenn ein Arbeiter langsamer war, erspähte er ihn sofort und ließ böse Drohungen auf ihn niederschmettern, sein wilder Geist schien in alle zu fahren, seine Rastlosigkeit teilte sich jedem mit, und Mauern schossen schneller empor, als man dies in den Märchen gehört hatte, wo Feen und gute Geister vor die Menschen im Nu die herrlichsten Paläste hinzauberten.

Beim Bau des Domes ließ sich Wolf Dietrich selten blicken. Kam er wirklich, dann bot er einen Anblick, den die Salzburger bei ihm nicht gewohnt waren. Daß er gealtert, daß er grau geworden war, konnte nichts ausmachen, denn ein Geschlecht von Bürgern war mit ihm aus den Jünglingsjahren ins reife Mannestum emporgestiegen. Aber grau war nicht nur sein Haar und sein Bart, sondern auch sein Gesicht. Wolken lagen auf der Stirn, von den Nasenflügeln liefen an den Mundwinkeln entlang tiefe Kerben, die diesem Antlitz einen Zug von Bitterkeit gaben. Die Augen, deren Blicke

sich sonst auf jeden gestürzt hatten wie fangbereite Falken, lagen tiefer in den Höhlen und schienen müde. Stieg er aus dem Sattel, dann merkte man erst, wie dick er geworden war, und die Beine schienen dieser Last nicht mehr ganz gewachsen. Langsam wandelte er zwischen den Stößen von Steinen und Kalkblöcken dahin, er sandte seine Augen rundum, ohne daß man den Eindruck hatte, er sähe alle diese Menschen, die, in plötzlich erwachtem Ehrgeiz, eifriger arbeiteten, als es sonst ihre Art war. Er wechselte mit den Baumeistern, mit den Vorarbeitern ein paar Worte. Er ließ sich berichten. Hörte er zu? Indem er über den Plan hinblickte, schien er versunken und abgekehrt, als schaue er nicht die Gegenwart, sondern die Zukunft. Vielleicht überlegte er, ob es ihm beschieden sein würde, die Vollendung dieses Baues zu erleben. Lag dies in seinem Sinn, dann mußte er öfter kommen, um die Arbeiter durch Befehl, Mahnung und Drohung anzuweisen. Aber er kam selten. Sowie er davongeritten war, konnte man gewiß sein, daß er erst nach Wochen wiederkehren würde.

Das letzte Mal hatte er in voller Tatkraft die Werkleute in einen wilden Arbeitseifer hineingehetzt, als das Schloß Altenau gebaut wurde. Damals war er wohl noch ein anderer gewesen, obgleich seither so wenig Jahre vergangen waren. Stand ihm Frau Salome Alt, die von ihm so viele Kinder empfangen hatte, höher als Gott, dem dieses neue Haus gewidmet sein sollte? Hatte er sich so ganz und gar an Irdisches verloren? Man mußte es glauben. Und da man es glaubte, schenkte man den Leuten so willig Gehör, die umhergingen und allen, die ihnen in den Weg liefen, zwinkernd in die Ohren flüsterten, der Erzbischof häufe Schulden auf Schulden und richte den Staat allmählich

zugrunde, um die Liebe Salomes mit immer höherem Preis zu bezahlen.

Einmal aber wollte man solchem Gerede kein Gehör schenken. Das war damals, als es plötzlich durch die Stuben raunte, ein Bote wäre unterwegs nach Prag, um dem Kaiser ein Gesuch zu bringen, worin Salome Alt, die schon so viel Gold und Glanz empfangen hatte, auch noch das letzte erbat: den Reichsadel.

Jedem, der das erzählte, dröhnte das Lachen entgegen: „Den Adel für diese Buhlerin? Für dieses Kebsweib? Hätte der Erzbischof ihn zu vergeben, dann wäre er ihr schon längst bewilligt. Aber der Kaiser ist weit, er kennt Salome nicht, ihn hat sie nie mit ihren Augen, mit ihren Haaren, mit ihren weißen Gliedern berückt. Beim Kaiser gilt ihr Wort und ihr Werben nichts, bei ihm findet sie kein williges Ohr. Mit Schande und Spott wird er den Boten zum Hradschin hinausjagen, nachdem er ihm die Fetzen des Gesuches vor die Füße hingeworfen. Dieser letzte hochmütige Wunsch der Salome wird unerfüllt bleiben.“

Aber dann geschah das Unwahrscheinliche, das Unvorhergesehene: Wochen waren vergangen, da ritt der Bote zum Linzer Tor herein, staubbedeckt, auf abgetriebenem Pferd. Er brachte die Entscheidung des Kaisers mit. Wie war diese ausgefallen?

Die Salzburger erfuhren es bald genug, sie starrten einander ungläubig an, sie faßten es nicht. Der Kaiser hatte die Buhlerin Salome Alt und alle ihre Kinder in den Reichsadel erhoben. Es war ihnen die Führung eines Wappens und des Namens „von Altenau“ erlaubt worden.

Viertes Kapitel

Der Oktober des Jahres 1611 ließ sich kaum wie ein Herbstmonat an. Die Luft war lau, der Himmel seidig, die Bäume schienen noch einmal ausschlagen und blühen zu wollen. Solche Herbsttage waren in Salzburg nicht selten. War der Sommer von Regengüssen fröstelnd eingehüllt worden, dann ersetzte das Jahr scheidend die Wärme und das Licht, die es den Menschen auf seinem Höhepunkt vorenthalten hatte.

Dieser Oktober freilich sollte nicht lange schön bleiben. Das Wetter allerdings blieb beständig, man konnte sich kaum mit dem Gedanken abfinden, daß Kälte und Dunkelheit so nahegerückt waren. Aber die Salzburger konnten die strahlenden Tage nicht genießen, weil Sorgen ihnen die Köpfe und Herzen erfüllten. Und damit waren nun nicht die Sorgen des Alltags gemeint, es galt in diesen Zeitläuften nicht viel, ob ein Kaufmann ein paar hundert Ellen böhmisches oder flandrisches Tuch nutzbringend verkaufen konnte oder ob ihm sein Geld gut zinst. Vielmehr forderte das Gemeinwohl selbst, daß man sich damit abgab, daß man es erwog und beurteilte, daß man aus einem bedrängten Heute einen Ausblick in die unbekannte und rätselhafte Zukunft suchte.

In den Park und in das Schloß Altenau drang im allgemeinen nicht viel Kunde von der Welt, die durch strenge Mauern abgesperrt war. Aber die Ereignisse warfen diesmal ihre Brandung so hoch, daß die Flut

auch in die behütete Stille schäumte. Vor allem der Diener Mattheus Janschitz war es, der immer wieder mit Nachrichten daherkam, deren Tragweite er nur ahnen konnte und die sich in voller Klarheit auch Salome nicht erschlossen. Sie führte ein verträumtes, fast unwirkliches Leben. Kinder wuchsen um sie auf und sie verfolgte dieses Wachstum mit angespannter und ein wenig banger Freude, wie man das Gedeihen junger Schößlinge betrachtet, die man vor Frost und Schaden bewahren will. An den Abenden kam Wolf Dietrich, und er wirkte in seinem Gehaben jetzt oft seltsam. Niemals noch hatte seine Laune so sehr geschwankt, war sie solchen Wandlungen unterworfen gewesen. Er konnte aufgeräumt, heiter, fast ausgelassen sein, wie sie ihn noch nie gesehen, aber jäh schlug diese Stimmung um in Dürsterkeit und Niedergeschlagenheit, er wurde schweigsam und grübelte in sich hinein, um gleich darauf wieder aufzuflammen in seiner alten Lebhaftigkeit. Es war offenbar, daß ihn vieles bedrückte. Doch immer seltener sprach er davon, er schien es sich zum Grundsatz gemacht zu haben, daß alles, was den Staat und die Regierungsgeschäfte betraf, ausgeschlossen bleiben mußte, wenn er bei Salome Zuflucht suchte. Er ahnte nicht, wie sehr er solcherart dazu beitrug, ihr Leben noch schattenhafter, noch puppenartiger zu machen. Sie lebte einzig und allein ihr Dasein, was in dieser Zeit sonst keinem Menschen möglich war.

Denn im Reiche gingen die Wellen hoch. Auf dem Hradschin saß ein Kaiser — war er noch ein Kaiser? Ein grüblerischer Mensch, dem das Diesseits nie viel gegolten hatte und der darum jetzt zusehen mußte, wie man ihm die Macht, die er ausgeübt hatte und weiterhin ausüben sollte, aus den Händen wand. Aber

freilich wären der Dauer dieser Macht vom Schicksal Grenzen gesetzt gewesen, wenn die Menschen sich nicht entschlossen hätten, eine Majestät zu stürzen, die von Gott eingesetzt schien.

Diesem Kaiser fühlte sich Wolf Dietrich seltsam verbunden, und darum sprach er von ihm bisweilen, wenn er bei Salome weilte und über den eigenen Weg, über das eigene Gestirn Klarheit suchte. „Der Kaiser Rudolf“, sagte er, „ist mir in vielem verwandt. Fast könnte man meinen, wir wären Brüder. Unter dem gleichen Zeichen sind wir geboren, wir sind eines Sinnes, nur war er immer mehr nach innen gekehrt, indes ich das Leben packen mußte, um es an mich zu reißen. Das hat seinen Grund: ich mußte mir erst alles erwerben. Ihm fiel ein Erbe zu, das er nur zu verwalten brauchte. Verwaltete er es gut oder schlecht? Wer will sein Richter sein? Und wer könnte einmal über mich richten? Wie wir vor der Menschheit bestehen, wird diese Menschheit selbst erst wissen, wenn wir zu Staub vermodert sind. Möge sie dann gerecht sein. Denn Menschen unserer Art, denen Verantwortung auferlegt wurde, haben es schwer. An alltäglichem Maß darf man uns nicht messen. Der Kaiser freilich hat es noch schwerer als ich. Mein Land ist klein und bringt mir der Sorgen schon so viele, sein Reich ist so groß, daß ihm fast keine Grenzen mehr gezogen sind, es erstreckt sich von Aufgang bis Untergang. Man müßte den Blick eines Gottes haben, um es zu überschauen und zu meistern. Wer will sagen, ob der Kaiser diesen Blick hatte? Nie auch war es um das Reich so schlecht bestellt wie heute. Eine Pest — denn man hielt sie für eine solche —, die man vor Jahrzehnten noch ausrotten zu können meinte, ist geblieben, sie hat sich ausgedehnt, sie hat weite Provinzen erobert. Erinnerst du dich, Sa-

rome, wie der Papst mir befahl, gegen die Ketzer vorzugehen, und wie ich dreinfuhr, als wäre mir ein himmlisches Flammenschwert verliehen? Viele mußten damals aus dem Lande, und ich weiß den Tag noch, da auch Christoph Weiß, für den du batest, und deine Base dahinzogen . . .“

Salome erschauerte, als er diese Namen aussprach. Denn in der letzten Zeit war es ihr immer wieder geschehen, daß sie sich des Christoph Weiß und der Felicitas mit einer Eindringlichkeit erinnerte, über die sie selbst erstaunte. Seit diese beiden alles, was sie besaßen, auf Wagen und Karren gepackt hatten, um in Wels ein neues Leben zu beginnen, war nachgerade fast ein Vierteljahrhundert vergangen. Während vieler Monate und Jahre hatte Salome der Verlorenen, der so weit Entfernten kaum mehr gedacht, allmählich war untergesunken und verblaßt, was ehemals blutvolle Gegenwart gewesen. Aber nun standen diese beiden immer öfter vor ihr, und das erschreckte sie fast. Taten sich hier Zusammenhänge auf, die sie nicht übersah? Wuchs aus der Erinnerung eine dunkle Ahnung empor?

„Christoph und Felicitas“, sagte sie verwirrt, „wie kommst du auf sie?“

„Sie sind Glieder in einer langen Kette, Teile einer Masse. Was sie damals zu tragen hatten, trugen viele. Menschen, deren Ahnen seit eh und je in Salzburg gesessen, gingen fort, weil sie Ketzer waren. Wurde damit die Reinigung, die Heilung erreicht, die der Papst erhofft hatte?“

„Aber du hast schon lange aufgehört, sie zu bedrücken und zu verfolgen“, warf sie ein.

„Ich hörte auf, weil ich ihrer nicht Herr wurde. Für jeden, der fortzog, wuchsen zwei nach, und heute

sind ihrer mehr denn je. Das sah der Papst nicht voraus. Der Kaiser wußte es. Darum ließ er es an einer Strenge fehlen, die nichts gefruchtet hätte. War diese Milde Segen oder Fluch? Auf jeden Fall hat er es erleben müssen, daß das Reich ihm fast zerfiel. Fürsten und Völker stehen widereinander, Panier flattert gegen Panier, und auch ein Stärkerer als Rudolf könnte dieses Chaos nicht mehr bändigen. Er läßt die Dinge treiben, wie ich sie schon lange treiben ließ. In meinem Lande mögen sich Katholiken und Protestanten miteinander vertragen. Ich vertrage mich mit beiden. Und manchmal mag mir scheinen, als ob ich damals, vor zwanzig Jahren, nicht so besonnen gewesen wäre, wie mein Amt es erforderte.“

„Du tatest, was du tun mußt.“

Darauf antwortete er fürs erste nicht. Sie gingen durch den Park von Altenau, noch waren die Bäume nicht entblättert, ihr Laub flammte rot und braun zum Himmel, als wären am hellen Tage ungeheure Fackeln entzündet. Salome führte ihr jüngstes Kind, den kleinen Everard, an der Hand, er stolperte auf seinen kurzen, stämmigen Beinen und blickte mitunter zum Vater empor, den er bewunderte und liebte, weil er ihn so selten sah. Denn wenn Wolf Dietrich zu später Stunde kam, dann schlief Everard schon seinen tiefen Kinderschlaf. Heute war der Erzbischof früher erschienen, es hatte ihn gedrängt, in entscheidungsvollen Stunden bei Salome eine Ruhe zu finden, die sich ihm jetzt so oft versagte.

Sie schritten die Allee hinab, sie kamen zu dem Naturtheater, wo Wolf Dietrich gedankenvoll stehen blieb, als rief er den Tag zurück, da er Salome dieses holde kleine Wunder zuerst gezeigt hatte. Dann schlugen sie einen Bogen durch den Park, ein paar späte

Blumen umblühten sie, durch das Laub sickerte das milde Licht des Nachmittags, der Teich spiegelte wie ein großes Metallbecken. Vor dem Schloß blieb Wolf Dietrich von neuem stehen. Er blickte an der leuchtenden Fensterreihe entlang und fragte: „Warst du glücklich in diesem Hause, Salome?“

„Ich war es und bin es. Aber es hätte für mich dieses Hauses nicht bedurft, um es zu sein.“

Er blickte sie an, als wolle er zutiefst in ihrer Seele lesen und die Wahrheit ihrer Worte erforschen. Dann sagte er: „Es bedeutet viel, wenn man weiß, daß man wenigstens einen Menschen wahrhaft glücklich gemacht hat.“

„Du hast während langer Zeit so viele Menschen betreut, Wolf Dietrich.“

Er nickte: „Aber weiß ich, ob sie es mir danken? Kenne ich das Volk? Kennt das Volk mich? Dem Kaiser hat man seine Macht genommen, und man berichtet, daß er krank ist. In meinen Sternen steht geschrieben, daß ich mit ihm stürzen werde. Stürze ich aber, dann soll das Volk den Anblick eines Mannes haben, der sich bis zum letzten Atemzug nicht verloren gibt. Ob man mich liebt oder haßt — man soll mich achten. Den Kaiser achtet heute keiner mehr. Er hat sich selbst das Todesurteil gesprochen, bevor man ihn fällt.“

In diesem Park hatte er seine düstere Prophezeiung schon einmal ausgesprochen, in jener Nacht, die eine Nacht der Freude sein und den Einzug in das Schloß Altenau mit einem Fest krönen sollte. Salome entsann sich, wie Wolf Dietrich, ein schwärzerer Schatten in der Finsternis, vor ihr stand und von seiner magischen Bindung an die Person und das Schicksal des Kaisers sprach. Sie war damals bis ins Herz erschauert, und die Angst vor einer unbekannten Drohung, vor

einer Gefahr, packte sie auch diesmal. Sie versuchte, durch ein Lachen, durch ein heiteres Wort den Erzbischof aus seinen Grübeleien zu reißen. Daß es ihr nicht gelang, spürte sie. Erst Everard vermochte den Vater fröhlicher zu stimmen. Denn als der Kleine, plötzlich sein Recht fordernd, spielen wollte, sprang Wolf Dietrich jäh in eine frohere Gegenwart. Everard lief zwischen den ersterbenden Blumenbeeten dahin, um sich haschen zu lassen, und der Erzbischof folgte ihm, er jagte hinter ihm her, in Sätzen, die lang schienen und doch so berechnet waren, daß sie dem Kinde einen Vorsprung und damit den vollen Triumph ließen. In diesem Augenblick war Wolf Dietrich wieder der große, wilde, trotzig, ungebärdige Junge, den Salome vor vierundzwanzig Jahren kennengelernt hatte und dem sie als willenslose Beute verfallen war.

Der Erzbischof schied an diesem Abend bald, es war der Abend des siebenten Oktober. Was er vom Kaiser erzählt hatte, war nichts Neues, und wäre es neu gewesen, so betraf es doch das Reich und nicht die unmittelbare Umgebung und Nachbarschaft, den engeren Bezirk, auf den man angewiesen war. Man lebte in Salzburg, und das Glück oder Unglück Salzburgs wirkte sich im Dasein jedes Bürgers aus. Was aber ging in Salzburg vor?

In dieser Nacht erlosch in der Residenz das Fenster von Wolf Dietrichs Zimmer nicht, Nachtschwärmer, die spät noch vorüberkamen, sahen, daß der Landesfürst nicht von seiner Arbeit wich. Aber auch Salome, die den Gedanken an das Gespräch dieses Nachmittags nicht los wurde, blieb lange auf. Im Hause wurde es still. Die Kinder schliefen längst, das Gesinde war zur Ruhe gegangen, und manchmal drang aus dem Garten ein heiserer Vogelschrei herein. Hin und wieder

hörte man auf den Gängen einen langsamen, schleifenden Schritt; das war Mattheus Janschitz, der vorsorglich stets aufs neue die Runde machte, um sich zu überzeugen, daß alles in Ordnung sei und daß nirgends ein Schaden entstehen konnte. Die Kerzen, die ab und zu geschneuzt werden mußten, leuchteten mit ihren schwankenden Flammen, Salome zog Seidenfäden durch ein feines Gewebe und ließ die mühsame Arbeit, die mehr Aufmerksamkeit erforderte, als ihr heute zu Gebote stand, immer wieder sinken. Endlich war sie, trotz der späten Stunde, so überwach und zugleich verdichtete sich in ihr ein Gefühl der Angst so sehr, daß sie das Alleinsein nicht mehr aushielt. Sie hörte draußen wieder die leisen Schritte, stand auf und ging zur Tür. „Mattheus“, rief sie.

Der Diener Mattheus Janschitz stand draußen, ein Licht in der Hand, und blickte seine Herrin an, als wäre er bei verbotennem Tun ertappt worden. „Ihr seid noch wach, edle Frau?“, fragte er erstaunt, „es ist schon spät, und jedem Christenmenschen ziemt es, in der Nacht der Ruhe zu pflegen.“

„Ich finde die Ruhe noch nicht“, erwiderte sie, „und die Einsamkeit schreckt mich. Komm zu mir herein, Mattheus, du sollst dich zu mir setzen und mir erzählen von dem Leben da draußen.“

Er trat ins Zimmer, aber er wagte es nicht, sich zu setzen. Er blieb vor ihr stehen, die wieder die Stickelei aufgenommen hatte, und blickte auf ihren gebeugten Kopf und auf dieses Haar nieder, das im gelben Kerzenlicht so blond schien wie in ihrer ersten Jugend.

„Was wünscht Ihr von mir zu erfahren, Herrin?“ fragte er.

„Ich sagte es schon. Ich will wissen, was draußen geschieht. Ich komme aus diesem Hause und diesem Gar-

ten fast nie heraus, die Menschen, soweit sie nicht zu mir gehören, sind mir fremd geworden.“

Er wiegte bedächtig den Kopf: „Fast möchte man glauben, daß es erstrebenswert wäre, abseits der Menschen zu leben. Sie ziehen ihre Bahnen wie eh und je, aber man kann niemals sagen, ob diese Bahnen alle zum Guten führen. Hier, edle Frau, habt Ihr die Ruhe und den Frieden. Draußen ist die Unruhe, die Unrast, der Kampf, die Leidenschaft. Oft kommt es mir vor, als wäre dieses Haus eine Insel inmitten eines stürmischen Meeres.“

„Sind die Stürme so schwer, Mattheus? Gehen die Wellen so hoch?“

„Die Stadt“, sagte er zögernd, als wüßte er nicht, wie weit er seine Herrin einweihen dürfte, „die Stadt ist voll von Gerüchten. Jeder hat mit ansehen können, wie sich unser Zwist mit dem Bayern verschärfte. Worum es geht, kann ein einfacher Mensch wie ich nicht erkennen. Es werden wohl Dinge von Wichtigkeit sein. Aber man braucht nur zwei Stunden weit zu laufen, um zu merken, daß Gefährliches im Gange ist. Ich will nicht unken, edle Frau, ich will nicht weitertragen, was man im Volke spricht. Dort draußen, in Sankt Leonhard, am Hangenden Stein, hat der Erzbischof Blockhäuser bauen lassen und zweihundert Söldner an die Grenze gelegt. Ich habe sie nicht gezählt, aber die Leute nennen diese Zahl, und gewiß ist, daß die Söldner dort sind. Und nicht weit davon haben andere Söldner schon vor einiger Zeit für die Bayern die Straße von Berchtesgaden nach Reichenhall abgesperrt. Das ist nun Politik, von der ich nichts verstehe, und die Hochfürstliche Gnaden wird wissen, was sie tut. Aber in unserer Stadt selbst werden immer mehr Soldaten zusammengezogen. Wäret Ihr heute

durch die Straßen gegangen, wie ich es tat, Ihr hättet staunen und erschrecken müssen über die Unzahl von bewaffneten Knechten. Sie zogen in Trüpplein daher, andere, denen man freigegeben hatte, brachen in die Schenken ein, sofften den Wirten die Weinfässer leer und würfelten um Tod und Leben. Man konnte meinen, Salzburg wäre zum Heerlager geworden, und immer mehr Soldaten kommen, noch hat der Zuzug durch die Tore nicht aufgehört.“

Sie blickte ihn fassungslos an. Wie lange war es her, daß der Erzbischof hier gewesen, daß er mit ihr gesprochen hatte? Wenn solche Dinge vorgingen, wie konnte er dann ihr gegenüber schweigen? Hier mußten sich Entscheidungen vorbereiten, die jeden betrafen und also auch sie angingen. Hatte er sie nicht in Unruhe stürzen wollen? War dies der Fall, dann kannte er sie schlecht. Denn er mußte sich sagen, daß ihr Schreck desto größer sein mußte, wenn fremde Leute ihr schlimme Nachrichten zutrug.

„Und was, Mattheus, soll das Ganze? Was sprechen die Leute?“

„Sie sprechen, daß es Krieg mit Bayern geben soll. Obwohl mancher nicht einsehen will, daß man sich über das Salz nicht auch in friedlichem Handel einigen könnte.“

„Es wird wohl nicht zum Kriege kommen“, sagte sie, und noch immer wußte sie nicht, was sie von den Reden des Alten halten solle. Sie kannte Mattheus lange genug. Er war kein Schwätzer, kein Mann, der ihr zutrug, was an wildem und haltlosem Gerede durch die Straßen der Stadt schwirrte. Selten wagte er es ja, zu ihr über Dinge zu sprechen, die nicht unmittelbar seinen Dienst und seine Pflichten betrafen. Wenn sich ihm die Zunge löste, dann mußten ihn Sorgen

drücken, mit denen er selbst nicht mehr fertig wurde.

Mattheus Janschitz stand immer noch vor ihr und blickte auf sie nieder. Er schwieg jetzt. Und da auch sie keine Worte fand, so lastete eine Stille im Zimmer, die vertieft wurde durch die Stille der Nacht. Darum war es doppelt aufrüttelnd, als man plötzlich aus der Ferne ein Geräusch hörte, das näher und näher klang. Es war, als ob da draußen viele Füße durcheinander liefen, doch kam in diese Wirrnis bald Gesetzmäßigkeit und Rhythmus, stampfende Schritte dröhnten taktmäßig ineinander, und als Salome ans Fenster eilte und es aufstieß, sah sie in der Finsternis über Büsche hinweg und durch Bäume hindurch Fackeln, die ihr rotes zuckendes Licht über Reihen schreitender Leiber warfen. Manchmal verfiel sich das Licht spiegelnd in Metall, und es war zu erraten, daß dies Eisenhauben waren. Dort marschierten Soldaten des Erzbischofs. Was war ihr Ziel?

Die Frau und der alte Mann blickten einander an, keines von ihnen wußte die Antwort. Schließlich verneigte sich Mattheus ehrerbietig, um Abschied zu nehmen. „Der neue Tag, edle Frau, wird uns Klarheit bringen. Möge sie günstig für uns sein. Jetzt aber würde ich Euch raten, zur Ruhe zu gehen. Es wird immer später, und vielleicht brauchen wir alle bald unsere Kräfte.“

Er ging, und Salome empfand die Einsamkeit, in der sie zurückblieb, drückend wie noch nie. Wirre Gedanken drängten sich in ihr, sie dachte allen Ernstes daran, durch die Nacht in die Residenz zu laufen, zu Wolf Dietrich vorzudringen und von ihm Gewißheit zu erlangen über all das Sonderbare und Geheimnisvolle, das in Salzburg vor sich ging. Sie bezwang sich freilich. Sie wußte, daß im Augenblick großer Entscheidungen Wolf Dietrich von keinem Menschen ge-

stört werden durfte, und sie fürchtete, daß er auch ihr keine Ausnahme zubilligen würde. Janschitz hatte recht gehabt; das Gebot der Stunde war, zur Ruhe zu gehen und den Morgen zu erwarten. Aber sie fand die Ruhe nicht. Sie lag wach, bis durch die kleinen, bleigefästen Scheiben das graue Licht eines Herbstmorgens drang. Aus dem Nebenzimmer vernahm sie ruhiges tiefes Atmen, dort schliefen Hannibal und sein ältester Bruder. Everard war ihr nahe, sein Bett war zu dem ihrigen geschoben. Sie sah sein gerötetes Gesicht, und der Schatten war rührend, den die langen Wimpern der geschlossenen Augen malten. Ein unendlicher Friede ging von solch einem schlafenden Kinde aus, und man mußte die ganze Gläubigkeit eines jungen Herzens haben, um sich einem so tiefen und glücklichen Schlaf hinzugeben und in das Erwachen das Bewußtsein mitzubringen, daß diese Welt gut wäre und daß sich alles, was einen betraf, aufs allerbeste fügen würde.

Salome stand an diesem Tage früher auf als sonst. Sie läutete und ließ den Diener Mattheus rufen. Er trat vor sie, und sie forschte angespannt in seinen Zügen, um zu erraten, ob er ihr Gutes oder Böses zu berichten hätte.

„Wie sieht es heute in der Stadt aus, Mattheus?“, fragte sie.

„Sie ist ruhiger, Herrin. Aber viele Bewaffnete sieht man immer noch. Das Volk, sagt man mir, spricht nach wie vor wildes Zeug, doch weiß niemand Gewisses.“

Die Gewißheit empfing Salome bald genug. Denn dieser Tag setzte für sie mit einem ungewohnten Ereignis ein. Der Erzbischof kam am frühen Morgen schon zu ihr. Den Trabanten, den Mägden und dem Diener Mattheus merkte man es deutlich an, wie sehr

sie darüber erstaunten. Es hatte sich manchmal begeben, daß Wolf Dietrich mittags erschien, um mit Salome und den Kindern zu essen; immerhin war dies nicht allzu oft geschehen. Seine Zeit war der Abend. Am Morgen aber, bevor die Sonne am Himmel stand, hatte ihn in Altenau noch nie ein Mensch erblickt.

Indes schien er nicht als Überbringer übler Botschaften zu kommen. Er stieg die Treppe mit eiligen, herrischen Schritten hinan, und dem Gesinde, das ihn an sich vorübergehen sah, dünkte er aufgeräumt und guter Dinge. So trat er auch vor Salome hin. Als sie ihn erblickte, als sie wahrnahm, daß seine Stirne nicht umdüstert war, ja, daß ein selbstbewußtes und zufriedenes Lächeln um seine Lippen lag, dachte sie an die Sorgen, an die Befürchtungen, die sie während dieser Nacht gequält. Hatte sie nicht, von den Schatten der Finsternis bedrängt und bedrückt, allzu grau gesehen? Was konnte es ausmachen, wenn ein Landesfürst wirklich einmal ein paar Fähnlein Waffenknechte in seine Hauptstadt legte? Dafür konnte es vielerlei Gründe geben, und unter diesen waren gewiß manche, die alles in einem friedlichen Sinne erklärten und klärten.

„Du kommst heute sehr früh“, sagte sie, „aber ich freue mich dessen. Fast wußte ich bisher nicht, wie du am Morgen aussiehst. Dein Herz scheint dich hierhergewiesen, mein Herz scheint dich gerufen zu haben. Ich habe eine arge Nacht hinter mir, Fragen, die mir keiner beantworten konnte, quälten mich, meine Gedanken malten sich Dinge aus, vor denen ich erschrak.“

„Und worum sorgtest du dich?“

„Ich hörte allerlei aus der Stadt. Man sagte mir, daß die Gassen von Landsknechten wimmeln.“

Er nickte: „Man hat dich nicht belogen. Ich habe Truppen in die Stadt gelegt.“

Nun erwachte die Besorgnis in ihrem Blick von neuem. „Das Volk, so berichtete man mir, meint, es würde Krieg geben.“

Sie erbleichte, als er wieder nickte. „Manchmal sagt sogar das Volk die Wahrheit. Es wird Krieg geben, oder, um die volle Wahrheit auszusprechen, wir haben den Krieg schon.“

Sie taumelte zurück, als wäre sie vor die Brust gestoßen worden. Fast scheu betrachtete sie ihn, und es schien ihr unvorstellbar, daß er in diesem Augenblick so ruhig, so sicher sein und immer noch lächeln konnte. Sie hatte noch nie einen Krieg erlebt, aber sie wußte, was er bedeutete. Wolf Dietrich, dessen Amt die Politik war, mußte von der Entscheidung, die er heraufbeschworen, andere, genauere, klarere Vorstellungen haben als sie, er mußte alle Möglichkeiten überblicken, er sah den Weg, den es zu gehen galt, bis zum endlichen Ziele vor sich. Und er konnte so gefaßt vor ihr stehen und sogar lächeln?

„Krieg?“ wiederholte sie ängstlich, und es war ihr bewußt, daß Mattheus Janschitz wohl in allem ein guter Prophet gewesen. „Krieg mit Bayern?“

Er ließ sich in einen Stuhl nieder, schlug ein Bein über das andere und blickte ihr voll ins Gesicht. Nun lächelte er nicht mehr, seine Züge waren ganz ernst und gesammelt, Falten gruben sich ein, die ihm den Ausdruck der unerbittlichen Entschlossenheit und der Härte gaben. „In dieser Nacht“, sagte er, als berichte er vor einem Kriegsrat, dem er die politische und militärische Situation vollkommen klarmachen wolle, „in dieser Nacht habe ich meine Fähnlein — es waren tausend Mann — in das Stift Berchtesgaden einrücken lassen. Der Oberst Ehr Gott und der Hauptmann Auer befehligen die Soldaten. Der Streich ist geglückt, es

gab keinen Widerstand. Berchtesgaden gehört uns, die Bürger mußten die Waffen abliefern. Nun mag der Bayernherzog sehen, ob man mit mir nicht besser im Frieden lebt. Er hätte diesen Frieden haben können, doch er hat ihn nicht gewollt.“

Everard war auf den Vater zugesprungen, er stützte die Ellbogen auf dessen Knie und blickte zu dem großen, bärtigen Gesicht empor, das sich zu ihm niederneigte. Aber Everard wurde in der Hoffnung, daß Wolf Dietrich mit ihm spielen könnte, bitter enttäuscht. Zwischen dem Vater und der Mutter schienen heute Dinge vorzugehen, die ihnen die Freude am Spiel nahmen. Auch flog nun die Tür auf und der Bruder Hannibal fegte wie ein Sturmwind ins Zimmer, erregt, erhitzt, mit Fragen geladen, die ihn bis zum Bersten füllten.

„Vater“, schrie er, „überall erzählt man, es wäre Krieg. Vor kurzem noch sprachen die Leute nur davon, daß so viele Soldaten in der Stadt liegen. Und nun plötzlich geht es wie ein Lauffeuer um, die Mägde in der Küche und die Reitknechte im Stall wissen es und sagen es jedem weiter, daß du mit dem Bayernherzog im Krieg bist und daß du heute Nacht Berchtesgaden besetzt hast. Ist das wahr, Vater?“

Wolf Dietrich blickte zu Hannibal empor, der nachgerade so sehr in die Höhe geschossen war, daß er den stämmigen Vater und auch die Mutter, die über den Durchschnitt maß, überragte. Er hatte die grauen Augen Salomes und die harte, kantige Stirn der Raitenauer. Dieses Gesicht war hübsch zu nennen, und durch die Ähnlichkeit mit dem Vater gewann es manchen energischen und entschlossenen Zug, den freilich die weicheren Lippen abschwächten. Jetzt, in diesem Augenblick, war allerdings alle Weichheit verschwunden.

Eine jugendliche Begeisterung, eine wilde Freude am Abenteuer stürmte durch seinen ganzen schlanken Körper und flammte aus den Augen. Wie Hannibal an diesem Morgen vor dem Vater stand, schien er alle Erwartungen zu erfüllen, die dieser jemals wegen seiner Zukunft gehegt.

„Ich wollte“, sagte der Erzbischof, „du wärest um vier, um fünf Jahre älter, dann, bei Gott, hätte mich nichts gehindert, dich im vollen Ernste zu erproben. Du hättest meine Fähnlein anführen, du hättest dich im Dienste deines Vaters und deines Landes als echter Raitenau erweisen müssen. Die Raitenau sind Reiter des Kaisers gewesen, und wer für mich wider die Bayern reitet, der reitet genau so gut für den Kaiser, als ginge es gegen die Türken.“

Der Kraft, die vom Erzbischof ausstrahlte, hatte sich Hannibal immer willig gebeugt. Nie aber war ihm der Vater so groß erschienen wie jetzt. Jedes Ideal, das ihm in seinen Knabenträumen vorgeschwebt, schien nun erfüllt, da Wolf Dietrich dem feindlichen Nachbarn den Fehdehandschuh hinwarf und kurz entschlossen seine Regimenter marschieren ließ.

„Laß mich mitstreiten, Vater“, bat er in plötzlichem Entschluß, „du selbst sagst, daß ich ein tüchtiger Reiter sei, und meine Klinge weiß ich gleichfalls zu führen. So gut wie jeder andere kann auch ich mich schlagen. Danke, du selbst wärest bei deinen Soldaten, wenn ich bei ihnen bin.“

Selten hatte dem Erzbischof dieser Sohn eine Freude gemacht, die der Freude, dem Glück dieser Stunde glich. Er stand auf, zog Hannibal an sich und fuhr ihm mit der Hand in uneingestandener Rührung über den wirren Kopf. „Du bist zu jung, mein Sohn“, sagte er, „und niemanden bekümmert dies mehr als

mich. Mein Herz wäre erst dann voll und ganz bei diesem Kriege, wenn ich dich unter meinen Fahnen wüßte. Aber wenn diese Stunde ihr Gutes hat, dann ist es die Erkenntnis, daß mein Sohn seiner Ahnen würdig ist.“

Salome hatte diese Szene still beobachtet. Das jugendliche Feuer Hannibals, sein knabenhaftes Ungestüm hätte ihr sonst wohl ein Lächeln entlockt. Heute kreiste ununterbrochen derselbe Gedanke in ihrem Gehirn, er hatte von ihr Besitz genommen und ließ nichts anderes wichtig erscheinen: warum war dieser Krieg gekommen? Warum waren Wolf Dietrichs Truppen in Berchtesgaden eingerückt?

„Noch sagtest du mir nicht“, sprach sie endlich, „was dich zwang, deine Regimenter marschieren zu lassen.“

Wolf Dietrich blickte sie an, als müßte er sich entsinnen, wovon zwischen ihm und ihr die Rede gewesen. Sie fragte? Konnte in dieser Stunde, da die Würfel gefallen waren, noch von Erklärungen, von einer Rechtfertigung die Rede sein? Es war geschehen, was geschehen mußte. Damit hatten sich alle abzufinden. Die Verantwortung war ihm aufgebürdet.

Aber dann drängte es ihn plötzlich, zu sprechen, für sich selbst Klarheit zu schaffen in diesem ganzen Geflecht von Hader, Anfeindungen, Verfolgungen und Intrigen, das allmählich unübersehbar und undurchdringlich geworden war. „Es geht um das Salz“, sagte er, „zwischen dem Bayernherzog und mir stand seit Jahren nur dies. Wir glichen fast Kaufleuten, die sich um eine Ware raufen. Aber ich war dabei ein Kaufmann, der wußte, daß von meinem Reichtum das Glück aller abhängt, die mir verbunden sind. Das Hochstift ist mit Gütern nicht gesegnet. Das Gold in den Tauern wird nur mehr spärlich geschürft. Der Segen, den uns der

Herr gab, ist unser Salz. Die weißen Kristalle aus dem Dürrenberg gingen weithin in die Welt, über Bayern, über Böhmen wurden sie verfrachtet, und das Gold strömte dafür zu uns zurück. Wurde das Leben teuer, traten Anforderungen an uns heran, die größer waren als in der Vergangenheit, dann mußte auch das Salz teurer werden, um den Ausgleich zu schaffen. Das wollten die Bayern nicht einsehen. Der Bayernherzog ist recht ein Krämer und erkennt nicht, daß es sich für mich nicht um eine Ware, sondern um ein Recht handelt. Jeder weiß, und auch du weißt, wie oft er Zeter und Mordio schrie, wenn ich ein paar Groschen auf das Fuder Salz auflegte. Und schließlich tat er das Letzte: er legte hohe Mauten auf unser Salz, um unsern Lebensquell zu ersticken, er baute eine Straße, um das Berchtesgadner Salz nach Bayern zu bringen, ohne unser Gebiet berühren zu müssen, und damit von uns unabhängig zu werden...“ Hier lachte Wolf Dietrich wild auf: „Die Straße, auf der seine Salzfuhren dahinrollen sollten, habe ich heute nacht zerstören lassen, sie ist nicht mehr vorhanden. Und Berchtesgaden ist nun genau so in meiner Hand wie Hallein und der Dürrenberg. Alles Salz gehört mir.“

Er schwieg einen Augenblick, wurde wieder ernst und fuhr fort: „Berchtesgaden ist aber von rechts wegen ein Teil Salzburgs. Die Propstei müßte dem Hochstift unterstehen. Die Bayernherzoge waren es, die so lange beim Papst baten und drängten, bis er die Entscheidung fällte, daß das Stift ihm unmittelbar botmäßig sei. Das ist eine Entscheidung, die der Überlieferung widerspricht, die mich beleidigt und unser Land trifft. Ich habe sie einmal hinnehmen müssen, aber in meinem Herzen habe ich sie nie anerkannt. Jetzt ist die Stunde gekommen, da auch diese Rech-

nung berichtet wird. Ich mache Ordnung in allem, was die Bayern und mich angeht.“

Diese Worte klangen sehr bestimmt, und Salome wußte, daß der Erzbischof gewillt war, Trotz gegen Trotz, Gewalt gegen Gewalt zu setzen. Sie mußte aber zugeben, das alles, was Wolf Dietrich gesagt hatte, sie zu überzeugen vermochte. Ihr salzburgischer Stolz regte sich. Die Sache Salzburgs mußte gut sein, und Salzburg wurde durch Wolf Dietrich vertreten. Er selbst hatte ihr manchmal gesagt, wie sehr die Bayern ihn bekämpften, wie sie Klagen wider ihn erhoben, wie die Beschwerden über seine Politik, über seine Verfügungen, über seine Pläne und Taten sich zu Bergen häuften. Hatte er nicht endlich zuschlagen müssen? Durfte er Herausforderungen länger dulden?

Ihr Blick wandte sich von Wolf Dietrich ab und glitt zu Hannibal hinüber. Der glühte immer noch in Begeisterung und Tatendrang, und wenn der Vater es erlaubt hätte, dann wäre er hinabgestürzt in den Stall, hätte sich sein Pferd satteln lassen und wäre den Truppen nachgeritten, über Hellbrunn, Anif, Sankt Leonhard und über die Grenze hinüber nach Berchtesgaden. Diese Stunde schien ihn gewandelt zu haben, nie hatte sie ihn so gesehen, er war ein Mann geworden. Freilich nahm er nur das Vorrecht der Männlichkeit für sich in Anspruch, begeistert zu sein, zum Kampf zu drängen, Mut und Tatendrang dem Feinde entgegenzutragen. Er kannte noch nicht die Pflicht des Mannes, die darin liegt, Verantwortung zu tragen. Diese Verantwortung war nun Wolf Dietrich auferlegt. Salome konnte sich vorstellen, wie schwer ihm der Entschluß geworden war, den letzten Schritt zu wagen, den entscheidenden Befehl zu geben. Sie dachte sich ihn, wie er sich mit ein paar Vertrauten beraten, wie er nach-

her allein in seinem Zimmer zurückgeblieben war und mit sich selbst rang, bis ihm jene Klarheit zuteil wurde, die er brauchte. Er hatte dabei sein eigener Richter sein müssen, um nichts zu tun und zu beginnen, was vor ihm und der Welt nicht bestehen konnte. Sie wußte, daß er in solcher Stunde hatte allein sein müssen, ja, daß vielleicht jeder Mensch die letzten Entscheidungen allein treffen muß. Darüber überkam sie ein fast mütterliches Gefühl für ihn, und sie sagte leise, als sollten diese Worte nur zwischen ihnen beiden bleiben und von den Kindern nicht gehört werden: „Hast du sehr viel mitgemacht, ehe du deine Soldaten marschieren ließest?“

Die Wärme ihres Tones sprach ihn seltsam an. Er fühlte etwas Gutes und Tröstliches auf sich einströmen, das ihm gerade jetzt nottat. Er erwiderte nichts, aber er nahm ihre Hand und drückte diese so fest, daß Salome leisen Schmerz empfand. Dann trat er an das Fenster und blickte hinaus auf dieses Gewimmel marschierender Leiber, das man schattenhaft durch das Laub des Gartens sah. „Da ziehen sie nun hin“, sagte er, „und was ich gewollt, das werden sie durchführen.“

Dann ging er. Auch Hannibal stürmte wieder davon, in die Stadt, um sich an einem bunten kriegerischen Bild zu berauschen. Salome blieb mit Everard zurück. Draußen stieg der Tag, und auch er brachte wieder strahlende Sonne und eine milde, wohltuende Wärme. Wieviele solcher Tage konnte dieses Jahr noch schenken? Plötzlich schien ihr, als müßte man alles Schöne an sich reißen, um es festzuhalten und zu genießen, solange es einem gehörte. „Komm, Everard“, sagte sie, „wir wollen in den Garten gehen und uns der Sonne freuen.“

Everard jubelte und lief ihr selig voran. Drunten

stand sie, in deren Herzen noch das Dunkel dieser Nacht kauerte, vorerst geblendet im Licht. Dann schritt sie die Alleen hinab, indes das Kind sie umsprang. Aus der Ferne klang immer noch das Dröhnen marschierender Schritte zu ihr herein, und die sonnige Stille des Gartens wurde dadurch verscheucht und aufgestört.

Sie hörte den Riegel der Gartenpforte klirren, und der alte Mattheus Janschitz kam daher. Er war in der Stadt gewesen und kehrte zurück, nicht durch das Haustor, sondern durch den Garten, den er liebte und durch den er wandelte, so oft es ihm sein Dienst gestattete und er nicht fürchten mußte, die Herrschaft zu stören. Salome blieb stehen und erwartete ihn: „Du warst in der Stadt, Mattheus?“

„Ja, Herrin.“

„Und was sieht man dort?“

Er blickte Salome forschend an, er schien nicht gewiß, ob er ihr die ganze Wahrheit sagen dürfte. „Arbeiter sind aufgeboden mit Spaten und Hacken, um Schanzen aufzuwerfen“, sprach er endlich. „Die Stadt wird befestigt. Und Hochfürstliche Gnaden reiten selbst umher und sehen zu, wie die Wälle höher und stärker werden und geben Anordnungen und erteilen Befehle.“

„Schanzen?“ fragte sie beklommen. „So bestünde Gefahr für Salzburg?“

„Der Erzbischof blickt weiter als wir.“

Damit verneigte er sich und schritt auf das Haus zu. Salome setzte ihren Weg fort, sie ging ein paarmal um den Park herum, durch flammende Alleen und an verblühenden Beeten hin, langsam und doch von einer quälenden Unrast getrieben. Es wurde Mittag, Mattheus erschien wieder und bat sie zum Essen. Sie ver-

spürte keinen Hunger, aber sie wußte, daß die Kinder ihrer warteten. Der Tisch war gedeckt wie immer, die Kinder saßen bereit, nur Hannibal fehlte. Man löffelte schon die Suppe, als er daherstürmte, über das ganze Gesicht glühend, aufgeregt, dabei von Schweiß bedeckt, als brenne draußen die Sonne mit sommerlicher Hitze nieder. Er brachte eine Botschaft mit, die für die Mutter nicht neu war, aber die Unruhe wieder zu wecken vermochte. „Durch die ganze Stadt bin ich gelaufen“, berichtete er, „und überall werfen sie Schanzen auf. Du sollst sehen, Mutter, wie schnell das geht. In ein paar Stunden wird Salzburg eine feste Stadt sein, gegen die keiner anrennen kann. Und der Vater reitet herum und schaut alles an und ist damit ganz zum General geworden. Ich glaube, Mutter, daß ich an seiner Seite werde kämpfen dürfen, wenn die Bayern kommen.“

„Kind“, sagte sie erschrocken, „die Bayern kommen nicht, sie dürfen nicht kommen, deshalb hat ja dein Vater seine Soldaten ausgeschickt.“

Dieser Trost mochte für andere gelten, ihr brachte er die volle Ruhe nicht. Der Nachmittag, der nun folgte, war der schwerste ihres Lebens. Tausend Fragen bedrängten sie und sie wußte nicht, an wen sie sich damit wenden sollte. Andere konnten hinauslaufen, konnten alles ansehen, konnten ihr Herz den Nachbarn, den Freunden ausschütten. Damit bürdeten sie gewiß einen Teil dieser Sorgen von sich ab, und alles wurde leichter, wenn man es nicht allein trug. Sie war allein. Sie wußte, daß sie Wolf Dietrich in der nächsten Zeit seltener denn je sehen würde, und bei den Kindern konnte sie noch auf kein Verständnis hoffen. Die Stunden schleppten sich hin, sie hatten Bleigewichte an den Füßen. Bald wurde es dämmerig, die Tage

schrumpften schon ein. Und nun litt es sie vollends nicht in ihrer Einsamkeit, sie wollte ihr Recht geltend machen, an einem Geschehen, an Ereignissen teilzunehmen, die alle und also auch sie betrafen. Sie rief Mattheus. „Lauf in die Residenz, in das Kapitelhaus, in die Kirche, wo immer du willst, aber schaff mir den Domherrn Marcus Sitticus von Hohenems zur Stelle. Sag ihm, daß ich ihn sprechen möchte. Bitte ihn, zu kommen. Ich warte auf ihn.“

„Den Domherrn Marcus Sitticus“, wiederholte Mattheus bedächtig. Der Auftrag wunderte ihn. Nie noch hatte die Herrin ihn ausgeschickt, um einen Gast zu holen. Aber er fügte sich und ging.

Er fand Marcus Sitticus lange nicht. Wieder kroch Stunde um Stunde hin, die kurze Dämmerung des Herbstes wich einer frühen Nacht, die ihre schwarzen Schleier vor die Fenster hängte. Nun wäre es an der Zeit gewesen, daß Wolf Dietrich sie besuchte. Aber auf ihn hoffte sie heute nicht. Allzuviel stürmte jetzt auf ihn ein, da konnte ihm der Sinn nicht danach stehen, in die Arme einer Frau zu eilen.

Wolf Dietrich blieb wirklich aus, aber Marcus Sitticus kam. Er trat ins Zimmer, elegant und geschmeidig wie immer, dabei mit jener Sicherheit, mit jenem Selbstbewußtsein, durch das er seinem Vetter Wolf Dietrich so sehr ähnlich wurde. Auf seinem Gesicht lag noch der Ausdruck des Erstaunens, in das ihn die Botschaft des Mattheus Janschitz versetzt hatte. Vielleicht kam er so spät, weil er lange gezögert hatte, dem Rufe, der da an ihn erging, zu folgen.

Salome trat ihm mit raschen Schritten entgegen. „Ich danke Euch, daß Ihr gekommen seid“, sagte sie, „es war der erste Dienst, um den ich Euch jemals bat, aber auch der größte, den Ihr mir leisten konntet.“

„Ihr seht mich verwundert“, erwiderte er. „Ich bin Euch gerne zu Diensten, aber ich weiß nicht, was ich in dieser Stunde für Euch zu tun vermöchte.“

Sein Ton war so kalt, daß sie ihn erschreckt anblickte. Konnte er denn nicht erraten, wie es um sie stand und daß sie irgendeinen Menschen brauchte, der ihr half, der ihr riet, der sie stützte? Ahnte er nicht, wie furchtbar das Alleinsein, das sie so viele Jahre geübt, gerade jetzt für sie war?

Sie nahm seine Hand und hielt sie fest: „Nicht so, Marcus Sitticus, nicht so. Wir leben in einer argen Zeit, und da drängt es einen Menschen zum andern, man muß jemand haben, der zu einem steht. Ich aber habe niemand. Wolf Dietrich — Ihr wißt es wohl selbst — kann sich jetzt um mich nicht kümmern, anderes füllt ihm Herz und Hirn. Aber ich quäle mich, weil ich nicht weiß, was vorgeht. Manchmal kommt mein alter Diener Mattheus Janschitz oder mein Sohn Hannibal und bringt eine Nachricht daher. Es ist mir bekannt, daß man Schanzen aufwirft in der Stadt, aber niemand sagt mir, ob das eine Gefahr bedeutet. Dieses Ausgeschlossen sein geht über meine Kraft. Ihr müßt mich verstehen.“

Sein Gesicht wurde milder, die Kälte, die im ersten Augenblick so ernüchternd auf Salome eingeströmt war, wich. Marcus Sitticus ließ seinen Blick langsam an der Frau, die hilfesuchend vor ihm stand, niedergleiten, dann schickte er ihn durch das Zimmer, das er in all seiner Pracht umfing.

„Ihr tut mir leid“, sagte er endlich. „Und Ihr habt die Neuigkeit nur vom Diener Janschitz und von Eurem Sohn? Der Erzbischof war nicht hier?“

„Er kam“, erwiderte sie, „und ganz früh am Morgen schon, zu ungewohnter Stunde, zu der ich ihn

sonst selten sah. Seither war er nicht mehr hier, und am Abend, wo ich ihn immer erwarten durfte, blieb er aus.“

Die Anteilnahme des Marcus Sitticus schien geweckt. Er schritt über den Teppich hin zu zwei schweren Stühlen, die einander gegenüberstanden. „Wir wollen uns setzen“, sagte er. Dann, da sie ihm gegenüber Platz genommen hatte, lehnte er sich zurück, schlug die Beine übereinander und fragte: „Und wie war Wolf Dietrich, als Ihr ihn saht?“

„Wie er war?“ Diese einfache Frage verwirrte sie. Hier wurde von ihr verlangt, sie solle sich klar werden über die Haltung eines Mannes, den sie immer ganz so hingenommen hatte, wie er eben war. Sie hatte über Wolf Dietrichs Wesen und Auftreten nie sonderlich nachgedacht. Einmal, ein einziges Mal, damals, als sie dieses Schloß festlich in Besitz nahm, war er ihr verändert erschienen, damals hatte er seine gewohnte Stärke vermissen lassen, sie hatte geglaubt, ihn an sich selbst zweifeln zu sehen. Aber dieser Eindruck, dieses seltsame Erlebnis, tief und doch flüchtig, war wieder vergangen und sie war Wolf Dietrich mit der Unbefangenheit des Weibes entgegengetreten, dessen Liebe feste Wurzeln geschlagen hat und das darum dem Boden, der diese Wurzeln nährt, nicht mehr nachfragt.

„Er schien nicht anders als sonst“, sagte sie endlich. „Ich merkte wohl, daß er nun noch mehr Verantwortung trägt als in andern Zeiten. Aber er war sicher und zuversichtlich wie immer, es ging Kraft von ihm aus wie eh und je.“

Er lächelte ungläubig: „So scheint diese Kraft auf Euch nicht übergegangen zu sein, Frau Salome. Sonst würdet Ihr mich nicht um Hilfe ersuchen.“

Sie errötete. „Seid nicht hart zu mir“, bat sie. „Kein

Mensch weiß, was Einsamkeit heißt, es wäre denn, er säße im Kloster. Ich habe trotz meinen Kindern mehr als zwanzig Jahre lang viel Einsamkeit erfahren. Ich trug sie gern, denn ich hatte dafür anderes, was Menschen gemeinhin nicht in solchem Maße zufällt. Aber heute erschrecke ich vor meinem eigenen Atem, vor meinem eigenen Schritt. Ihr könnt mir die Ruhe geben, wenn Ihr mir sagt, was geschah und warum es geschah.“

„Wir haben Krieg“, sagte er kurz, „Krieg mit Bayern.“

„Und warum haben wir ihn?“

„Der Erzbischof begann ihn, und da er ihn begann, wird er notwendig gewesen sein.“

„Unsere Soldaten sind noch in Berchtesgaden?“

„Seit heute nacht. Da der Erzbischof sie nicht zurückberief, sind sie noch dort. Ich fürchte nur, daß wir sie bald in Salzburg nötiger haben werden. Ich hätte sie nicht weggeschickt. Tausend Mann sind viel, wenn man sie entbehren muß.“

Ihr Stolz bäumte sich auf, sie war entschlossen, zu Wolf Dietrich zu halten: „Er wird gewußt haben, was er tat.“

Marcus Sitticus neigte sich verbindlich. „Es ist schön, daß Ihr an ihm nicht zweifelt. Auch meine Pflicht ist es, ihm zu vertrauen. Damit aber ist gesagt, daß Ihr meine Hilfe nicht braucht, Frau Salome. Ihr seid Wolf Dietrichs und Euer selbst sicher.“

Es schien, als wolle er sich erheben. Sie legte die Hände auf seine Knie und zwang ihn, sitzen zu bleiben. „Zürnt mir nicht“, sagte sie. „Ich rief Euch, und es war gut von Euch, daß Ihr kamt. Nun dürfen wir nicht aneinander vorbeireden. Wenn es meine Pflicht ist, an Wolf Dietrich zu glauben, so bin ich nur ein

Weib. Ihr aber steht im Leben wie er, die Politik ist auch Euer Handwerk.“

„Sie war es, sie ist es nicht mehr. Wolf Dietrich hat dem Kapitel das Werkzeug aus der Hand gewunden.“

„Seid ohne Bitterkeit in dieser Stunde“, beschwor sie von neuem. „Denkt, Ihr wäret jetzt nichts als der Priester und ich kniete vor Euch im Beichtstuhl, bekümmert und voll Sorgen, und bäte Euch, mir zu raten und zu helfen. Ihr könnt mir aber Rat und Hilfe nur dann geben, wenn Ihr wahr zu mir seid. Und wahr müßt Ihr auch darum sein, weil Ihr eines Blutes seid mit Wolf Dietrich. Auch dies war ein Grund, warum ich gerade Euch rief und keinen andern.“

Er schwieg ein wenig, dann ließ er sich wieder in den Stuhl zurückfallen und kreuzte die Beine von neuem. „Nun denn“, sagte er, „fragt, und ich werde Euch antworten.“

„Ihr seid“, sagte sie stockend, „Wolf Dietrichs nicht so sicher wie ich?“

„Ich wäre es, wenn ich nicht als ehrlicher Mann mir selbst gestehen müßte, daß ich Zweifel hege, weil diese Partie zwischen ungleichen Partnern stattfindet. Ich kenne Wolf Dietrich. Selten noch sah die Welt einen Mann wie ihn. Er hat viel Gutes gewollt, wenn er die Verwirklichung auch nicht immer erreichte, er steckt voll Kraft, er kann gegen sich selbst so streng sein wie gegen andere, er ist klug, weiß um die Welt und um die Menschen Bescheid, und die Politik hat er in einer Zeit, die das Viertel eines Jahrhunderts umfaßt, meisterlich beherrscht. Das alles gilt viel. Stellt ihn einem Gegner gegenüber, der dasselbe Maß hat wie er, so wird er dennoch siegen, weil er den stärkeren Willen hat. Aber diesmal ist der Gegner ihm nicht gleich, er ist ihm um vieles überlegen.“

Er unterbrach sich, dachte nach, wie er seine Meinung am schärfsten ausdrücken könnte, wobei sich eine tiefe Falte in seine Stirn grub, blickte dann auf und fuhr schnell fort: „Nehmt diesen Vergleich, Frau Salome. Wenn Wolf Dietrich und der Bayernherzog Maximilian einander als Fechter begegneten, dann mag meinetwegen der Bayer der gewandtere Kämpfer sein, er wird dennoch unterliegen, weil Wolf Dietrich eben durch seinen Geist und durch diesen stärkeren Willen triumphieren würde. Aber diese beiden sind nicht allein, es ist kein Turnier zweier Kämpfer, sondern zweier Völker. Hinter Maximilian stehen — und nun werdet Ihr mich begreifen — die größeren Massen. Für jeden Soldaten, den wir aufbieten, stellt er deren zehn ins Feld. Für jedes Geschütz, das aus unseren Reihen feuert, donnern drüben zwanzig. Salzburg ist klein, Bayern ist groß. Wolf Dietrich hätte das bedenken müssen. Hat er es bedacht und siegt er dennoch, dann wird sich eine Welt vor ihm beugen. Hat er es nicht bedacht, dann versagte er in der entscheidenden Stunde. Bedachte er es aber und verliert er den Krieg, dann hat er alles verspielt, dann hat er keinen Trumpf mehr, dann ist sein Leben umsonst gelebt, und was er in fast fünfundzwanzig Jahren wollte, erstrebte und schuf, sinkt hin, als wäre es nie gewesen.“

„Das kann nicht sein“, fuhr sie auf. „Was Wolf Dietrich gewollt und geschaffen, bleibt.“

„Ich hoffe es mit Euch, Frau Salome.“ Er rieb seine Hände aneinander und sah ihnen bei dieser Tätigkeit angelegentlich zu. „Wer dem Erzbischof heute begegnete, auf den machte er auch den Eindruck eines Menschen, der seiner Sache gewiß ist und die Zukunft nicht fürchtet. Ich bin ihm verwandt, mehr als ein anderer Domherr muß ich zu ihm stehen, und an sei-

nem Glück würde ich als erster teilhaben. Aber die übrigen Domherren — vergeßt das nicht — sind nicht seine Freunde. Bei ihnen fehlen die Bande, die mich mit ihm verbinden. Ihr hättet das Kapitel sehen sollen, als die Nachricht von dem Handstreich auf Berchtesgaden kam. Wirft man den Brand in ein Bienenvolk, die Wirkung kann nicht anders sein.“

„Das Kapitel“, wiederholte sie nachdenklich und ängstlich. „Es ist Wolf Dietrich übel gesinnt.“

„Vielleicht“, fuhr er langsam fort, indem er sie mit einem schiefen Blick maß, „vielleicht sage ich Euch, was ich nicht sagen sollte, wenn ich Euch wissen lasse, daß das Kapitel sich zwischen den Erzbischof und den Bayernherzog stellen will. Das Kapitel hat die Kräfteverhältnisse klar erkannt. Es weiß, daß der Erzbischof gegen Bayern den kürzeren ziehen muß. Und in dieser Lage ist es bestrebt, für Salzburg zu retten, was zu retten ist. Denn malt Euch aus, Frau Salome, was geschehen würde, wenn der Feind über unsere Stadt herfiel.“

„Ihr glaubt doch nicht, daß es so weit kommen könnte?“

Er erhob sich, als hätte er ihre letzte Frage überhört, er schien diese Unterredung für beendet zu halten und rüstete sich zum Aufbruch. Sie blickte ihm in die Augen: „Glaubt Ihr, daß die Bayern uns überwältigen und Salzburg besetzen könnten?“ sprach sie abermals.

Sie war erleichtert, als er den Kopf schüttelte. Diese Geste brachte ihr mehr Trost als alle seine Worte. „Ich glaube es nicht, weil ich es nicht hoffe“, sagte er endlich. „Das Unglück wäre nicht auszudenken.“

Nun schritt er auf die Tür zu und sie ging an seiner Seite mit, voll Erwartung, daß er ihr noch irgend-

einen tröstlichen Zuspruch geben würde. Aber er sagte nichts mehr, bis er sich vor der Treppemündung verabschiedete: „Gehabt Euch wohl, Frau Salome, und seht der Entwicklung ruhig entgegen. Es ist alles in Gottes Hand, er wird es so lenken und richten, wie es in seinem Ratschluß steht.“

Nun war sie wieder allein. Stunden gingen darüber hin, daß sie wartete, daß sie auf der Lauer lag, daß sie auf jeden Schritt horchte, der draußen klang. Kam Wolf Dietrich? Nie hatte sie ihn so stürmisch ersehnt, nie wäre er ihr so sehr als Retter, als Erlöser erschienen. Sie war unfähig, die geringste Arbeit zu tun, sie lief durch ihre Zimmer, gehetzt von den Dämonen, die Ruhe, die überall herrschte, die Stille, in die das Haus versunken war, erschreckte sie manchmal so, daß sie den Hall ihrer eigenen Schritte als Befreiung empfand. Die Nacht ging Stunde um Stunde hin, und Wolf Dietrich kam nicht.

Schließlich blieb sie an einem Fenster stehen, das geöffnet war und durch das die laue Nachtluft hereinstrich. Die Dunkelheit draußen war silbern erhellt, der Mond war vorgekommen, sein Licht floß nieder wie ein Schleier, der jeden Schmerz lindern, jede Unrast ersticken sollte. Aufatmend stand sie da und fühlte, wie der Wind um ihre Schläfen fächelte und in ihren Haaren wühlte. Dort drüben, jenseits der Bäume, jenseits der Mauer lag Salzburg, die geliebte Stadt, von der sie nun schon so lange ausgeschlossen war. Was fühlten, was dachten die Menschen dort? Fanden sie den Schlaf, der Salome mied? Da hörte sie aus der Ferne Klänge herüberschallen. Es war ein rauher Gesang, ein taktmäßiges Lied. Dort waren Soldaten lustig. Vielleicht marschierten sie, vielleicht auch hatten sie sich vor einer Schenke ein paar Tische ins Freie ge-

stellt, um beim ungewissen Mondlicht zu zechen. Sie schienen unbekümmert um alles, was kommen könnte, sie sangen. Und aus ihrer wilden Melodie strömte ein unsagbarer Trost auf Salome ein.

Sie stand unbeweglich, klammerte ihre Hände an das Holz des Fensterkreuzes, horchte angespannt und fühlte, wie sich eine ungeheure Spannung in ihr löste, wie ein Druck von ihrem Herzen wich. Ohne daß sie es merkte, rannen ihr die Tränen über beide Wangen nieder.

Fünftes Kapitel

Der Erzbischof kam wieder, fürs erste am nächsten Morgen, und dann immer häufiger. Auch der alte Mattheus Janschitz war immer zur Stelle, wenn man ihn brauchte, und einmal erschien auch Marcus Sitticus, ohne daß er gerufen worden wäre. Das Leben trug Salome seine Nachrichten, seine Neuigkeiten aus vielen Mündern zu, und sie stand inmitten all dieser erschütternden Botschaften, suchte nach einem Halt und wußte nicht, wie sie sich mit ihnen abfinden sollte.

Dies war eine Woche, in der sich mehr zusammen-drängte, als man sonst in vielen langen Jahren erlebt hatte. Eine Woche, in der jeder Tag Lügen strafte, was man am Tage vorher gefürchtet oder gehofft. Salome konnte in das Geschehen nicht eingreifen, sie konnte die Ereignisse nicht antreiben oder aufhalten. Sie stand am Ufer und sah zu, wie dieser tosende Strom an ihr vorbeistürzte. Und immer wieder packte sie das Grauen, daß auch sie in die trübe Flut hineingerissen werden könnte.

Die Politik hatte einen Krieg ausgelöst, und dieser Krieg fand Salome ratlos. Sie spürte nur das Drohende, das Gefährliche, das in der Meldung lag, der Bayernherzog Maximilian hätte nach dem Überfall auf Berchtesgaden ein Heer von vierundzwanzigtausend Mann aufgeboden. Diese Zahl war groß, sie war unvorstellbar, wenn man von Marcus Sitticus erfuhr, daß Salzburg seinerseits nicht einmal halb soviel Soldaten ins

Feld zu schicken vermochte. Hier mußten alle Rechenkünste versagen, hier war man vor unerbittliche Tatsachen gestellt, und es lag nahe, daß man sich dort Auskunft und Beruhigung holte, wo man sie zu allererst zu suchen hatte.

Der Erzbischof kam, und sie drang in ihn: „Ich bin in Sorge um dich, um uns. Man sagt mir, das Bayernheer wäre so groß, daß du ihm nichts Gleichwertiges entgegenzuführen hättest.“

Aber er lachte sein altes unbekümmertes Lachen: „Was gelten Zahlen, Salome! Auf die Männer kommt es an. Meine Salzburger sind bei Gott Männer, und ich stehe hinter ihnen, ich lenke, führe und treibe sie, mein Geist soll in sie überströmen. Wir fürchten die Bayern nicht.“

Er fürchtete sie wirklich nicht, und darum blieb er unnachgiebig. Die salzburgischen Besatzungstruppen lagen weiterhin in Berchtesgaden, er ließ sich auf keine Verhandlungen ein, er fuhr nur fort, Fähnlein um Fähnlein heranzuziehen, die Grenze gegen Bayern zu befestigen und rings um die Stadt Salzburg immer neue Schanzen aufzuwerfen. Der Bayernherzog seinerseits machte keinen Versuch, zu einer Einigung zu gelangen. Unheildrohend lag eine schwere Wolke über einer Welt, die eben noch den tiefsten Frieden genossen. In jedem Augenblick konnten die Donner grollen, mußten die Blitze niederfahren.

Aber eines geschah in diesen Tagen, was Salome mit Schreck erfüllte: die Gesichter der Trabanten, der Diener, der Mägde verwandelten sich, Menschen, die gestern voll Unterwürfigkeit und Dienstfeier gewesen, änderten über Nacht ihr Verhalten. Der alte Mattheus Janschitz freilich blieb in seinem leisen, unaufdringlichen Schreiten, in seinen tiefen Verneigungen, in sei-

nen halblaut gesprochenen Worten und mit seinem treuen Augenaufschlag derselbe. Doch er mußte, da er an seiner Herrin hing, eine Warnung aussprechen: „Edle Frau, das Gesinde in Eurem Hause gefällt mir nicht mehr. Es wird allzuviel geflüstert und gewispert, man begegnet böartigen und trotzigem Mienen, und wenn ich hinzukomme, dann verstummen alle, weil sie wissen, daß ich Euch ergeben bin.“

„Was meinst du?“ fragte sie bestürzt, „war ich nicht immer gut zu meinen Leuten? Hängen sie nicht mehr an mir?“

Er hob die Achseln und ließ sie langsam wieder sinken: „Je nun, Herrin, ich bin alt, und in meinen Jahren hat man schon manches erfahren, was Ihr Euch nicht träumen laßt.“

Er sprach kein klares, bestimmtes Wort des Verdachtes aus, doch die Warnung blieb in ihrem Ohr und drang immer tiefer in ihr Herz. Sie wagte es nicht, vor Wolf Dietrich die dunklen Befürchtungen, die sie bedrängten, zu erwähnen. Aber an diesem Tage fügte es das Schicksal, daß Marcus Sitticus wieder zu ihr kam, ohne daß sie ihn gerufen hätte.

Immer noch war dieser Herbst zauberhaft schön, die späte Sonne spann seidige Fäden durch den Garten, und Salome ging zwischen den gestutzten Hecken und unter den rotglühenden Bäumen hin, als Marcus Sitticus sie besuchte. Er erreichte sie, als sie auf einer Steinbank saß und nachdenklich dem Spiel der Sonnenstrahlen zusah, die durch das Laub brachen und flirrende Scheiben flüssigen Goldes auf den grauen Kies warfen. Sein Schatten fiel über sie hin, sie schrak empor und wurde blaß. „Da Ihr ungerufen zu mir kommt“, sprach sie, „bringt Ihr mir nichts Gutes.“

Er versuchte ein beschwichtigendes Lächeln und

setzte sich neben sie. „Es tut mir leid, Frau Salome, daß mein Erscheinen Euch Unruhe brachte. Aber Ihr dürft mir glauben, daß ich zu Euch als Freund komme. Zürnte ich Euch jemals, so habe ich längst gelernt, über Euch anders zu denken. Euer Unglück ist, daß der Mann, den Ihr liebt, Wolf Dietrich heißt. Dies ist Eure ganze Schuld, mit ihr müßt Ihr Euch selbst abfinden. Mehr hat Euch kein Mensch vorzuwerfen.“

Sie schwieg fürs erste, aus der Stadt klang das Läuten ferner Glocken zu ihnen herüber. Diese Welt schien voll von Frieden, voll von Ausgeglichenheit und Ruhe, voll von Schönheit und Glanz. War es denkbar, daß dieser Mann zu ihr kam, um sie zu ängstigen und ihr Böses anzutun?

„Da Ihr mein Freund seid“, sagte sie, „wollt Ihr mir eine gute Botschaft bringen. Mein Herz verlangt so sehr danach.“

Er hatte den Federhut vom Kopf genommen und neben sich auf die Bank gelegt. Sein Haar, dem Herbstwinde preisgegeben, flatterte um seine Schläfen. „Niemand würde Euch lieber etwas Gutes und Tröstliches sagen als ich. Aber aller Trost, den ich Euch heute brächte, wäre Lüge. Vielleicht bin ich gerade deshalb Euer Freund, weil ich Euch die Wahrheit sage. Und diese Wahrheit ist nicht gut für Euch, nicht gut für den Erzbischof. Ich will Euch nicht einmal zum Schweigen verpflichten. Falls Euch dünkt, Ihr müßtet Wolf Dietrich alles sagen, was Ihr von mir erfahrt, dann mögt Ihr es tun. Übrigens wird der Erzbischof bald von uns selbst hören, was sich im Kapitel begab.“

„Im Kapitel? Es hält doch zu ihm?“

„Es hält zu Salzburg, weil das seine Pflicht ist. Ist dem Erzbischof Salzburg ganz ebenso lieb, dann wird er zum Kapitel halten. Denn Salzburg ist in Gefahr.“

Dort draußen, jenseits der Mauern, lag dieses Salzburg. Es war die Stadt einer Kindheit, einer Jugend. Es hatte mit seinen grauen Mauern, die Wolf Dietrich so oft gescholten und verwünscht, viel Glück umschlossen. Menschen hatten dort gelebt und lebten zum Teile noch, zwischen denen man in aller Unschuld und Freude aufgewachsen war, Männer mit biedereren und etwas harten Gesichtern, Frauen von einem strengen und doch so beweglichen Wesen. Sie wohnten in ihren hohen und schmalen Häusern, die sich tief nach innen erschlossen, in diesen Häusern war man aus- und eingegangen, hatte teilgehabt an fremdem und doch vertrautem Leben. Kein Stein war in dieser Stadt, der nicht Legenden aus ferner Zeit zu berichten wußte, der nicht Erinnerungen beschwor und erstorbene Gefühle wieder aufblühen ließ. Was war Salzburg? Es war ein unverlorener Besitz, obwohl man sich davon hatte trennen müssen.

„Salzburg“, sagte sie fast beschwörend, „kann nicht in Gefahr sein. Wolf Dietrichs Aufgabe und Wille ist es ja, es zu schützen.“

Er lachte auf, und dieses Lachen erschreckte sie. „Was seine Aufgabe und sein Wille ist, wird er selbst am besten wissen. Wir, die Domherren im Kapitel, waren seit jeher nach Aufgabe und Willen gleichfalls dazu bestimmt, für diese Stadt zu denken und zu sorgen. Wolf Dietrich hat es anders gewollt, und deshalb mußten wir abwarten, wie die Dinge sich entwickeln würden. Wir wußten, daß die Stunde kommen würde, da man uns wieder brauchte. Diese Stunde ist da. Und wenn Ihr es nicht wahrhaben wollt, daß Salzburg in Gefahr ist, so ist es doch in Not. Und in der Not muß man darauf bedacht sein, eine mögliche Gefahr abzulenken. Das will das Kapitel tun.“

Sie wußte nichts zu erwidern, sie verharrte ganz still und wartete nur darauf, was er ihr noch zu sagen hätte. Und wieder wurde die Frage in ihr wach: meinte er es gut oder böse? Kam er als Helfer und Warner oder als Rächer? Wer konnte in diesen glatten Zügen lesen? Wer konnte in die Tiefe dieser unerforschlichen Augen dringen? Wieder, wie so oft schon, empfand sie vor Marcus Sitticus Angst. Es war die Angst vor einem unentrinnbaren Schicksal, dem man sich gegenübersieht.

„Das Kapitel“, sprach er, „ist zusammengetreten, hat die Lage besprochen und einen feierlichen Eid geleistet, daß keiner den andern im Stich lassen oder verraten soll. Wir haben erkannt, daß die Lage hoffnungslos ist. Darum wollen wir zum Erzbischof gehen und ihm die Augen darüber öffnen, in welche Bedrängnis das Erzstift geraten ist, da das bayrische Heer vor seinen Toren steht. Der Erzbischof soll einige Männer aus dem Kapitel auswählen und sie als Abordnung an den Herzog Maximilian senden, um über die Waffen-niederlegung oder den Waffenstillstand zu verhandeln.“

Sie fuhr auf: „Und warum tut ihr das?“

„Wir tun es, weil der Erzbischof die Lage nicht so klar erkennt wie wir. Und wir tun es auch, weil das Volk von uns Hilfe erwartet. Das Erzstift ist in Bedrängnis, wirre Gerüchte schwirren, niemand weiß, was die nächsten Tage bringen können. Die Salzburger aber haben ihr Kapitel nicht vergessen, wenngleich der Erzbischof es zur Ohnmacht verurteilte. Sie fordern immer lauter, daß wir eingreifen sollen, und wir folgen dem Ruf des Volkes.“

„Der Erzbischof“, sagte sie kalt, „wird euch zurückweisen, ja, er wird euch nicht einmal anhören.“

„Tut er das, so mag er die Folgen tragen.“ Hier

unterbrach er sich, blickte ihr voll ins Gesicht und fuhr mit Nachdruck fort: „Euch aber, Frau Salome, gebe ich einen Rat, weil ich um Euch und Euer Los besorgt bin. Ihr sollt nicht ins Unglück kommen, da Euch keine Schuld trifft. Diese Frage nach der Schuld wird vielleicht einmal nicht jeder so unbefangen wie ich beurteilen. Ihr steht dem Erzbischof nahe, Ihr habt sein Schicksal in den Tagen des Glanzes geteilt, es wäre möglich, daß man bald mit Fingern auf Euch weist und spricht: sie war sein böser Geist. Ist es einmal so weit, dann kann Euch niemand mehr retten. Deshalb bitte ich Euch: beginnt zu packen, was Euch wert ist und wovon Ihr Euch nicht trennen wollt, trefft Vorbereitungen, um im entscheidenden Augenblick außer Landes zu gehen. Die Welt ist groß und Ihr werdet dereinst vielleicht am besten und sichersten dort leben, wo man Euch nicht kennt.“

Sie schloß die Augen und wurde totenblaß. Er beobachtete sie angespannt und sah, daß ihr Oberkörper hin und her schwankte, als wolle sie in eine Ohnmacht stürzen. Er beugte sich vor und packte sie an den Schultern. „Frau Salome“, beschwor er, „ich habe Euch immer für stark gehalten. Seid es vor allem jetzt. Ihr braucht Eure Kraft, und diese Kraft wird vielleicht auch Wolf Dietrich und den Kindern bald genug zugute kommen müssen.“

Nun öffnetе sie die Augen wieder und sah ihn mit einem Blick an, der aus weiter Ferne zurückzukehren schien. Sie kämpfte mühsam, um ihrer Kehle die Worte abzurufen, die es zu sprechen galt. Ein paarmal riß ihr die Stimme ab und dann wurde ihre Rede zu einem hilflosen Gestammel.

„Ihr meint es vielleicht gut“, sagte sie. „Warum solltet Ihr es nicht gut meinen? Ich habe Euch nie etwas

getan. Aber ich glaube, daß Ihr Wolf Dietrich unterschätzt. Er ist stärker als ihr alle und wohl auch stärker als der Bayernherzog. Ich werde nur tun, was er will. Fliehen könnte ich erst, wenn er es mir befiehlt. Es wird gewiß nicht nötig sein.“

Marcus Sitticus hob die beiden Hände, deren Rücken nach oben gewölbt waren, und ließ sie flach wieder herabsinken. Diese Geste bedeutete, daß die Sache für ihn erledigt und abgeschlossen war. „Nun denn“, sagte er, „tut, was Euer Herz Euch vorschlagt. Ich habe gesprochen, wie ein Freund spricht, nun muß ich wieder gehen. Wir leben in einer Zeit, da jede Sekunde Überraschungen bringen kann. Indes ich hier bei Euch weile, sucht man mich vielleicht schon, weil man meiner bedarf.“

Er ging, und ließ sie in einer trostlosen Verwirrung zurück. Wann kam Wolf Dietrich? Heute sollte er kommen, und wenn er ahnte, wie es in ihr aussah, dann durfte nichts ihn zurückhalten, er mußte sofort zu ihr eilen und jede Beratung, jede Entscheidung im Stiche lassen. Ängstlicher noch als bisher horchte sie auf jeden Schritt, der draußen erklang. Ihr schien, als wären diese Schritte lauter als bisher, das Gesinde war nicht mehr in gewohnter Weise darauf bedacht, die Ruhe der Herrin nicht zu stören. Aber lauter als all diese Schritte dröhnte der harte und schwere Gang Wolf Dietrichs. Sie lauschte so angespannt, daß sie sich einbildete, ihre Sinne täuschten sie, als ihr das wilde Schlagen ihres Herzens endlich seine Nähe meldete. Gleich darauf stand er im Rahmen der Tür, und sie lief ihm entgegen, um ihr Urteil zu erfahren. Denn nach Marcus Sitticus' Reden war nun wirklich die Stunde des Urteils gekommen.

War dies Wolf Dietrich? Er kam langsam ins Zim-

mer herein, er schien müde, seine Wangen waren eingefallen und grau. Da sie ihn grüßte, fuhr er ihr lässig mit der Hand über den Scheitel. Dann ließ er sich in einen Stuhl fallen, beugte sich vor und stützte das Kinn in beide Hände. Sie stand vor ihm, rief sich die Worte des Marcus Sitticus ins Gedächtnis zurück, hörte eine Warnung, wie man sie nur in der Stunde der höchsten Gefahr empfängt, und fand den Mann, der diese Gefahr meistern sollte, ohne die Energie, die ihn sonst erfüllte, ohne den Halt, dessen er jetzt so sehr bedurfte. Sie hatte sprechen wollen, Fragen waren ihr auf den Lippen gelegen, nun schwieg sie. Sie schloß die Augen, um sich wieder zu sammeln, wie sie es heute schon so oft gemußt, und dabei war die Hoffnung in ihr, daß sie von ihm doch noch ein Wort des Trostes, der Zuversicht, der Tatkraft, des Aufbegehrens hören würde. Aber auch er schwieg, und die Stille, die das Zimmer erfüllte, war furchtbar.

Endlich sagte sie: „Ist die Gefahr so groß?“

Er hob den Kopf und blickte sie verwundert an: „Wovon sprichst du?“

„Dein Vetter Marcus Sitticus war hier, und was ich von ihm erfuhr, war arg genug. Aber er wird wohl zu schwarz gesehen haben. Nun, da du gekommen bist, ist alles wieder gut. Du wirst der Schwierigkeiten Herr werden.“

„Marcus Sitticus?“ wiederholte er. Dieser Name und die Mitteilung, daß der Vetter bei Salome gewesen war, um Unruhe in ihr Herz zu tragen, hätte ihn sonst wild auffahren lassen. Heute erstarb der Name, indem er ihn vor sich hin sprach, fast in seinem Munde, dann war es wieder still im Zimmer, bis er sich aufrichtete: „War Marcus Sitticus bei dir, so weißt du auch, was geschah. Das Domkapitel kam zu mir, und da er zum

apitel gehört, so weiß er um alle Entschlüsse Be-
heid. Die Domherren wollen zwischen dem Bayern-
erzog und mir vermitteln. Als sie vor mich hintraten
nd mir das sagten, fuhr mir der Zorn in Blick und
land, daß ich fast dreingeschlagen hätte. Was sollte
e mein Handel mit dem Bayernherzog angehen? Was
ummerten sie Dinge, die sie nicht zu kümmern hat-
en? Ich wies ihnen die Tür, und gnädig mag ich dabei
nicht verfahren sein. Für das Erzstift, sagte ich ihnen,
bin ich verantwortlich, und ich trage die Verantwor-
ung noch. Dann aber, da sie mich allein gelassen hat-
en, ward ich ruhiger und ging mit mir zu Rate. Ich
erkannte, daß ihre Absicht gut gewesen war, und daß
es wohl ein Verdienst sein müßte, diesen Krieg zu be-
enden, der so leicht beendet werden kann. Worum geht
es? Um die Propstei Berchtesgaden. Der Papst hat ein-
mal entschieden, daß sie kirchlich ihm und nicht mir
unterstellt ist. Darum mag ich meine Truppen von
dort leicht wieder zurückziehen. Auch darüber ist der
Streit entbrannt, daß ich den Bayern für ihre Salz-
pfannen kein Holz mehr liefere. Wir haben Holz
genug, ihnen fehlt es. Mögen sie es haben. Ich bin ein
Fürst des Friedens, das wurde mir in dieser Stunde der
Einkehr bewußt. Ich diene der Schönheit, und die
Schönheit gedeiht nur im Frieden. Mein Kopf ist voll
von Plänen, die ich noch verwirklichen will, bevor ich
abberufen werde. Diese Pläne gelten mir mehr als eine
gewonnene Schlacht. Darum ließ ich die Domherren
des Kapitels nach einer Weile wieder zu mir rufen
und sagte ihnen meinen endgültigen Entschluß: das
Kapitel soll eine Gesandtschaft zum Herzog Maximilian
schicken. Es mag mit ihm in meinem Namen über
den Waffenstillstand verhandeln. Ich bin des Haders
müde. Lieber als eine Armee von Soldaten ist mir eine

Armee von Maurern und Zimmerleuten und andern Handwerkern, die Salzburg zu der Stadt machen, die ich erstehen lassen will.“

Sie atmete tief und befreit auf. „Und das Kapitel?“ fragte sie, „das Kapitel nahm deinen Befehl an?“

„Ja“, sprach er. „Sie hörten meine Vorschläge und werden nun zum Herzog Maximilian reisen. Will es Gott, so haben wir in wenigen Tagen wieder einen Frieden, als wäre dieser Krieg niemals gewesen. Und dann will ich von neuem ans Werk gehen.“

Sie ließ sich niedergleiten, bis sie vor ihm auf den Knien lag. In einer Erschütterung, die nun, da ein schwerer Druck von ihrem Herzen wich, ihren ganzen Körper packte, legte sie den Kopf auf seine Knie und war keines Wortes fähig. Sie spürte, daß seine Hand wieder über ihren Kopf strich, und dieser stumme Zuspruch, der ihr zu sagen schien, daß Wolf Dietrich um ihre Sorgen und um ihre Angst wußte, tat ihr unendlich wohl. Sie verharrte lange in dieser Stellung, und ihr schien, als wäre sie diesem Manne niemals so nahe gewesen wie jetzt.

„Ich bin so glücklich“, sagte sie endlich. „Die letzten Tage waren schwer.“

Sie hörte seine Antwort: „Waren sie schwer, Salome? Und ich konnte so selten bei dir sein. Denn Schwereres noch war mir aufgebürdet.“

Sechstes Kapitel

War der Friede wirklich zurückgekehrt? Durften die Bürger, von der Kriegslast befreit, aufatmen?

Das Bild, das sich ihnen bot, ließ keineswegs auf eine Änderung schließen. Die Stadt Salzburg glich weiterhin einem Heerlager. Fähnlein von Fußvolk und Reiterei zogen durch die Tore, lagen in den Quartieren, übten vor neugierigen Augen ihre Kriegskunst, indes andere Fähnlein aus der Stadt marschierten, um nach kurzem Wege die bayrische Grenze zu erreichen und dort ihre Stellungen zu beziehen. Manchmal fuhr die Salzburger in der Nacht verstört aus ihrem Schlaf, weil ein ungeheures Poltern und Dröhnen die Mauern beben ließ, daß man meinen konnte, das bayrische Kriegsvolk fege schon durch die eroberten Straßen, um alles zu vernichten. Das waren die Geschütze des Erzbischofs, die von schweren Pinzgauer Pferden durch die engen, hallenden, den Schall vervielfacht zurückwerfenden Gassen gezogen wurden, bis auch sie beim Nonntaler Tor hinausrollten, um mühsam über Anif und Sankt Leonhard dorthin gebracht zu werden, wo man ihrer bedurfte. War dieser Schreck verflogen, war die Ruhe wiedergekehrt, dann konnte man am Morgen, wenn man von neuem seinen Geschäften nachging, eines kriegesischen Bildes gewahr werden, das einem nachgerade schon vertraut geworden. Es wurde geschant, Wälle wurden gezogen, Geschütze in diese Wälle eingebaut, und das alles sah nicht danach

aus, als ob die Nachricht, der Erzbischof habe sich zu Friedensverhandlungen entschlossen, stimme.

Der Oktober blieb lau und mild, es schien nicht Herbst werden zu wollen. Bei solchem Wetter hatten die Werkleute bei den Schanzarbeiten viel Zulauf, ein Kranz von Gaffern umdrängte sie, die die Wachen nur mühsam zurückhielten, und indes man verfolgte, wie die Erde ausgehoben und in weiten Schaufelschwüngen wegbefördert wurde, wie man Steine, Felsblöcke, Flechtwerk herbeischleppte und zu kunstvollen, widerstandsfähigen Wällen verband, gab ein Wort das andere, man mußte seinem bedrängten Herzen Luft machen, mußte seiner Meinung Ausdruck geben. Vergleiche lagen nahe. Denn dies waren nun dieselben Erdarbeiter, dieselben Maurer, dieselben Zimmerleute, die eben noch auf dem Domplatz tätig gewesen. Dort war die Baustelle verwaist. Was konnte es in diesen Tagen gelten, ob Mauern wuchsen, die mit Untersberger Marmor belegt wurden, um den Glanz der Stadt Salzburg zu erhöhen? Jetzt ging es nicht um Glanz und Schönheit, sondern um Sicherheit. Salzburg war bedroht, es galt, sich zu wehren.

Sah man die Schanzen wachsen, die Wälle sich aus dem Boden heben, dann sollte man glauben, daß die Gefahr nicht abgewendet sei. Die Sorgen manches Bürgers, der die Kleinheit und Volksarmut seines Landes mit der Größe und den Menschenmassen Bayerns verglich, mußten ärger denn je sein. Warum hätte der Erzbischof die Stadt weiterhin befestigt, wenn wirklich über den Frieden verhandelt wurde? Warum wäre er selbst dann immer noch auf seinem Schimmel von einer Schanze zur andern geritten, um sich zu überzeugen, daß alles vorgesorgt wurde, und um die Arbeiter zur Eile anzutreiben? Sein ältester Sohn ritt

dabei oftmals neben ihm. Es war ein zierlicher Junger, dem man es kaum ansah, daß sein Großvater noch mit Stoffen und Gewürzen und Wein und Öl gehandelt hatte. Die Brücke von diesem jungen adeligen Herrn zu einer ehrwürdigen, altangesehenen Salzburger Familie hatte die Liebe einer Frau geschlagen. Diese Frau sah man nicht, sie saß hinter den Mauern ihres Palastes. Und da ihr ältestes Kind nun selbst schon fast zum Manne geworden war, verblaßten ihre Gestalt, ihr Name, ihre Geschichte fast zur Legende. Da sie sich den Blicken entzog, sprach man kaum mehr von ihr. Sie war unwirklich geworden, aber dieser Mann und dieser Jüngling waren volle Wirklichkeit, mit der man sich abzufinden hatte. Wären sie nicht gewesen, dann hätten mehr als zwei Jahrzehnte salzburgischer Geschichte ihren Sinn verloren. Dann stünden wohl diese Erdarbeiter nicht in tiefen Gruben, um die Erde herauszuschwingen, dann wäre es nicht nötig, schwere Geschütze gut gedeckt einzubauen, damit sie Tod und Hölle über angreifende Feinde bringen könnten.

Da die Geschütze kampfbereit gemacht wurden, da die Wälle und Schanzen wuchsen, mußte man sich damit abfinden, daß die Gerüchte, die von Friedensverhandlungen wissen wollten, nicht zutrafen. Aber es waren keine Gerüchte. Denn ins Volk waren feste Nachrichten gedrungen. Konnte es bessere Gewährsmänner geben als die Domherren selbst, die es übernommen hatten, mit dem Bayern über den Frieden zu sprechen? Diese Domherren hatten aus ihrer Aufgabe kein Hehl gemacht. Sie selbst hatten dem und jenem verkündet, daß sie der Welt die Ruhe und das Glück wiederbringen wollten. Der Zeiger sollte zurückgedreht werden, eine Zeit, da keiner ohne Sorge dem nächsten Tag entgegengeschaut, wurde zu Ende sein.

Die Gesandtschaft, die das Domkapitel an den Herzog Max abgeordnet hatte, war abgereist. Der und jener hatte es selbst gesehen. In breiten, schweren, von starken Pferden gezogenen Kutschen waren die Herren gesessen, und man hatte es ihren Mienen angemerkt, daß sie entscheidungsvollen Tagen entgegenfuhrten. Die Wagen waren über das schlechte Pflaster der Stadt geholpert, das Volk hatte begrüßt und war freundlich bedankt worden. Dann waren die Wagen mit den Friedensvermittlern durch dasselbe Nonntaler Tor hinausgerollt, das eben noch vom kriegerischen Schritt marschierender Fähnlein und vom Gepolter der ungefügen Geschütze gedröhnt hatte. Und dies war kein Märchen, das einer erfunden, weil er sich nach Frieden sehnte. Die Gelegenheit, den Auszug mit eigenen Augen zu schauen, war jedem gegeben gewesen.

Die Domherren also waren unterwegs, um den Bayernherzog zu suchen. Ihre Reise hätte keinen Sinn gehabt, wenn sie nicht mit Vorschlägen des Erzbischofs gekommen wären. Wie konnte man sichs aber dann erklären, daß dieser weiterhin seine kriegerischen Vorbereitungen traf, daß er seine Soldaten exerzieren ließ, daß er sie an die Grenze schickte und inzwischen die Hauptstadt in den Zustand der Verteidigung brachte? Das alles sah danach aus, als ob der Erzbischof selbst nicht recht an den Erfolg seiner Friedensbemühungen glaube. Die Domherren taten, was sie für notwendig hielten. Er tat, was er für gut befand.

In dieser Zeit wurden Worte ins Volk getragen, die er gesprochen hatte und die eine wilde und harte Zuversicht bewiesen; Worte, die gewissermaßen mit der Faust auf den Tisch schlugen und jedermann kundtaten, daß Wolf Dietrich den Bayernherzog nicht fürchte. Aber Ähnliches wurde vom Herzog Max er-

zählt. Er haßte den Salzburger Erzbischof und hatte sichs geschworen, nicht zu ruhen und zu rasten, ehe der Widersacher zur Strecke gebracht sei. Zwei erzene Schädel, von denen keiner an das Nachgeben dachte, standen gegeneinander. Was sollten da die Domkapitulare ausrichten?

Später, als die Würfel endgültig gefallen waren, erfuhr man, was die Domherren auf ihrer Reise erlebt hatten. Sie hatten den Bayernherzog suchen müssen, wie ein Jäger dem Wild nachpirscht. Bei Wildshut endlich, das dem salzburgischen Tittmoning gegenüber lag, fanden sie ihn, doch stand er ihnen nicht Rede und Antwort. Waren sie als Unterhändler gekommen? Er behandelte sie als Bittsteller, wies sie ab, schickte sie nach Burghausen zu seinem Marschall Tilly. Und hier war, als man sie am Abend des 20. Oktober endlich anhörte, auch der Herzog Max zugegen. Er stellte seine Forderungen auf: was konnten sie darauf erwidern? Daß sie über die Pläne und Handlungen des Erzbischofs nie unterrichtet worden wären, daß sie aber alles daransetzen würden, ihn zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Dem Herzog war das zu wenig. Darum ließ er die Domherren ins Wirtshaus führen, ließ ihnen vorsetzen, was sie an Schmaus und Trank beehrten, und jagte inzwischen einen berittenen Boten zu Wolf Dietrich. Der stob auf keuchendem Roß zum Tor herein, schon war es Nacht, und in den dunklen Straßen ritt er fast die Menschen um. Wachen, die ihn hindern wollten, hätte er niedergehauen, wenn es hätte sein müssen, denn sein Auftrag war, sobald als möglich vor den Fürsten Salzburgs zu gelangen. Vor der Residenz ließ er sich fast aus dem Sattel fallen, klirrte die Treppe empor, riß den nächsten Trabanten aus dem Schlummer, den dieser, in einem dunklen Winkel

hingelehnt, genießen wollte, und schrie: „Botschaft vom Herzog Max! Führt mich sofort zu deinem Herrn!“

Wolf Dietrich schlief noch nicht — wann schlief er in diesen Nächten überhaupt? Der Lärm hatte ihn aufgeschreckt, er trat in die Tür, sah im huschenden Licht der Lampen, die den Gang erhellten, den staubüberdeckten fremden Mann, der wie ein Habicht auf seinen Trabanten einfuhr. „Was gibts?“, rief er. Der Meldereiter fuhr herum, wußte sofort, daß dies der Erzbischof Salzburgs wäre, und kam herbei. Er wiederholte seine Meldung: „Botschaft vom Herzog Max, meinem Herrn. Ich soll dem Erzbischof von Salzburg einen Brief überbringen.“

„Der Erzbischof bin ich“, sagte Wolf Dietrich. „Gib mir den Brief.“

Er trat ins Zimmer zurück, der Bote folgte ihm. Am Tisch stehend, nahm er das Schreiben entgegen, rückte das Licht zurecht, erbrach das Siegel und las. Der Brief war nicht allzu lange. Der Herzog sagte kurz und knapp heraus, was er zu sagen hatte: innerhalb zweier Tage sollte das Holz, das man für die bayrischen Salzpfeannen brauchte, freigegeben werden, die Berchtesgadener Untertanen des Bayernfürsten sollten ihre Waffen, die man ihnen abgenommen hatte, zurück erhalten, und Wolf Dietrich mußte die Kosten erstatten, die den Bayern während des bisherigen Verlaufs des Krieges entstanden waren.

Wolf Dietrich las das Schreiben immer wieder durch, eine geraume Zeit verging, er sprach nicht, er sah auch von dem weiß schimmernden Blatt nicht auf. Der Reiter stand ihm gegenüber, der Schweiß rann ihm noch über die staubverkrustete Stirn auf die Wangen und das Kinn nieder, sein Atem ging schwer. Aber er war sich der Wichtigkeit seiner Aufgabe bewußt und mu-

sterte den Mann, der seines Herrn Feind war, aufmerksam. Die Hand, die den Brief hielt, zitterte nicht. Man sah nur, wie sich tiefe Falten in das Antlitz unter dem ergrauenden dunklen Haar eingruben, und das ließ gleichermaßen auf Unmut oder auf Nachdenklichkeit schließen. Endlich fiel das Blatt aus des Erzbischofs Hand, es schwebte in einem Luftzug, der durch das geöffnete Fenster kam, leise schaukelnd auf die Tischplatte nieder. Dann blickte er den Reiter an, als wolle er etwas sagen, überlegte sich aber und begann, die Hände auf dem Rücken verschränkt, mit kurzen Schritten im Zimmer auf und ab zu gehen. Der Reiter wartete geduldig, denn war dieser Salzburger Erzbischof auch seines Herzogs Feind, so war er doch ein Herr und Fürst, den man nicht mahnen und drängen durfte. Wolf Dietrich schien inzwischen die Anwesenheit des Fremden vergessen zu haben. Er war ans Fenster getreten, stützte beide Fäuste auf das Kreuz und blickte in die Nacht hinaus, die voll verworrener und dunkler Geräusche war. Ein paarmal sah er zu den Sternen empor, keine Wolke zog über den Himmel, die fernen Welten standen als klare, leuchtende Punkte im Firmament. Der Bote hörte ein tiefes Aufatmen, das aus gepreßter Brust kam. Dann kehrte der Erzbischof an den Tisch zurück, schaffte sich hier unter den vielen Papieren, die umherlagen, Platz, und begann die Antwort zu schreiben. Diese Antwort war kurz, sie enthielt kein Ja und kein Nein, sie wich den Forderungen des Herzogs Max weder aus noch berührte sie diese. Sie enthielt nur eines: die Bitte um eine Frist von zehn Tagen.

Mit diesem Brief kehrte der Reiter des Herzogs nach Burghausen zurück. Er und sein Pferd hätten Ruhe gebraucht, aber daran war nun nicht zu denken. Wie

ein Höllenspuk stob der Bote wieder durch die Gassen und zum Tor hinaus, er raste durch das Feld, sprengte Hügel hinan und klapperte jenseits wieder hinunter. Und der Morgen graute noch nicht, als er, wankend und fast niederbrechend, vor seinen Herrn hintrat, sich mit letzter Kraft zusammenriß, das Schreiben überreichte und meldete: „Botschaft vom Erzbischof von Salzburg an meinen Herrn.“

Die Salzburger Domkapitulare waren am Abend vorher früh zur Ruhe gegangen, das Essen hatte ihnen nicht sonderlich gemundet, obgleich der Bayer sich bemühte, ein aufmerksamer Wirt zu sein. Auch ihr Schlaf war nicht sehr tief, denn es galt ihnen als ein übles Schlummerlied, daß sie während der ganzen Nacht unter ihren Fenstern den Tritt der marschierenden bayrischen Kolonnen hörten. So waren sie denn am Morgen rasch geweckt und bald zur Stelle, als Herzog Maximilian sie rief. Wieder war der Marschall Tilly zugegen, aber er sprach auch diesmal kein Wort, sondern stand nur düster und streng neben seinem Herrn, als wolle er durch seine Gegenwart kundtun, daß, falls die Verhandlungen scheitern sollten, alles Übrige sein und seiner Soldaten Werk sein würde.

Diese zweite Unterredung war noch kürzer als die erste. Die Domherren wurden nicht gefragt, sie hatten keine Meinung zu äußern. Mit knappen Worten setzte der Herzog ihnen auseinander, daß die Hoffnung auf Frieden nun endgültig dahin sei. Und er war kaum fertig, als drunten vor dem Hause die schweren Reisewagen heranrollten und hielten. „Ich bin zu Ende“, sagte Herzog Max, „mögen die Herren eine gute Fahrt haben.“

Diese Fahrt war nicht gut, und vor allem währte sie unendlich lang. Die qualvolle Ungeduld lief den Dom-

herren voraus, sie konnten es nicht erwarten, endlich vor Wolf Dietrich zu stehen und ihm das trübe Ergebnis ihrer Bemühungen zu melden. Stunden vergingen, bis sich über herbstrote Bäume der Berg mit der krönenden Hohensalzburg emporhob, die, anfänglich verklärt und unwirklich wie ein Phantom, immer deutlicher, immer klarer, immer irdischer wurde. Man konnte alle ihre Gebäude, Türme, Laufgänge und Zinnen unterscheiden, bald schoben sich die Häuser zu ihren Füßen dicht ineinander, die Wagen polterten durchs Tor und durch die Straßen, und die Domherren, erlöst von der qualvollen Reise, stiegen aus, schritten nachdenklich die breite Treppe empor und standen Wolf Dietrich gegenüber.

Er hatte dunkel geränderte, rot entzündete Augen und der Verdacht lag nahe, daß er während dieser Nacht nicht ins Bett gekommen war. Alles an ihm war helllichtige Wachheit, überreizte Empfindlichkeit. Die Gesandtschaft des Kapitels hatte er bereits erwartet, denn das Dröhnen der Wagen auf dem holprigen Pflaster war ihm nicht entgangen. Er blickte den Herren gespannt entgegen und eine Frage lag sprungbereit auf seinen Lippen. Aber er schwieg, als wolle er die Entscheidung, die diese Stunde bringen mußte, an sich herankommen lassen.

Der Älteste der Domherren begann zu sprechen: „Wir haben, Hochfürstliche Gnaden, nach bestem Willen und Können das schwierige Werk unternommen, diesen Krieg, der schon ausgebrochen ist, im letzten Augenblick wieder aus der Welt zu schaffen und den Menschen den Frieden zurückzugeben. Unsere Mühe war vergebens.“

Hier zuckte Wolf Dietrich zusammen, er ließ seinen Blick forschend von einem zum andern gleiten. Aber

immer noch schwieg er, und der Sprecher konnte seinen Bericht ungehindert fortsetzen: „Der Herzog von Bayern hat Euch, Hochfürstliche Gnaden, gestern seine Forderungen bekanntgegeben. Heute früh rief er uns zu sich und teilte uns mit, daß Ihr daraufhin eine Frist von zehn Tagen verlangt habt. Er erklärte uns, daß er diese Frist nicht bewilligen kann.“

„Dann bleibt der Krieg.“ Dieses erste Wort, das Wolf Dietrich sprach, war ein Echo der Rede, die die Domherren vor wenigen Stunden in Burghausen gehört hatten.

„Der Krieg bleibt“, wiederholte der Älteste der Domherren, „und er bleibt aus Eurem Willen geradeso wie aus dem des Herzogs. Vernehmt, was Herzog Max uns an Euch auftrug: daß er es nicht dulden wolle, daß Ihr diese zehn Tage nützt, um Euch der Hilfe der protestantischen Fürsten des Reichs zu versichern. Denn —“ und hier wiegte der Domherr den grauen Kopf — „er traut es Euch, dem Ezbischof, dem katholischen Fürsten, zu, daß Ihr in diesem Streit die Protestanten auf Eure Seite zieht.“

„Wäg ich die Protestanten und diesen katholischen Herzog, dann wird mir die Wahl fast allzu leicht“, warf Wolf Dietrich hin.

„Je nun, die protestantischen Fürsten sind weit, der Bayernherzog ist nah. Auf unserer Reise nach Burghausen und zurück sind wir durch sein Heervolk gefahren. Es ist eine Macht, die der unsrigen überlegen bleibt. Nie können wir so viele Fähnlein ins Feld schicken wie er. Er müßte uns erdrücken.“

„Der Geist und der Wille machts aus.“

„Den Geist der Bayern kennen wir nicht. Aber der Wille des Bayernherzogs ist stark und unerbittlich. Er sprach zu uns, daß er das gute Herbstwetter nützen

würde, um das Begonnene fortzusetzen, wobei er Gott den Allmächtigen zum Gehilfen nehmen wolle.“

Wolf Dietrich lachte auf: „Er soll den Namen Gottes nicht eitel nennen.“

„Schließlich, ehe er uns verabschiedete und auf die Heimreise schickte, erklärte er, daß er als Protektor des Erzstiftes das bedrängte Kapitel samt den armen Untertanen von Eurer Herrschaft befreien wolle. Wenn das Erzstift sich unterwirft und keine Gegenwehr leistet, dann soll dem Kapitel und der Bevölkerung kein Leid widerfahren.“

Der Erzbischof trat langsam vor und kam so nahe an den Sprecher heran, daß dieser fast ängstlich zurückwich. Ganz langsam, mit höhnischem Nachdruck, sagte er: „Das war recht eine Rede für Memmen, für Leute, die von Kriegskunst nichts verstehen. Zu mir hätte der Herzog anders gesprochen. Ich wäre ihm ein Partner gewesen, der Hieb mit Hieb erwidert hätte. Sein Kriegsvolk habt ihr nicht gezählt, aber ich weiß, wie stark das meinige ist. Und wieviel schwere Stücke, meint ihr, müßte er heranzuführen, um unsere Festung Hohensalzburg in Stücke zu schießen?“

Er trat wieder zurück, musterte die Kapitulare, die einen kleinen Halbkreis um ihn gebildet hatten, und fuhr fort: „Als der Herzog zu euch so sprach, beleidigte er euch, euren Herrn und euer Land. Ihr habt die Beleidigung hingenommen, ja, ihr habt euch zu Boten herabwürdigen lassen, um sie mir zu überbringen. Wer es mit Salzburg ehrlich meint, tut das nicht. Muß mir nicht der Verdacht kommen, daß ihr mit dem Bayern paktiert, daß ihr mit ihm im Bunde seid, daß ihr Verrat übt, indes ihr für das Erzstift zu sorgen und zu vermitteln vorgebt?“

Der alte Domherr, der zum Sprecher erwählt wor-

den war, hob beschwörend die Hände. „Das ist ein übles Wort, Hochfürstliche Gnaden, nehmt es zurück und laßt kein zweites solches folgen. Niemand meint es ehrlicher mit Salzburg denn wir. Uns liegt das Schicksal aller am Herzen, die in diesen Grenzen wohnen.“

„Dieses Schicksal hat keinen zu kümmern außer mich“, fuhr Wolf Dietrich auf, indem er mit dem Fuß den Boden stampfte. „Hatte ich nicht recht, als ich dem Kapitel seine Vorrechte beschnitt? Handelt ihr nicht sofort gegen mich und das Land, da ich euch zum ersten Male wieder raten und handeln lasse? Es war ein Versuch, er ist mißlungen und hat mir für alles Frühere recht gegeben. Von jetzt ab — hört mich! — ist euch keine Einmischung mehr gestattet. Wieder werde ich allein für das Erzstift denken und sorgen. Und wer dieses Verbot übertritt, bekommt Arrest, ohne daß ihn sein geistliches Gewand davor bewahrt. Hier geht es um die Sicherheit des Erzstiftes.“

Dies war die Unterredung des Erzbischofs mit seinen Domherren, und als die Kapitulare sich entfernten, war der letzte Versuch, den Frieden zu retten, endgültig gescheitert. Sie kehrten in das Kapitelhaus zurück, mit erhitzten Köpfen, mit gramerfüllten Herzen, bangend um eine Zukunft, die für das Erzstift verhängnisvoll werden konnte. Die Drohung Wolf Dietrichs lag über ihnen. Es galt, ihr zu begegnen, und deshalb wiederholten sie den Schwur, den sie einander vor einer Woche geleistet hatten. Aber nun genügte es nicht mehr, einander Treue zu schwören, nun mußte man sich auch gegen einen Übergriff des Erzbischofs sichern. So gelobten sie denn, daß die Kapitulare jeden Versuch, einen von ihnen zu verhaften, damit beantworten würden, daß sie die Stadt verließen, zum Herzog Maximilian flüchteten und diesem Bericht erstatteten.

Als sie gegangen waren, blieb Wolf Dietrich so allein, so einsam zurück, wie er es noch nie gewesen. „Nun steht niemand mehr zu mir“, sagte er vor sich hin. „Aber bin ich damit nicht stärker denn je? Nun fällt die letzte Rücksicht, und ich werde nur mehr tun, was mir mein Herz, mein Hirn gebietet.“

Da er dies sagte, wurde ihm bewußt, daß er dennoch nicht allein war. Diese Stunde hatte kommen müssen, um ihm mit letzter Klarheit zu zeigen, was ein einziger Mensch in seinem Leben bedeutete. Wenn alle ihn verließen, wenn sie ihm die Entscheidungen und die ganze Verantwortung aufbürdeten, ohne ihm die Treue zu halten und seinem Stern zu vertrauen, dann wuchs ihm die Frau immer mehr entgegen, sie fügte sich vollkommen in sein Leben ein, die ihn nun schon so lange auf seinem beschwerlichen und steilen Wege begleitete. Aus aller Bitterkeit, die ihn erfüllte, strömte plötzlich eine süße Erkenntnis auf ihn ein: daß er zu Salome eilen müsse, daß er bei ihr Ruhe, Verständnis und Glauben finden würde. Er lief fast zur Türe, um nach seinem Pferd zu rufen. Aber dann fiel ihm ein, daß es vorerst noch Wichtiges zu erledigen galt. So stieg er denn in den Sattel, um den gewohnten Rundritt zu den Schanzarbeitern zu vollführen. Er überzeugte sich, daß alles mit der notwendigen Schnelligkeit wuchs und gedieh, daß die Stadt immer fester wurde, und die stolze Zuversicht erfüllte ihn, daß an diesen Wällen auch ein starkes Heer seine Kraft zerbrechen könnte. Diese Überzeugung gab ihm solchen Trost, daß er lächelnd, den Kopf hoch erhoben, in die Gassen der Stadt zurückkehrte, um zum Schlosse Altenau zu reiten. Die Bürger zogen die Hüte und Kappen, er dankte flüchtig für den Gruß und hatte der Gesichter nicht acht, denn er hätte sonst bemerken

müssen, daß diese sich gewandelt hatten, daß man aus vielen die Sorge und aus manchen den Trotz herauslesen konnte. Er trieb sein Pferd zu immer größerer Eile an, kam zum Schlosse Altenau, sprang aus dem Sattel und suchte Salome. Er fand sie im Garten, denn immer noch war dieser Herbst mild, er war nichts als ein verlängerter Sommer. Salome kam ihm, als sie seinen stürmischen Schritt hörte, entgegen. Er riß sie an sich, wie ein Ertrinkender nach einem Halt sucht, fühlte mit einer leisen Rührung diesen Körper, der so ausschließlich ihm zu eigen war, dieses Haupt, das niemals einen Gedanken der Auflehnung und des Widerstandes gedacht hatte, und sagte: „Der Krieg geht weiter, Salome, niemand kann ihn mehr aufhalten, die letzte Entscheidung ist gefallen. Und in der Stunde, da mir dies klar wird und ich kein Zurück mehr erkenne, muß ich dir sagen, wie glücklich ich darüber bin, daß ich dich habe.“

Siebentes Kapitel

Wie drangen die Ereignisse zu Salome?

Manches wurde ihr hinterbracht, vieles blieb ihr unklar. Sie wußte nicht, ob eine Gefahr bestand und wie groß diese sein konnte. Janschitz zwar schlich mit kummervoller Miene umher und die übrigen Bediensteten des Schlosses taten es ihm gleich oder aber sie legten ein Benehmen an den Tag, das die Dienstwilligkeit vermissen ließ und jede Handlung des Gehorsams zögernd vollbrachte. Aber Wolf Dietrich, wenn er kam, ließ keine Verzagtheit erkennen, fast konnte man ihn aufgeräumt nennen, er sprach nicht viel vom Kriege, er kümmerte sich um andere Dinge, spielte mit den Kindern und entwarf sogar einen Plan für die Ausgestaltung des Gartens von Altenau.

Darum mußte sich Salome späterhin immer wieder der erschütternden Wandlung erinnern, die sich mit Wolf Dietrich während einer einzigen Nacht vollzog. Es war die Nacht vom 22. auf den 23. Oktober. Salome war spät zur Ruhe gegangen und endlich vermochte sie einzuschlafen. Ihr Schlummer war von kurzer Dauer. Mitternacht mochte noch nicht allzu lange vorbei sein, als die Tür zu ihrem Schlafzimmer aufgestoßen wurde. Entsetzt fuhr sie in die Höhe und sah Wolf Dietrich vor sich, der im fahlen Licht einer kleinen Nachtlampe gespenstisch bleich wirkte. Er starrte aus düsteren Augen auf sie nieder, erkannte ihre Angst und mühte sich, zu lächeln; aber dieses Lächeln

war so verzerrt, so erzwungen, daß es ihren Schrecken nur noch vermehrte.

Das Hemd war ihr zurückgefallen, ihre Brust ging in heftigen Stößen. Die Arme, auf die sie sich stützte, zitterten, eine Frage drängte sich auf ihre Lippen und doch wagte sie es nicht, die Worte auszusprechen. Sie wußte, daß nun die Entscheidung gefallen war und daß sie nur Furchtbares erfahren konnte.

„Du kommst so spät“, sagte sie endlich, „was ist geschehen?“

Er setzte sich auf den Rand ihres Bettes und betrachtete sie, als müßte er ihren Anblick für immer seinem Herzen einprägen.

„Ich komme“, erwiderte er, „um Abschied von dir zu nehmen.“

„Abschied?“ schrie sie auf, „ich soll mich von dir trennen? Nie könnte ich das! Ich bleibe bei dir, was immer geschehen mag.“

Die Starrheit seiner Züge löste sich für einen Augenblick, ihre Rede schien ihn mit einem Glück zu erfüllen, dessen er gerade in dieser Stunde bedurfte. „Die Trennung“, sprach er, „soll nicht von langer Dauer sein. Aber es ist gut, Salome, beizeiten an seinen Schutz und seine Rettung zu denken. Ich habe vieles versucht, um mit dem Herzog Maximilian wieder zu einer Einigung und zum Frieden zu kommen. Er wies meine Vorschläge zurück, seine Regimenter marschieren, sie dringen über unsere Grenze vor, ich habe schlechte Nachrichten. Nun erkenne ich, daß er in der Übermacht ist. Wollte ich Gegenwehr leisten, so müßte viel Blut fließen und ich könnte doch auf keinen Erfolg hoffen. Darum wollen wir außer Landes gehen, an einen Ort, von dem aus ich leichter verhandeln und mein Recht suchen kann. Du sollst vor mir abreisen.

Diese Nacht darf für dich keinen Schlaf kennen. Ich werde deine Dienerinnen wecken lassen und dann pack alles ein, was für die nächste Zeit notwendig ist. Die Wagen, die dich und die Kinder und dein Gesinde fortbringen sollen, werden heute früh hier sein. Ein paar Stunden bleiben dir noch, das ist viel Zeit, wenn man sie richtig nützt.“

Das unerbittliche Gebot, das seine Worte enthielten, gab ihr eine Ruhe zurück, die sie seit Wochen nicht mehr gekannt. Nun fragte sie nicht mehr. Kaum überlegte sie, ob alles so hatte kommen müssen. Gewohnt, sich ihm zu unterwerfen, fügte sie sich auch jetzt. Da er ihr den Weg wies, mußte sie diesen ohne Widerrede gehen.

„Und du?“ sagte sie, „du bleibst hier?“

„Ich folge dir. Man wird mich in der Stadt noch brauchen, ich kann nicht mit dir reisen. Aber dein Kutscher wird von mir seine Weisungen empfangen, und jenseits der Grenze, im Kärntner Land, wollen wir uns treffen. Bis dahin können nur ein paar Tage vergangen sein, das Schicksal reißt uns nicht für lange auseinander. Es soll auch die einzige Trennung unseres Lebens bleiben. Vielleicht mußte diese Stunde kommen, um mich erkennen zu lassen, wie sehr du zu mir gehörst.“

Sie zog, von einer plötzlichen Unrast erfüllt, die Beine aus dem Bett, suchte nach ihren Strümpfen, nach ihren Kleidern. Aber mitten in dieser Beschäftigung brach sie plötzlich in sich zusammen, alles fiel ihr aus den Händen, und aufschreiend warf sie den Kopf in das Kissen, um die Tränen hinströmen zu lassen. Ihr Körper, ganz zusammengekrümmt, schützelte sich wie in einem Krampf.

Sie spürte, wie er sie an den Schultern ergriff, wie er

sie aufrichtete und sie zwang, ihm wieder in die Augen zu blicken. Er sah in ihrem Gesicht nichts als Angst und Verzweiflung, aber auch ein Übermaß an willfähriger Liebe. Dies war immer noch die Salome von ehemals, und sie war es doch nicht. Sie gehörte ihm heute mehr zu als an jenem Tage vor vielen, vielen Jahren, da sie sich zum ersten Male in seinen fordernden Arm bog. Damals war sie jung gewesen, nun war sie es nicht mehr. Damals war sie schön gewesen, und schön war sie geblieben. Es war eine andere Schönheit, eine gereifte und voll erblühte, die sich in vielen Stürmen bewährt hatte und niemals ihren Zauber einzubüßen vermochte. Diesem Zauber unterlag Wolf Dietrich jetzt, da der Feind gegen seine Hauptstadt anrückte und die Gefahr ihn bedrängte, mit einer Raserei, die ihm fast die Besinnung raubte. Plötzlich wurde ihm bewußt, was die Trennung für ihn und für Salome bedeutete, und in einem letzten Rausch wollte er alles Glück an sich reißen, das diese Frau zu geben hatte. Salome fühlte, wie seine Küsse auf ihren Lippen glühten, wie er ihren Körper an sich riß, wie eine rote Brandung der Leidenschaft über ihnen zusammenschlug. Dann lag sie still und mit geschlossenen Augen da und wünschte sich, daß jetzt der Tod kommen und ihr Leben auf der Höhe der Erfüllung enden möchte.

Er zog ihre Hand an seine Lippen und drückte einen Kuß darauf. „Ich danke dir, Salome“, sagte er, „und so Gott will, sind wir bald vereint.“ Dann hörte sie, wie die Tür zuschlug, und dieses furchtbare Geräusch riß sie aus ihrer Betäubung. Sie schnellte empor, lief ihm halb nackt nach, stieß die Tür zurück. Indem sie auf den Gang hinaustrat, vernahm sie, wie sich seine Schritte in der Ferne hallend verloren. Sie war allein.

Sie kehrte zu ihrem Bett zurück, hatte immer noch

den süßen Rausch der letzten Liebesstunde in allen Gliedern, war, von solcher Vergangenheit erfüllt, unfähig, an eine gefährliche und drohende Zukunft zu denken, und begann sich langsam anzuziehen. Sie war kaum fertig, als es an die Tür pochte und die Beschließerin, die Schaffnerin, die Mägde kamen. „Die Erzbischöfliche Gnaden hat uns wecken lassen, wir sollen Euch behilflich sein“, sagten sie. Damit wurde Salome in eine unerbittliche Gegenwart zurückgerissen, die ihre Forderungen erfüllt sehen wollte. „Wir müssen packen“, sprach sie, „der Erzbischof schickt uns auf eine Reise.“

Die Schaffnerin und die Beschließerin waren Salome ergeben, ihr Verhalten hatte sich in den letzten Wochen nicht geändert. Da sie ihren Auftrag empfangen hatten, gingen sie sofort daran, alles Nötige zu tun, und die Mägde wurden durch ihre Befehle angetrieben. Truhen wurden herbeigeschleppt, große Kisten sperrten ihre Mäuler auf, bereit, reichen Inhalt zu schlucken. Die Zimmer von Altenau, bisher so sorgfältig gepflegt und instand gehalten, boten bald den Anblick der Welt zum Beginn der Schöpfung. Was das Schloß an Kostbarkeiten, an Gerätschaften, an Kleidern und Wäsche barg, wurde zuhauf getürmt, um für die Reise verstaubt zu werden. Wie sehr Wolf Dietrich Salome während vieler Jahre verwöhnt und mit Geschenken überhäuft hatte, erkannte man jetzt. Immer wieder trugen die Mägde Kleider herzu, von denen eines schöner war als das andere. In weichen Bügen waren Stücke edlen Linnens aufeinandergeschichtet. Spiegel, Schatullen, eingelegte Kästchen, die allen Schmuck Salomes bargen, verschwanden in den Truhen. Stunde um Stunde wurde rastlos gearbeitet, und als der Morgen dämmerte, begann sich das Chaos zu lichten, in das Durcheinander kam allmählich Ordnung. Salome stand während dieser

ganzen Zeit unbeweglich, mit blassem Gesicht, da und sah der Arbeit der Frauen zu. Sie war unfähig, einen Finger zu rühren, unfähig, einen Gedanken zu fassen, der über die Gegenwart und über die Mauern dieses Hauses hinausging.

„Wir sind fertig, Herrin“, sagte die Schaffnerin endlich aufatmend.

„Richtet die Kinder für die Reise“, erwiderte Salome. „Und dann kleidet euch selbst an. Ihr alle werdet mich begleiten.“

Sie blieb nicht lange allein. Denn bald stürmten die Kinder herein, Hannibal an der Spitze.

„Was sagt die Schaffnerin, Mutter?“ rief er. „Wir sollen reisen? Aber der Feind steht vor den Toren und es ist nicht Männerart, ihm auszuweichen. Reise du mit den andern, ich bleibe hier, um mit dem Vater gegen die Bayern zu kämpfen.“

„Dein Vater wünscht“, sagte sie mit einer Strenge, die ihre Stimme sonst selten aufbrachte, „daß du mich begleitest. Du wirst ihm gehorchen, wie wir alle ihm gehorchen. Vielleicht will er, daß du bei mir bist, um mich zu beschützen.“ Und hier lächelte sie schmerzlich: „Frauenvolk, wie wir es sind, braucht einen Mann, der es schirmt.“

Mit diesem Bescheid gab sich Hannibal zufrieden. Vergnügt wurde er deshalb nicht, aber vergnügt war der kleine Everard, der sich des Abenteuers freute. Er umfaßte die Knie der Mutter, blickte an ihrer ragenden Gestalt empor und sagte begeistert: „Wie schön ist das, Mutter, daß ich mit dir reisen darf. Nun werde ich immer bei dir sein.“

Salome wurde aufgescheucht durch ein schweres Poltern, das von der Straße heraufdröhnte. Hannibal stürzte ans Fenster, stieß es in den strahlenden Morgen

dieses späten, schönen Herbsttages auf und rief: „Die Wagen sind schon da.“ Gleich darauf kamen Trabanten und Knechte, um das Gepäck zu holen. Sie schleppten die schweren Kisten und Truhen mühsam davon und Hannibal verfolgte vom Fenster aus, wie sie diese auf den Troßwagen verstaute. „Nun ist alles drunten“, berichtete er endlich. „Viele Wagen sind nur mit den Kisten beladen. Aber für dich, Mutter, hat der Vater eine Kutsche mit sechs Pferden geschickt. Es sind die schönsten Pferde, die ich jemals sah, und sie werden laufen wie die Teufel.“

Sie mußte lächeln. Auch diese trübe Stunde konnte die Art Wolf Dietrichs nicht ändern, er blieb der Herr, der alle Pracht, allen Glanz fordernd für sich in Anspruch nahm. Mußte man diese Reise, die ins Ungewisse führte, nicht eine Flucht nennen? Aber die Flucht geschah in einer Galakarosse und mit den schönsten Pferden des erzbischöflichen Marstalls.

Der Abschied von dem Hause, das so wenige Jahre ihr gehört, war gekommen. Sie blickte sich verstört, durch einen plötzlich niederfallenden Tränenschleier, in diesem Gemach um, dann sagte sie zu Hannibal: „Geh voraus und nimm deine Geschwister mit. Ich folge euch.“ Als sie allein geblieben war, drohte ein wildes Schluchzen sie umzuwerfen, als fahre ein Sturm über sie hin. Verschwimmend drangen die Bilder der zurückgebliebenen Einrichtungsgegenstände in ihr Bewußtsein. Hier war kein Tisch und kein Stuhl, woran nicht Erinnerungen hingen. Manche dieser Möbel hatten ihr schon in ihrer früheren Wohnung in der Residenz gehört und waren hierher geschafft worden, weil sie sich davon nicht trennen wollte. Mit leisen, zögernden Schritten ging sie durch das Zimmer, fuhr mit den Fingerspitzen über die gepreßte Tapete, befühlte einen

geschnitzten Rahmen und stand endlich vor dem Bett, über dem noch der Duft ihrer letzten Liebesstunde lag. Sie hätte sich niederwerfen mögen, aber nun fiel ihr ein, daß Wolf Dietrich von ihr Stärke und Entschlossenheit forderte und fordern mußte. Sie schloß die Augen, wandte sich ab, ging wie eine Blinde durch das Zimmer und erreichte die Tür. Der hallende Gang warf ihre Schritte laut zurück. Und ohne um sich zu blicken, gehetzt fast, als wolle sie aller Erinnerungen ledig werden, die so schön und darum so quälend waren, lief sie dahin, sie hastete die Treppe hinunter und stand aufatmend vor der langen Reihe der Wagen, mit denen sie ihre Reise machen sollte.

Die Reise begann, aber die Kutscher hatten es schwer, sich Bahn zu brechen durch das Volk, das die Straßen und Gassen in dichten Scharen füllte. Salzburg glich an diesem Morgen des 23. Oktober einem aufgeschreckten Ameisenhaufen. Alle Disziplin war gelockert, niemand fürchtete mehr die erzbischöfliche Gewalt, unter der Drohung einer unmittelbaren Gefahr sprach jeder aus, was ihm auf dem Herzen lag. Gerüchte schwirrten, die wildesten und tollsten Meldungen wurden geglaubt und fanden Gehör, und da bekannt geworden war, daß die Bayern den Vormarsch angetreten hätten, vertraute niemand mehr den schnell aufgeworfenen Schanzen, die die Stadt Salzburg schützen sollten. Man war der Grenze nahe. Wie lange konnte es dauern, bis die Bayern hier waren? Wenn sie aber kamen, dann kamen sie als erbitterte Rächer, und man mußte fürchten, daß die Stadt der Plünderung anheimfiele. Die Angst vor dieser Möglichkeit spiegelte sich in allen Gesichtern. Mancher von den Bürgern, die die Straßen füllten und aufgeregt die Lage erörterten, hatte schon in der letzten Nacht in seinem Garten oder Hof ein

tiefes Loch gegraben und darin alles verborgen, was ihm kostbar war. Andere, Reichere, die über Pferde und Wagen verfügten, hatten ihren wertvollsten Besitz eingepackt und strebten nun den Toren zu, um zu fliehen. An manchen Stellen der Stadt, wo die engen Straßen sich kreuzten, gerieten die Wagenkolonnen ineinander, und die Wachen, die heute lässiger als sonst ihren Dienst versahen, hatten Mühe, in dieses Durcheinander von scheuenden Pferden, fluchenden Kutschern und schreienden Menschen Ordnung zu bringen.

Als die Wagen Salomes daherkamen, die prunkvolle Kutsche mit den sechs Pferden an der Spitze, wich die Menge widerwillig und oft nur unter Peitschenhieben aus. Salome hatte den Wagen schließen lassen, sie wollte kein Gesicht sehen, wollte keinen Zuruf hören. Ihr Herz pochte stürmisch, und der einzige Wunsch erfüllte sie, daß diese Pferde samt den Wagen sich in die Luft erheben könnten, damit die Vaterstadt, die sie nun verließ, recht bald weit hinter ihr liege und ins Wesenlose verschwimme. Aber es war ihr bestimmt, daß der Abschied sich verzögern sollte. Denn als man zur Franziskanerkirche kam, die nun den Salzburgern schon seit vielen Jahren den Dom ersetzen mußte, fuhr ein Hinterrad ihrer Kutsche gegen einen Randstein, man hörte das Krachen der Speichen, und indes sich die Pferde wild aufbäumten und mit den Beinen um sich fetzten, senkte sich der Wagen schwer auf den Boden nieder. Fluchend sprang der Kutscher vom Bock, besah sich das Unheil und riß den Schlag auf. „Mit diesem Wagen, Herrin, ist nichts mehr zu wollen“, sprach er. „Ihr müßt Euch gedulden, bis ein anderer zur Stelle ist.“

Verstört kroch Salome aus der engen Tür, ihre Kinder folgten ihr. Hinten stauten sich die andern Wagen

ihres Zuges, das Volk war stehen geblieben, drängte immer näher heran, und in vielen Gesichtern war Schadenfreude zu lesen. „Hol einen andern Wagen herbei“, befahl sie, „ich werde dich in der Kirche erwarten.“

Sie lief dem Kirchenportal so eilig zu, daß man an eine Flucht vor dem nachdrängenden Volk denken konnte. Drinnen, in der Dämmerung des weiten und hohen Raumes, suchte sie eine Nische, in die sie sich verkroch wie ein weidwundes Tier. Ihre Kinder waren bei ihr, sie fühlte die kleine Hand Everards in der ihren, Hannibal stand da und blickte trotzig auf das Gewirre von dunklen Leibern, das die Kirche dicht erfüllte. Es war ein Sonntag, und Salome fiel ein, wie seltsam das Schicksal es fügte, daß Wolf Dietrich an einem Sonntag vom Schlosse Freisaal her in die Stadt eingezogen war und daß nun sie selbst, die ihm angehörte, die er erobert und zu seinem liebsten Besitz gemacht hatte, am Tag des Herrn fliehen mußte, genau so unglücklich und verlassen, wie er damals strahlend und mächtig gewesen war. Dasselbe Volk, das ihm damals zugejubelt, füllte nun die Kirche, es stand ihr gegenüber, und immer wieder wurden die Blicke der vielen vom Altar abgezogen, um sich auf sie zu richten. Trotz dem Halbdunkel, das in der Kirche herrschte, war ihr zumute, als stünde sie nackt auf dem Markte, im grellen Sonnenlicht, von allen begafft und bestaunt. Manchmal hörte man das silberne, feine Läuten des Ministrantenglöckleins, und dann beugten sich die vielen Leiber nieder, als ginge ein Sturm über ein Ährenfeld. Der Gottesdienst zwang die Menschen zum Schweigen. Aber Salome hatte das Gefühl, daß diese Leute wild und wütend auf sie eingeschrien hätten, wenn ihnen nicht durch die Heiligkeit des Ortes die Mäuler verschlossen worden wären.

Die Messe war zu Ende gegangen, zum letzten Male hatte das Ministrantenglöcklein geklingelt, doch das Volk strömte nicht aus der Kirche, alle blieben da, als gelte es, ein seltsames Schauspiel zu genießen. Lieber Gott, dachte Salome, laß mich bald von hier entfliehen. Wenn diese Menschen in Not sind, so sollen sie mich nicht hassen, denn ich bin nicht schuld daran. Und sie sollen auch Wolf Dietrich nicht verdammen, denn er hat das Beste für sie gewollt.

Sie wußte dabei, daß dieses Gebet vergeblich war. Wolf Dietrich hatte die Liebe aller dieser Menschen gewiß verloren, wenn er sie jemals besessen, und da er allein in der Stadt zurückblieb, stand er als Einzelner einer geschlossenen Masse gegenüber, in der sich nicht viele Freunde finden konnten. Hatte er noch Freunde? Maß einer diese Stunden der Bedrängnis an all den leuchtenden Stunden des Glücks, die er unter des Fürsten Herrschaft verlebte?

Es gab noch Freunde, es gab noch treue Anhänglichkeit, wenn sie auch nur von Dienern geübt wurde. Als Salome von dem Grauen überwältigt zu werden drohte, das sie vor dem unheimlichen, stummen Gedränge des Volkes empfand, stand plötzlich Mattheus Janschitz vor ihr. Er neigte sich und sprach leise: „Ein neuer Wagen ist zur Stelle, Herrin, ich will Euch hinausgeleiten.“ Und Salome folgte ihm gesenkten Hauptes durch all dieses Starren und Gaffen, Everard an der Hand, der neugierig um sich blickte und den vielen fremden Männern und Frauen entgegenlachte. Als sie ins volle Tageslicht trat und auch draußen die Menschen in dichtem Spalier standen, wäre Salome am liebsten in das bergende Dunkel der Kirche zurück geflüchtet. Aber da tat Mattheus Janschitz schon vor ihr den Wagenschlag auf, ließ die kleine Falltreppe

herab und bot ihr die Hand, um sie zu stützen. „Nur Mut, Herrin“, flüsterte er, „gleich sind wir zur Stadt hinaus. Ich reise mit Euch.“

Trotz aller Scheu und Angst, trotz aller Eile und Bedrängnis verharrete sie doch, einen Fuß auf der Latte des Treppchens. Dies war nicht ausgemacht gewesen, Mattheus Janschitz sollte nicht mit ihr reisen, er sollte zurückbleiben in der Stadt, der er während seines ganzen Lebens angehört. Ihre Überraschung war groß, sie blickte dem alten Mann verwirrt in die Augen: „Du bleibst doch hier, Mattheus? Du hast Weib und Kind, du kannst mit mir nicht ins Ungewisse fliehen.“

„Ich bleibe nur dann zurück, Herrin, wenn Ihr mir die Fahrt verbietet. Sonst ist mein Platz an Eurer Seite... Aber das Volk wird unruhig, steigt ein und laßt den Kutscher fahren. Draußen dann, unterwegs, kann ich Euch über alles berichten und Euren Entschluß hören.“

Er schob sie fast in den Wagen, in den die Kinder vorausgesprungen waren, schlug die Tür zu und gab dem Kutscher ein Zeichen. Mit Geknarr und Gepolter setzte sich das schwere Gefährt wieder in Bewegung, all die andern Wagen, die bisher mit stampfenden Rossen auf das Eintreffen der neuen Karosse gewartet hatten, folgten nach und der Zug rollte durch die Gassen dahin. Zum letzten Male sah Salome dieses geliebte Salzburg. Sie kam über den Domplatz, der heute, am Sonntag, verödet dalag, und auf dem man auch sonst, seit die Arbeiter zu den Schanzen und Wällen kommandiert waren, keinen Maurer und keinen Zimmermann sah. Der Bau war nicht weit gediehen, das Chaos kaum geordnet, Wolf Dietrich war gezwungen worden, seinen schönsten Traum im Stich zu lassen, ohne daß er auch nur den Beginn der Verwirklichung erlebt hätte.

Der Kutscher trieb die Pferde an, als wüßte er, daß seine Herrin diesen Platz bald hinter sich lassen wolle. Denn dort drüben lag die Residenz, in der sie Jahre des Glückes, der Liebe und der Einsamkeit verlebt hatte. Sie schloß die Augen und erinnerte sich, wie sie inmitten des zechenden und schmausenden Volkes stand, das im strömenden Regen Tisch an Tisch den Hof der Residenz füllte, und wie der Erzbischof zu ihr trat, um sie in seinen Schutz zu nehmen. In jener Stunde hatte sich ihr Schicksal entschieden, damals war sie hinausgeschleudert worden aus der Bahn der Bürgerlichkeit, sie hatte alle Menschen verloren, hatte der Welt entsagen müssen, und nun, nach einem Vierteljahrhundert, war ihr die letzte Prüfung auferlegt, daß sie aus der Heimat fliehen mußte wie eine Verfemte. Was war der Preis für all dies gewesen?

„Kutscher“, rief sie hinaus, „fahr zu, wir haben Eile.“

Der Kutscher hieb auf seine Pferde ein, die Räder rollten lauter und dröhnender, und indem der Domplatz und die Residenz um eine Wegkrümmung verschwanden, lehnte sich Salome tief in die Wagenkissen zurück und dachte: Bald wird Wolf Dietrich denselben Weg reisen. Möge er bald bei mir sein.

Die Salzach war da, man fuhr an ihr hin. Die Häuser wurden spärlicher und geringer und immer noch säumte eine Menge Volkes den Weg stumm und drohend. Niemand zog mehr den Hut, aber Frauen hatten ihre Kinder emporgehoben, damit sie das Schauspiel genießen könnten, wie die Freundin des Fürsten, die Geliebte seiner Nächte, die Mutter seiner Kinder, die Stadt verließ. Gott sei Dank, dachte Salome, bald ist diese Qual zu Ende, bald liegt die Stadt hinter uns. Doch als sie fast die Gemarkung erreicht hatten, wurde plötzlich

das Schweigen gebrochen, das über dem Volke lag. Ein Mann, ein großer ragender Mensch mit dichtem Bart und mächtiger Brust, trat aus der Menge vor, schoß glühende Blicke auf die Frau, die im Wagen an ihm vorüberkam, und schrie: „Da fährt sie hin, die Metze, die Priesterdirne, und nimmt ihre Brut und all die Schätze, um die sie uns ausgeplündert hat, mit. Möge sie zur Hölle fahren.“ Salome starrte den Mann entsetzt an, sie wurde totenbleich, und indes ihr die Tränen aus den Augen stürzten, hob sie die Hände an die Ohren. Aber nun setzte ein wildes Geschrei ein, das immer mächtiger answoll, so daß sie sich seiner nicht erwehren konnte. „Verfluchte Metze“, brüllten die Leute, „verdammte Dirne, fahr hin mit deinem Raub.“ Und als ein paar schrien: „Reißt sie aus dem Wagen, nehmt ihr, was ihr nicht gehört“, — da schlug der Kutscher wie besessen auf die Pferde ein, die wild vorschossen. In einem namenlosen Getöse, unter Wirbeln von Staubwolken jagten die Wagen, die Salome Alt und ihren Besitz bargen, aus der Stadt hinaus.

Aus der Ferne noch hörte sie die Worte, die die Wut ihr nachsandte: „Metze, Dirne . . .“ Und dies war der Abschiedsgruß, mit dem die Stadt Salzburg ihre Tochter Salome Alt entließ.

Achtes Kapitel

Die Reise verlief gleichförmig und ohne sonderliche Ereignisse. Mittags hielt man irgendwo vor einer Dorfschenke und ließ den Kindern und dem Gesinde ein Mahl bereiten. Salome selbst aß nichts, sie saß abseits in dem herbstlichen Garten und blickte vor sich hin, ohne eines Gedankens fähig zu sein. Da trat Mattheus Janschitz zu ihr.

„Herrin“, sagte er, „nun ist es an der Zeit, daß Ihr Euch entscheidet, ob ich bei Euch bleiben darf. Meinen Entschluß kennt Ihr. Ihr müßtet mich davonjagen, damit ich von Euch lasse und umkehre.“

Ihm galt es gleich, ob er Salome in dem dürftigen Graspark eines Dorfwirtshauses oder in dem prunkvollen Park des Schlosses Altenau gegenüber stand. Er blieb in seiner Haltung, in seinen Gebärden, in seinen Worten derselbe. Für ihn hatte sich nichts geändert. Er war vom Erzbischof dieser Frau seit vielen Jahren zur Dienstleistung zugewiesen und nichts konnte ihn davon abhalten, seine Pflicht zu erfüllen.

„Du stehst nicht allein in dieser Welt“, erwiderte Salome, „du hast ein Weib, das deiner bedarf, Kinder, die den Vater brauchen. Auch soll man alte Bäume nicht mehr aus dem Boden heben, mit dem sie verwachsen sind. Ich wäre froh, Mattheus, wenn ich dich bei mir behalten dürfte. Aber die Verhältnisse erlauben es nicht.“

„Ich weiß nicht, wohin die Reise geht, und was Ihr

für die Zukunft vorhabt, edle Frau“, sagte Mattheus. „Aber Gesinde werdet Ihr brauchen, wo immer es sei, und die Menschen, die schon seit Jahren zu Euch gehören, die Euch, Eure Neigungen und Gewohnheiten kennen, werden Euch immer ein Stück Heimat bedeuten. Wenn Ihr mich behalten wollt, dann wird mir mein Weib folgen. Es wird für uns beide Platz bei Euch sein. Meine Kinder sind groß genug, um sich selbst zu behelfen, sie bedürfen meiner nicht mehr.“

„Mag auch deine Frau nachkommen, du wirst in der Fremde Salzburg entbehren, denn ich kehre nie mehr zurück. Diese Stadt ist schön, man reißt sich schwer von ihr los, und obwohl ich sie seit vielen Jahren kaum mehr sah und ihre Straßen nicht mehr betrat, habe ich jetzt schon Sehnsucht nach ihr, als hätte ich ein Stück meines Herzens verloren.“

„Dieses Salzburg, wie ich es heute erlebte, lockt mich nicht mehr“, sagte er bitter. „Wer Euch zu kränken vermag, der ist nicht mein Freund. Wenn Ihr mir nicht erlaubt, mit Euch zu gehen, so werde ich die Stadt dennoch verlassen und anderswo mein Brot suchen. In Salzburg ist also meines Bleibens nicht.“

Da streckte sie ihm die Hand entgegen, in die er einschlug. „So komm denn mit mir, Mattheus. Und wenn wir einmal wissen, wo wir uns eine neue Heimat schaffen dürfen, dann hol dein Weib zu dir und erzähl mir recht oft von Salzburg, damit sein Bild doch in meinem Herzen lebendig bleibt.“

Nun fuhren die Wagen wieder vor, die Reise ging weiter. Man strebte dem Gebirge entgegen, Gipfel um Gipfel türmte sich, aus Schlünden des Gesteins stürzten Bäche nieder, und je höher sich die Straße empor-schraubte, desto kälter wurde es. Immer noch blaute ein sommerlich tiefer Himmel, immer noch lag Sonne

über der Welt. Aber hier wehte eine schärfere Luft, und während in Salzburg die Bäume, glühend in roten und braunen Farben, noch in vollem Laube standen, hatten ihnen hier Sturm und Kälte schon arg zuge-setzt. Everard machte die erste Reise seines Lebens, wo-gegen Hannibal schon des öfteren mit dem Vater über Land geritten war. Darum wurde dem Kleinen alles zu einem Erlebnis, dem er sich stürmisch hingab. Er ju-belte den Menschen in der bunten Bauerntracht zu, er war glücklich über jede Kuh, die am Straßenrande wei-dete, über jede Ziege, die sich auf den Hängen dürftige Grashalme rupfte. Sein Mund stand nicht still, er fragte ununterbrochen, die Mutter mußte ihm immer wieder Rede und Antwort stehen. Sie war froh darüber, denn so wurde sie von ihren trüben Gedanken abgezogen.

Als der Abend niedersank, war man in Radstadt. Mächtig wuchs hier der Tauern zum Himmel auf, und in seinen Schutz drückte sich die Stadt mit ihren Mauern und Türmen und dem Gewirr grauer Häuser. Nun war das Ziel dieses Tages fast erreicht. Denn nahe bei Radstadt lag Flachau, und hier hatte Salome Ver-wandte. Seit vielen Geschlechtern gehörte der Familie Steinhauser ein Eisenhammer, in dem das Erz der Berge, das auf langen Wagenfahrten aus Kärnten und Steier-mark dahergebracht wurde, seine Verwandlung zu Sen-sen und Sicheln für die Gebirgsbauern erfuhr. Abseits vom Eisenwerk lag das Herrenhaus, ein stattlicher, weit gedehnter Bau, der bewies, daß hier vermögende Leute wohnten. Salome hatte die Muhme und die Basen des öfteren im Vaterhause in Salzburg getroffen, wenn sie in die Hauptstadt kamen, um allerlei Dinge zu be-sorgen, die man in Radstadt nicht bekam. Als sie, vom Gebot Wolf Dietrichs gehetzt, den raschen Plan für ihre Reise entwerfen mußte, war es ihr als eine schöne und

glückliche Fügung erschienen, daß sie unterwegs Menschen finden konnte, die ihr nahe standen und bei denen sie rasten durfte. Freilich war ihr keine Zeit geblieben, sich durch einen Boten ankündigen zu lassen, und so war denn die Überraschung groß, als vor dem Herrenhause die lange Reihe herrschaftlicher Reisewagen vorfuhr, die Kutscher von den Böcken sprangen und ein alter Diener trotz seinen Jahren mit aller Behendigkeit von der schönsten Kutsche herabkletterte, um einer Frau den Schlag zu öffnen. Salome ging in plötzlicher Befangenheit auf das Haus zu, wo die Bewohner in die Tür getreten waren. Erstaunte Augen waren auf sie gerichtet, allen diesen Menschen, Männern und Frauen, lag eine Frage auf den Lippen, der sie zuvorkam.

„Ich bin Salome Alt“, sagte sie, „des Rats Herrn Alt Tochter. Ich muß der Muhme noch bekannt sein.“

Die Muhme war eine Greisin geworden, die Jahre hatten sie krumm gezogen und gebeugt, aber ihre Augen blickten so scharf und forschend wie eh und je.

„Ja, du bist Salome Alt“, erwiderte sie, „und seit ich dich nicht mehr sah, bist du eine große Dame geworden.“

Das war kein herzlicher Empfang, vergeblich wartete Salome auf ein gutes Wort des Willkommens, erschauernd fühlte sie sich unter diesen Menschen, die eines Blutes mit ihr waren, abgewiesen, zurückgestoßen. Hilfesuchend blickte sie um sich, aber da trat eine Frau an ihre Seite, die von ihrem Alter sein mochte, und das war die Base, mit der sie sich in ihrer Jugend am besten verstanden, mit der sie während kurzer und doch so schöner Besuche Freundschaft geschlossen hatte. Auch diese Base war nun eine reife Frau geworden, längst mußte sie verheiratet sein.

„Dein Wagen ist über und über mit Reisedust be-
deckt, du mußt einen weiten Weg hinter dir haben
und da kann man eine Rast wohl brauchen. Komm ins
Haus und bleib bei uns, solange du willst. Wir wollen
Freundinnen sein wie in alter Zeit.“

Salome ergriff stürmisch diese Hand, die sich ihr ent-
gegenstreckte. „Du bist gut“, sagte sie, „und ich danke
dir.“

Dann saß sie in der geräumigen und behaglichen
Stube des Hauses. Im Ofen krachten die Buchenscheiter,
denn die Nächte waren hier oben im Gebirge schon
empfindlich kalt. Draußen schirrten die Kutscher die
Pferde ab und geleiteten sie in den Stall, der für so
viele Tiere kaum Platz hatte.

„Wohin soll deine Reise gehen?“ fragte die Base. Die
Muhme saß gekrümmt im warmen Ofenwinkel, blickte
mitunter herüber und sprach kein Wort mehr. Aber
eine zweite Base war gleichfalls ganz nahe zu Salome
gerückt, betrachtete voll Neugierde das kostbare Kleid
und all den Schmuck und fühlte sich plötzlich klein
und dürftig angesichts solcher Pracht, obwohl sie an
einen Mann verheiratet war, der sich unter die Reichen
des Gaues zählen durfte.

„Die Reise geht nach Kärnten“, erwiderte Salome
schnell und beiläufig. Ihr brannte etwas auf dem Her-
zen, sie mußte eine Frage tun, von der so vieles ab-
hing: „Habt ihr Nachrichten aus Salzburg?“

„Da bringt so mancher eine Meldung daher“, sagte
die Base, „und jede solche Meldung wäre danach an-
gehen, unsereinen in Unruhe zu versetzen. Aber nach-
forschen kann man nicht, was an all dem Gerede wahr
ist. Der Bruder ist seit gestern in der Stadt, wenn der
zurückkommt, wird er die Wahrheit wissen.“

Dieser Bruder, Maximilian Steinhauser, der Sohn der

Muhme, wurde zu jeder Stunde erwartet. Seine Geschäfte in Salzburg mußten längst abgewickelt sein, und wenn sein Pferd auf der Heimfahrt den Stallhafer witterte, dann lief es wohl einen guten und schnellen Trab. Salome zählte die Sekunden, bis er kam, der einzige, der um alles Bescheid wußte, der ihre Unrast beschwichtigen, ihre Fragen beantworten konnte. Man wartete lange, dann gab man die Hoffnung auf, daß Maximilian Steinhauser heute noch kommen könnte. „In Gottesnamen“, sagte Salome endlich, „so will ich denn zur Ruhe gehen und auf morgen warten.“ Aber da hörte man draußen ein Gefährt herankarriolen, das vor dem Hause hielt. „Das ist der Bruder“, rief die Base, und eine Frau, dunkeläugig und schwarzhaarig, wie man sie im Süden des Landes oft trifft, stand auf und schritt aus der Tür. Draußen hörte man Stimmen, ein Pferd wurde ausgeschirrt, und endlich trat Maximilian Steinhauser herein, sehnig und lang, immer noch die Peitsche in der Hand, die Reisetasche übergehängt. Es war ihm schon gesagt worden, welcher Besuch ihm ins Haus gefallen sei. Viele Jahre waren vergangen, seit er Salome gesehen, doch schritt er auf sie zu und gab ihr die Hand: „Du sollst willkommen sein bei uns, und bleiben kannst du, solange du magst.“

Sie jedoch dankte ihm kaum für diesen Gruß, ihre Frage sprang ihm sogleich entgegen: „Du mußt nach mir von Salzburg abgereist sein und kannst die Nachricht bringen, die ich nicht mehr erfuhr. Ist etwas Neues geschehen?“

Er legte den Hut ab, ließ die Reisetasche niedergleiten und dehnte sich mit allem Behagen eines Mannes, der nach beschwerlicher Fahrt heimgekehrt ist. „Etwas Neues?“ sagte er endlich. „Die ganze Stadt Salzburg ist voll davon, daß die Bayern heranmarschie-

ren. Sie haben Tittmoning erobert und müssen bald in Laufen sein. Keiner hofft mehr, daß man sie aufhalten könnte.“

„Nein“, schrie sie auf, „das kann nicht wahr sein! In Tittmoning, sagst du? Und in Laufen? Dann ist ja der Weg offen nach Salzburg, dann ist alles verloren.“

Er maß sie mit einem bedächtigen Blick und erwiderte: „Ich freue mich, daß du da bist, Salome, aber du wärest nicht da, wenn die Dinge besser stünden. Draußen schon, als ich kam, überfielen mich unsere Knechte und erzählten mir, mit wieviel Wagen und Gesinde du bei uns vorgefahren bist. So reist man nur, wenn man lange ausbleiben oder garnicht mehr heimkehren will.“

Sie senkte den Blick und wußte darauf nichts zu erwidern. Aber sie konnte es nicht hindern, daß ein leises Gefühl der Freude in ihr aufstieg, obwohl sie sich dessen schämte. Wenn wirklich, dachte sie, alles verloren ist, wenn Wolf Dietrich die Stadt verlassen muß, um nicht dem Bayernherzog in die Hand zu fallen, dann werde ich bald wieder mit ihm vereint sein. Vielleicht kann ich ihn hier noch erwarten. Ich will morgen noch bleiben, und alles wäre gut, wenn er auf einmal vor mir stünde.

Sie blieb wirklich. Diese Nacht war besser, als sie es erhofft hatte, der nächste Morgen stieg wieder schön und funkelnd über der Welt auf, und sie wich nicht vom Fenster, von dem aus man die Landstraße ein weites Stück überschauen konnte. Sooft sie Pferdegetrappel hörte, sooft eine Staubwolke aufwirbelte, klopfte ihr das Herz bis zum Halse. Die Basen mußten sie, als die Mittagsstunde kam, fast zwingen, ein paar Bissen zu essen. Auf Fragen, die man an sie richtete, gab sie kaum Antwort, ihre Gedanken weilten in der

Ferne und ließen sich nur schwer zurückrufen. Endlich hörte man Pferdegetrappel, das vor dem Hause hielt. „Er ist es“, rief Salome und fuhr auf. Sie zitterte am ganzen Körper, in ihrem Gesicht wechselte tiefe Blässe mit der Röte einer stürmischen Erregung.

Maximilian Steinhauser ahnte, wen Salome erwartete, darum fragte er nicht, sondern schritt auf die Tür zu, um diese dem Besucher zu öffnen. Aber nicht Wolf Dietrich trat ein, sondern der Pfleger von Radstadt mit ein paar Knechten.

„Ihr?“ fragte Maximilian Steinhauser erstaunt, indem er einen Schritt zurücktrat, „was führt Euch in mein Haus?“

Der Pfleger blickte sich um, er sah lauter bekannte Gesichter, dann aber blieben seine Augen an Salome hängen, die hoch aufgerichtet dastand und sich mühsam beherrschte, um eine ungeheure Enttäuschung zu verbergen. Der Pfleger kam auf sie zu, blieb vor ihr stehen und verbeugte sich kurz: „Man hat mir berichtet“, sagte er, „daß gestern abend hier ein Wagenzug angekommen ist. Zugleich erhalte ich die Meldung, daß Frau Salome Alt Salzburg verlassen hat. Seid Ihr Frau Salome Alt?“

Ein Würgen stieg ihr in der Kehle hoch, sie hätte weinen können, weil der Mann, den sie so sehnlich erwartete, fernblieb. Was konnte es da bedeuten, daß dieser Fremde so barsch zu ihr sprach, wie es seit vielen Jahren niemand gewagt? Sie senkte hilflos den Kopf und erwiderte: „Ich bin Salome Alt. Was wollt Ihr von mir?“

„Ihr seht in mir den erzbischöflichen Pfleger von Radstadt“, sagte er, „und ich halte es für meine Pflicht, Euch und Euer Gesinde zu arretieren und dies nach Salzburg zu melden. Nicht nur Eurer“ — und hier

blickte er sich im Kreise herum — „auch derjenigen, die Euch Unterstand gewährten, muß ich mich versichern. Ihr, Steinhauser, und Euer Weib und Eure Kinder seid meine Arrestanten.“

Steinhauser wollte wild auffahren, aber er besann sich, denn hinter dem Pfleger stand alle Gewalt der Obrigkeit, gegen die er machtlos blieb. Er blickte zu Salome hinüber. Diese aber senkte den Kopf noch tiefer und sprach: „Wenn es Eures Amtes ist, so muß ich mich fügen. Nehmt mich und die Meinen mit, aber diese Leute hier, die mir nur Gutes wollten, laßt frei.“

„Mitnehmen?“ Der Pfleger überlegte, trat von Salome zurück und ging ein paarmal durch das Zimmer, wobei alle Blicke ihm angespannt folgten. Schließlich blieb er an der Tür stehen: „Ihr könnt hier bleiben, Frau Salome Alt, und der Steinhauser mit den Seinen auch. Dieses Haus soll euer Arrest sein, ich werde Knechte als Wachen an das Tor stellen.“

Damit ging er, und er ließ Salome in Verwirrung zurück. Was sie eben noch gehofft hatte, mußte ihr nun als das Furchtbarste erscheinen. Kam Wolf Dietrich wirklich, dann lief er diesem Pfleger, diesen Landsknechten in die Arme und sein Schicksal mußte ungewiß sein. Plötzlich betete sie, daß das Glück, das sie ersehnt, sich nicht erfülle, weil es das Unglück Wolf Dietrichs wäre. Sie hob die Hände an die Schläfen, in denen es kochte und bohrte, richtete einen verstörten Blick auf Steinhauser und sagte: „Ich bringe Not in euer Haus, und das ist ein schlechter Dank für die Gastfreundschaft, die mir zuteil geworden. Trag es mir nicht nach, Vetter.“

Steinhauser machte eine wegwerfende Bewegung mit der rechten Hand: „Der Pfleger mag vielleicht allzu hitzig sein, jedenfalls glaubt er, das Richtige zu tun.“

Wir haben nur den Vorteil davon, Salome, daß du nun länger bei uns bleiben wirst. Kümmere dich nicht um uns, und auch deinetwegen mußt du keine Sorge haben. Wenn der Pfleger aus Salzburg Bescheid bekommt, wird er dich freilassen.“

Vor wenigen Stunden noch wollte Salome den Aufenthalt in Flachau hinauszögern, nun war es ihr, als würde sie mit glühenden Ruten getrieben. Sie wollte fort aus diesem Hause, aus diesem Ort, aus diesem ganzen Lande, wo man sie plötzlich haßte, weil sie einem Manne zugehörte, der allen nur Gutes hatte bringen wollen. „Wann kann der Pfleger die Post aus Salzburg haben?“ fragte sie. Steinhauser überlegte: „Wenn sein Knecht gleich losreitet, ist er morgen abend, vielleicht früher noch zur Stelle.“ Dann lächelte er: „Behagt es dir so wenig bei uns, Salome, daß du die Stunden zählst?“

„Zürne mir nicht“, erwiderte sie, „aber die Unrast in mir ist zu groß.“

Diese Unrast ließ die Nacht und den nächsten Tag wieder zur Qual werden. Hatte sie gestern das Eintreffen Wolf Dietrichs erwartet, so blickte sie nun nach dem Pfleger aus. Und wieder dehnten sich die Stunden zu Ewigkeiten, der Tag stieg und sank, dem Nachmittag folgte der Abend. Längst hatte sie Steinhauser gebeten, ihre Wagen und Pferde durch seine Knechte reisebereit zu machen, damit sie fahren könnte, sobald sie frei wurde. Er gab seine Befehle, und nun erfaßte ihre Unruhe auch ihn. Als es dunkel wurde, sagte er: „Nun müßte der Bote des Pflegers bald hier sein.“

Aber immer noch vergingen Stunden, ehe der Pfleger durch die Nacht heransprengte und ins Haus trat. Alle waren noch wach. Nur die Kinder schliefen. Er verbeugte sich heute vor Salome etwas tiefer als gestern,

doch blieb er kalt und abweisend. „Ich bin gekommen“, sagte er, „um Euch zu melden, daß Ihr und der Steinhauser wieder frei seid. Ihr könnt reisen, wann Ihr wollt, und habt volle Sicherheit.“

Sie atmete tief auf, eine schwere Last war von ihr genommen. „Ich danke Euch“, sprach sie, und dieser fremde Mann, der ihr gestern so Böses gebracht, erschien ihr nun wie ein Engel, der ihr das Tor zum Paradies aufstoßen wollte. Dann setzte sie fort: „Sag deinen Knechten und meinem Gesinde, Vetter, daß die Wagen vorfahren sollen.“

Sogar der Pfleger war erstaunt: „Wollt Ihr wirklich in stockdunkler Nacht durchs Gebirge reisen?“

Aber sie hörte ihn kaum. Sie war ins Nebenzimmer geeilt, wo die Kinder schliefen, riß diese aus dem Schlaf und kleidete sie mit fliegender Hast an. Dann warf sie sich selbst den Mantel um und kam zurück: „Ihr sollt alle Dank haben“, sagte sie, „ihr wart gut zu mir. Ich will es euch ewiglich gedenken.“ Sie lief aus dem Hause, draußen fuhrn eben die schweren Wagen vor, schwankende Laternen warfen ihren zuckenden Schein. Da Neumond war, glitzerten am Himmel nur die Sterne. Ihr dünnes Licht reichte nicht hin, die Landschaft zu erhellen.

Steinhauser und die Basen folgten Salome und taten alles, um sie zurückzuhalten. Sogar die alte Muhme konnte es nicht fassen, daß ein Christenmensch zu solcher Stunde ins Ungewisse hineinfahren wolle. „Bleib, Salome“, beschwor auch sie, „was man allzu wild erjagt, erreicht man nicht, und unter der Sonne reist sichs besser als in unwirtlicher Nacht.“

Aber da saß Salome schon im Wagen, Everard wurde zu ihr hinaufgehoben, der sich schlaftrunken an sie schmiegte, die andern Kinder folgten. Sie kam sich

glücklich und erlöst vor, als wäre sie einer ungeheuren Gefahr entlaufen. „Habt Dank“, rief sie noch einmal, und das war ihr Abschiedsgruß. Dann schnalzte die Peitsche über die Pferde hin, diese zogen an, die Kutsche setzte sich schwankend in Bewegung und die andern Wagen folgten. So ging es in die Nacht hinein, die von wechselnden Lichtern erhellt, von tiefschwarzen Schatten erfüllt war. Manchmal kam man durch Dörfer, wo alle Menschen schliefen und nur ein paar Hunde anschlugen. Gegen Morgen wurde es kalt, hier heroben im Gebirge hatte der Herbst schon ein strengeres Regiment angetreten. Salome fror, Everard erwachte vor Kälte und begann zu weinen. Sie hüllte ihn in ihren Mantel und blickte mit stumpfen Augen in die Landschaft hinaus. Allmählich wurde es heller, der Tag stieg, aber nun schoben sich Regenwolken über den Himmel und ein eisiger Wind fegte hinter ihnen daher. Der Sommer, der in der Stadt Salzburg und im Tieflande so lange geherrscht hatte, war zu Ende, die Sonne verbarg sich, sie verschwendete ihre späte Kraft nicht mehr.

Als es Mittag wurde, hielt man wieder vor einem Dorfwirtshaus, um etwas zu genießen und sich an einem Feuer zu wärmen. Aber jeder Bissen quoll Salome im Munde, da sie gewahr wurde, welches Aufsehen ihr Wagenzug erregte. Die Bauern liefen herbei und staunten mit offenen Mündern, Kinder drückten einander weg, um einen Blick durch die Tür zu erhaschen. Salome war froh, als diese Rast beendet war und man weiterfahren konnte. Das Land stieg immer höher, die Straßen wurden im Gebirge schlecht, die Wagen polterten schwer dahin, rumpelten gegen Steine, drohten in Gruben zu versinken. Eine Übelkeit befiel Salome, ihr Kopf dröhnte, die Augenlider wurden ihr

so schwer, als sollte sie in einen bleiernen Schlaf sinken, und dennoch waren ihr Gehirn und ihr Herz so wach, daß sie nicht daran denken konnte, die Qual dieser Reise durch ein paar Stunden des Schlummers zu verkürzen. Erst als man am Abend wieder vor einem Dorfwirtshause hielt, um Nachtquartier zu beziehen, fühlte sie, wie nach all den Anstrengungen dieser letzten Tage die Müdigkeit sie zu überwältigen drohte. Sie taumelte in ein breites und tiefes Bauernbett und fiel in eine Betäubung, die kaum mehr Schlaf zu nennen war. Am Morgen fühlte sie sich nicht erfrischt, die Schwere war aus ihren Gliedern nicht gewichen. Dennoch hetzte sie wieder zur Weiterfahrt, als hätte sie das Erlebnis von Flachau nicht überwunden und als wäre nun nicht ein Pfleger mit ein paar Knechten, sondern ein ganzes Kriegsvolk hinter ihr her, um sie zu fangen. „Fahr gut“, sagte sie zum Kutscher. „Wenn wir bald aus dem Lande sind, soll es dein und euer aller Schaden nicht sein.“

Die Kutscher hieben auf die Pferde, die übermüdet ihre schwere Fracht zogen, ein, die Wagen rollten dahin, oft tauchten sie in die tiefen Schluchten des Gebirges ein, um dann wieder mühsam steile Höhen zu erklimmen. Immer noch hob sich die Straße, auf der man keinem Gefährt, selten einem Wanderer begegnete. Everard, von der langen Reise übermüdet, wurde immer unruhiger und weinte oft. Die andern Kinder benahmen sich gefaßt, aber Salome sah, wie auch ihre Augen immer matter und stumpfer wurden. Wann war ihr jemals eine Prüfung auferlegt worden, die der Marter dieser Reise gleichkam?

Endlich, auf einer Paßhöhe, hielt der Kutscher, machte den Wagenschlag auf und meldete: „Wir sind über die Grenze, Herrin, vor uns liegt Kärnten.“

Salome hatte das Gefühl, als müßte sie diese schwierige Hand ergreifen und in Dankbarkeit küssen. „Du bist brav“, sagte sie, „ich will es dir entgelten.“

Nun, da die Fahrt bergab ging, liefen die Pferde eiliger, rollten die Wagen schneller, und Salome blickte in das Land hinein mit Augen, die eitel Sonne zu spiegeln schienen, obwohl die Wolken am Himmel sich immer schwerer zusammenzogen und ein heftiger Regen zu fallen begann. Wie lange fuhr man noch so? Endlich fand Salome die erlösende Ruhe. Sie sank tief in die Kissen des Wagens zurück und schlief ein. So tief war dieser Schlaf, daß nichts sie zu wecken vermochte. Die Räder prallten gegen Steine, man holperte über Gruben hinweg, sie aber tauchte aus ihrer glücklichen Bewußtlosigkeit nicht auf, bis der Wagen stand und der Kutscher, eine Laterne in der Hand, auf sie einsprach. „Wir sind am Ziel, Herrin“, sagte er. „Es ist tiefe Nacht, aber wir haben Gmünd ohne Unfall erreicht. Hier wollen wir ja bleiben?“

„Ja“, erwiderte sie, verwirrt und schlaftrunken, „hier bleiben wir. Und hier wollen wir warten.“

Sie schlief am nächsten Morgen lange. Dann erwachte sie mit dem Gefühl, daß sie neue Kräfte geschöpft hatte und daß nun ein anderes, besseres, erfüllteres Leben beginnen würde, ein Leben, das ihr für immer die Vereinigung mit Wolf Dietrich schenken sollte. Nie mehr würden Tage kommen, da sie allein in ihren Zimmern saß, um ihn für den Abend zu einem kurzen Besuch zu erwarten. Er war frei, und wenn er diese Freiheit auch nicht als solche empfand, so war er doch Salome ganz geschenkt. Sie lächelte und dachte: nun werde ich ihn für alles entschädigen müssen, was er verloren hat. Er ist so stolz und wird schwer daran tragen, daß er nicht mehr herrschen kann, daß er nicht

mehr für so viele zu sorgen hat. Aber ich will ihn trösten, ich will seine Sorgen mit ihm teilen, und alles wird noch gut werden.

Hier, in Gmünd, wollte sie auf ihn warten, um mit ihm gemeinsam die Reise fortzusetzen. Was machte es aus, wenn sie ein paar Tage hier blieb? Diese Tage mußten schön sein, weil mit jeder Stunde, die hinabsank, die Zeit der Trennung verkürzt wurde und das Glück der Erfüllung näher kam.

Draußen strömte immer noch der Regen nieder, das Land war grau verhüllt, die Häuser schienen zu frösteln und die Menschen auf der Straße versanken im Morast. Und sie saß wieder, wie damals in Flachau, am Fenster und blickte hinaus, ob sie nicht einen Wagenzug daherkommen sehe, der Wolf Dietrich zu ihr brächte. Sie war nun ganz ruhig, sie vermochte wieder zu essen und zu trinken, und manchmal spielte sie mit Everard. Dabei mußten die Kutscher und das Gesinde immer bereit sein, die Reise fortzusetzen, wenn Wolf Dietrich eintraf.

Am fünften Tage merkte sie, daß Mattheus Janschitz ihr auswich, daß er scheue Augen hatte, daß eine tiefe Blässe sein Gesicht bedeckte. Sie rief ihn besorgt zu sich und er folgte ihr zögernd. „Mattheus“, sprach sie, „du bist heute sonderbar verändert. Ich mache mir Sorgen deinetwegen. Tut es dir leid, daß du mich auf dieser beschwerlichen Reise begleitest? Oder bist du krank? Sprich dich aus, Mattheus.“

Da fiel der Diener vor ihr in die Knie und stöhnte: „Ach, edle Frau, wer sich doch aussprechen könnte! Das Unglück, an dem ich trage, ist allzu groß.“

Indes sie sich zu ihm niederneigte, fuhr sie fort: „Hab ich es nicht um dich verdient, Mattheus, daß du mir deine Schmerzen vertraust?“

Und er, stammelnd wie ein Kind, gab zurück:
„Vären es meine Schmerzen allein, Herrin, ich wäre glücklich darüber. Aber diese Not betrifft uns alle und Euch am meisten.“

So erfuhr Salome, daß Wolf Dietrich auf seiner Flucht verraten und von den Bayern gefangen worden war. Boten hatten die Meldung nach Gmünd gebracht. Der Erzbischof war ihr unendlich nahe gewesen, auf kärntnerischem Boden hatte man ihn überwältigt. Nun schaffte man ihn nach Salzburg zurück, und jeder Schritt entfernte ihn hoffnungslos von ihr. Nie mehr würde Salome ihn wiedersehen.

Neuntes Kapitel

Es war Nachmittag und Salome schritt durch die Welser Heide der Stadt zu. Seit langem war es ihre Gewohnheit, hinauszulaufen in das freie Land, das sich so weit vor den Schritten dehnte. Hier gab es keine hohen Berge, die den Himmel auf den Schultern trugen, weithin dehnten sich Felder von ungeahnter Üppigkeit und Weiden, auf denen man stämmiges Vieh sah. Durch die Heide führten kreuz und quer Wege, und auf ihnen wanderte Salome dahin, ohne Ziel und planlos, nur von dem Wunsche erfüllt, allein zu sein, um ihren Gedanken nachzuhängen.

Nun glitt die Sonne auf ihrem hohen Bogen hinab, und indem Salome zur Stadt zurückkehrte, blieb die Einsamkeit hinter ihr zurück. Bisher war sie nur an vereinzelter Bauerngehöften vorbeigekommen, aber mit jedem Schritt wurden die Häuser zahlreicher, bald sammelten sie sich in Zeilen und Gassen, die immer noch dürftig genug aussahen und deren Boden heute, da in der Nacht starker Regen gefallen war, einen einzigen Morast bildete. Den Rock hochschürzend, trat sie vorsichtig auf, bis der weitgedehnte, von schönen Häusern umgebene Hauptplatz sie aufnahm. Er hatte ein holperiges Pflaster, zwischen dessen Fugen das Regenwasser bereits abgelaufen war. Sie überquerte den Platz, der so groß war, daß ihm Salzburg und vielleicht auch Wien nichts an die Seite zu stellen hatte, und gelangte zu einem hohen Portal, das in einen gewölbten,

von Fässern, Ballen und Kisten erfüllten Flur führte. Ein paar Hausknechte standen hier herum und taten mit Hammer und Nägeln ihr Werk. Sie zogen die Mützen und blickten der Frau nach, die nun schon so lange hier Gastrecht genoß und um deren Leben und Schicksal sich ein Kranz von Legenden flocht.

Salome stieg inzwischen die Treppe hinauf und trat ins Zimmer. Hier herrschte ein buntes und wirres Leben, Stimmen sprachen und schrien durcheinander. In einer Ecke saß Hannibal, nunmehr schon ein Mann, dem der Bart blond und kraus auf den Wangen stand, und las in einem dicken und schweren Buch. Er hatte dabei nicht acht auf seine Brüder und Schwestern, die ringsum ihr Wesen trieben, und vor allem nicht auf Everard, der mit einem kleinen Mädchen dahintollte. Dieses Mädchen war das jüngste Kind einer dicken und behäbigen Frau, die in der Mitte des Zimmers an einem Tische saß und klappernd die Nadeln eines Strickstrumpfes bewegte. Mitunter hob sie dabei den Kopf, um Everard und seine Gespielin zu beobachten und nicht minder das Verhalten des andern Jungvolks zu verfolgen, das den Raum füllte. Den Kindern Salomes gesellten sich ihre eigenen Kinder, und vereint ergaben sie eine stattliche Kompanie.

Als Salome in die Tür trat, ließ die Frau die Arbeit sinken und blickte froh auf. Sie hatte ein rundes und volles Gesicht, das zu dem schweren und behäbigen Körper paßte. Der Kopf wurde von Haaren umrahmt, die, ehemals blond, nun schon stark ergraut waren.

„Du bist heute lange weggeblieben, Salome“, sagte sie, und man konnte aus ihren Worten den Vorwurf heraushören, daß die Freundin sie so sehr vernachlässigte. „Ist es denn so schön, allein in der Heide herumzulaufen?“

Everard war auf die Mutter zugestürzt. Über ihn und seine stürmische Liebkosung hinweg lächelte Salome der Sprecherin zu, aber es war ein müdes und abwesendes Lächeln. Übrigens war auch sie älter geworden, ihr Körper neigte nachgerade zu einer Fülle, die nur durch den hohen Wuchs gehindert wurde, unschön zu wirken, und in ihrem Haar mußte sich das Rotblond mühsam gegen die weißen Fäden behaupten.

„Die Heide ist schön“, erwiderte sie, „weil man in ihr ganz allein sein kann. Ich möchte diese Stunden nicht missen. Kehre ich dann zur Stadt zurück, dann freue ich mich auf dich und Christoph. Ist er noch im Geschäft, Felicitas?“

Denn dies war Felicitas Weiß, die Base Salome Alts. Seit sie geheiratet hatte, war mehr als ein Vierteljahrhundert dahingegangen, sie hatte sich so sehr verändert, daß niemand mehr in ihr das zierliche Mädchen von ehemals erkannte, und diese Wandlung war nicht auf das Äußere beschränkt geblieben. Sie, die im Schatten der Salzburger Domtürme aufgewachsen, fühlte sich nun als eine Welserin, die größere Hälfte ihres Lebens hatte sie in der großen und reichen Bauernstadt verlebt, und Salzburg war in ihrer Erinnerung zu einem blassen und schönen Traum geworden, dem sie manchmal noch nachhing, ohne daß er in ihrem Herzen Unruhe und Sehnsucht weckte. Sie hatte sich durchgekämpft zu dem Grundsatz, daß es dort am besten sei, wo es ihr gut ginge. Und es ging ihr gut, Christoph Weiß hatte sich in der neuen Heimat bewährt, sein Geschäft war hier gewachsen, es hatte sich vervielfältigt und ausgebreitet, weithin reichten seine Verbindungen, es hatte das Salzburger Kaufhaus, das sein Ursprung gewesen, längst überflügelt. Unter all den Häusern auf dem Hauptplatz von Wels war heute das

des Christoph Weiß eines der reichsten. Man merkte es ihm an, daß hier ein Mann wirkte, der sein Leben und sein Schicksal meisterte.

Salome hatte, als sie wie ein gehetztes Wild ihre Heimat verlassen mußte, bei Christoph Zuflucht gefunden. Das war nun lange her. Sie zählte die Jahre nicht mehr. Eine müde Stumpfheit und Gleichgültigkeit hatte von ihr Besitz ergriffen, es gab Tage, an denen sie tatlos dahindämmerte und auf ihre Umgebung, auf die Welt ringsum kaum achtete. Sie fürchtete sich davor, daß in ihrem Innern Stimmen erwachen könnten, die sie an das Frühere gemahnten, sie wick ihren Gedanken aus. Nur während ihrer Spaziergänge durch die Welser Heide ließ sie Versunkenes auftauchen, um damit Zwiesprache zu halten. Diese Wanderungen waren schön, weil Salome während vieler langer Jahre die Verbindung mit der Natur und mit den Menschen verloren hatte. Hier kannte man sie kaum, keinesfalls aber sah man in ihr einen Menschen, der über das Maß des Alltags hinausgehoben war. Man gaffte ihr nicht nach, man lief nicht hinter ihr her, und wenn sie mit einem Bauern sprach oder in einem Gehöft zukehrte, um ein Glas Milch zu erbitten, dann fühlte sie sich wieder so frei und ungebunden wie in ihrer Mädchenzeit, als sie stürmisch den Mönchsberg emporgelaufen war, um die erschlossene Weite mit Auge und Herz zu genießen.

Sie trat ganz nahe an den Tisch heran und sah mit Rührung, daß in Felicitas' Augen immer noch der Blick der Treue, der Anhänglichkeit lebte, den sie seit ihrer Jugend kannte. Felicitas hatte stets zu ihr aufgeblickt in dem Bewußtsein, daß sie die Stärkere, die Bevorzugte sei, und daran hatte sich nichts geändert, obgleich nunmehr sie selbst im Elend war und Felicitas

auf der Höhe eines bürgerlichen, festgefügt, vor allen Stürmen gefeiten Glückes stand.

„Ist keine Botschaft von Wolf Dietrich da?“ fragte Salome stockend, denn sie wußte, daß eine tiefe Trostlosigkeit und Enttäuschung sie überkommen würde, wenn sie auch an diesem Tage vergeblich wartete. Felicitas hatte dieses Wort insgeheim gefürchtet; nun senkte sie den Kopf, als fühle sie sich einer Schuld bewußt, und sagte: „Ich habe nichts erfahren, aber vielleicht weiß Christoph etwas Neues.“

„Ich will zu ihm“, sagte Salome mit einem letzten leisen Hoffnungsschimmer und ging zur Tür. Indes sie langsam die Treppe hinunterstieg, mußte sie traurig über sich selbst lächeln, über diese seltsame, unruhige, von ewiger Spannung erfüllte Salome, die immer wieder einer Botschaft entgegenhungerte, obwohl sie so genau wußte, daß jede Nachricht, die zu ihr kam, trostlos sein würde. Sie zögerte ein wenig vor dem Kontor des Christoph Weiß, dann trat sie doch ein. Sie traf Christoph, der aufstand und ihr entgegenkam, nicht allein. Ein Mann saß in einem Stuhl neben dem Arbeitstisch, und als Salome einen flüchtigen Blick hinübergleitete ließ, verfärbte sie sich und schloß die Augen. „Du lieber Gott“, sagte sie, „dies ist ja Hannibal von Raitenau.“

„Er ist's“, erwiderte Christoph Weiß, „er ist gekommen, um Euch zu berichten. Wir wußten nicht, daß Ihr schon heimgekehrt seid, und deshalb wollte er Euch hier erwarten.“

Salome war ganz nahe an Hannibal herangetreten, der sich nun gleichfalls erhob. „Ihr kommt zu mir? Kommt Ihr von Wolf Dietrich? Habt Ihr ihn gesehen und gesprochen?“

Hannibal schüttelte düster den Kopf: „Man läßt uns

nicht zu ihm, weder mich noch meine Brüder. Ich selbst, das wißt Ihr ja, bin kaum jemals in Salzburg, ich fühle mich nicht fähig, über das Schicksal Wolf Dietrichs zu verhandeln. Aber mein Bruder Hans Werner hat sich zur Aufgabe gestellt, einen Schuldlosen zu retten, einem Unglücklichen zu helfen, einen Mann, der wider alles Recht gefangen ist, zu erlösen. Ich habe Euch oft berichtet, Frau Salome, was er alles unternahm, um ans Ziel zu gelangen. Er erlahmt nicht, wir alle verfolgen unser Ziel weiterhin. Es ist uns bis heute nicht gelungen, Wolf Dietrich aus der Hohen-salzburg zu holen und ihn der Freiheit wiederzugeben.“

Salome nickte, sie hatte nichts anderes erwartet, die Enttäuschung dieses Tages würde sich den vielen Enttäuschungen anreihen, die sie schon erlebt. Jahr um Jahr hatte sie die Hoffnung in ihrem Herzen wachgehalten, aber diese Hoffnung starb allmählich, und es fiel immer schwerer, aus einer trüben Gegenwart eine bessere Zukunft zu ersehnen.

Sie ließ sich in den Stuhl fallen, auf dem Christoph Weiß gesessen war. „Erzählt“, bat sie, „Ihr wißt, wie sehr ich danach brenne, von Wolf Dietrich zu hören.“

Hannibal hatte ihr gegenüber wieder Platz genommen und schwieg eine Weile, als wolle er überlegen, wo er mit seinem Bericht beginnen sollte. Christoph Weiß stand neben den beiden, immer noch groß und breit, von den Jahren ungebeugt. Aber der Bart, der ihm lang auf die Brust niederfiel, war nun fast weiß geworden.

„Wie oft Hans Werner beim Papst und beim Kaiser petitioniert hat, um das Los Wolf Dietrichs zu erleichtern, ist Euch bekannt“, sagte Hannibal endlich. „Ich müßte oft Wiederholtes nochmals wiederholen, wollte ich Euch alle Versuche aufzählen, die unternommen

wurden. Man ist Wolf Dietrich weder am Kaiserhof noch in Rom übel gesinnt. Aber die Partie ist dennoch ungleich. Er kann sich nicht verteidigen und verantworten, er kann nicht für sich sprechen und eintreten, weil er auf der Hohensalzburg eingekerkert ist. Marcus Sitticus, der neue Herr Salzburgs, ist frei, er hat alle Würden, er hat alle Macht, und darum gilt sein Wort mehr. Man hat Kommissionen nach Salzburg geschickt, die die Lage Wolf Dietrichs untersuchen sollten. Auch dieser Männer hat sich Marcus Sitticus nach seinem Willen bedient. Er ist nicht gewillt, die Gefangenschaft seines Vetters zu lösen oder zu lockern. Ich kann mir denken, warum er so handelt.“

„Warum?“ fragte Salome mit stockender Stimme.

„Weil er, so seltsam dies klingen mag, vor Wolf Dietrich Angst hat. Ihr kennt die Stimmung in Salzburg nicht, Salome. Aber mir wird berichtet, daß die Laune des Volkes umgeschlagen hat, daß es den Mann heute wieder herbeisehnt, den es vor ein paar Jahren noch verwünscht und vertrieben hat, daß es sich mit jedem neuen Tage der Verdienste Wolf Dietrichs klarer bewußt wird. Wenn heute der Dom, den mein Bruder bauen wollte, von Marcus Sitticus errichtet wird und Mauer um Mauer in strahlender Pracht ersteht, so weiß jeder Bürger, wer den Grundstein legte. Wolf Dietrichs Pläne reifen heute alle heran, und das Volk ist gerecht genug, nach dem Urheber dieser Pläne zu fragen. Auch liegt die Faust des Marcus Sitticus gewiß härter noch auf der Stadt und dem Lande als die Faust Wolf Dietrichs. Wer ihn ehemals schmähte, lobt ihn heute. Das wird dem Marcus Sitticus hinterbracht und deshalb haßt er seinen Vetter.“

„Er hat von Wolf Dietrich nur Gutes erfahren“, warf Salome bitter ein.

Hannibal lächelte: „Das vergißt man, Frau Salome. Aber ich will gerecht sein und zugeben, daß Marcus Sitticus sich vielleicht doch eines andern besonnen hätte, daß man mit ihm verhandeln und zu einer Einigung gelangen könnte, wenn nicht ein Fluchtversuch Wolf Dietrichs aufgedeckt worden wäre, der fehlschlug. Damit hat er sich in den Augen des Marcus Sitticus ins Unrecht gesetzt und nun nimmt dieser jedes Recht für sich in Anspruch, noch härter, noch strenger, noch unerbittlicher zu sein als bisher.“

„Einen Fluchtversuch?“ Salomes Augen wollten die Antwort von den Lippen Hannibals ablesen. Ihr Atem ging stoßweise, das Herz klopfte ihr bis zum Halse. „Und geschah ihm dabei ein Leid?“

„Es geschah ihm nichts, denn der Plan wurde entdeckt, bevor man an seine Ausführung denken konnte. Wächter, die man vor dem Kerker Wolf Dietrichs aufgestellt, waren mit ihm im Bunde, sein Koch nicht minder. Knapp, bevor die Flucht gewagt werden sollte, griff Marcus Sitticus zu. Und nun ist Wolf Dietrich vollends von der Welt abgeschlossen, kein Mensch könnte einsamer sein als er, nach dem Willen seines Veters ist er gestorben bei lebendigem Leib. Zürnt mir nicht, Salome, daß ich Euch dies alles sage. Es wird Euer Herz bedrücken, es wird Euch die Ruhe rauben, aber es ist besser, wenn Ihr die Dinge klar seht und nicht immer wieder auf Rettung und Erlösung hofft, um dann in eine desto tiefere Verzweiflung abzustürzen.“

Es blieb eine Weile im Zimmer still, dann sagte Salome: „Wißt Ihr, wo Wolf Dietrich auf der Hohen-salzburg wohnt?“

„Wie soll ich Euch das erklären?“

Sie machte eine abwehrende Handbewegung: „Nein,

ich wills auch gar nicht hören.“ Zurückgelehnt in den Stuhl, die Augen geschlossen, beschwor sie das Bild Salzburgs: dieses Gewirr von Dächern, Straßen, Gasen und Plätzen, und hoch darüber emporgereckt die Hohensalzburg, die graue Festung auf dem Mönchsberg. Von ihr hatte man den Blick weithin ins Land bis an den Rand des Gebirges. Vielleicht verbrachte Wolf Dietrich seine Tage in Zimmern, die ihre Fenster nur in die Ebene und ins weitgedehnte Moor erschlossen. Vielleicht aber — und bei dieser Vorstellung erschauerte sie — vielleicht lag vor ihm die Stadt selbst hingebreitet, mit den alten Häusern, die er gehaßt, mit den lichten Flecken der großen Plätze, die er herausgesprengt hatte. Meinte es das Schicksal böse mit ihm, dann konnte er Zeuge sein, wie über die Dächer höher und höher die Mauern des Doms emporwuchsen, den er erträumt hatte und den nun ein anderer vollendete. Wußte man um Wolf Dietrich Bescheid, dann mußte dieser Anblick die schwerste Strafe sein, die man ihm auferlegen konnte. Denn gewiß war sein ewig reges Gehirn nicht erschlaft, seine Phantasie flammte nach wie vor, sein Ehrgeiz litt unter der Tatenlosigkeit, zu der man ihn verurteilt hatte.

„Altenau“, sagte Salome plötzlich. „Man hat es mir genommen, obgleich er es mir schenkte.“

Von der Festung Hohensalzburg, grübelte Salome weiter, sah man auch auf das Schloß Altenau. War Marcus Sitticus bestrebt, den Gefangenen zu quälen, dann mußte er ihn so einquartieren, daß seine Blicke immer von den gelben Mauern des Schlosses angezogen wurden. Für alles, was Wolf Dietrich im Leben an Glück und Erfolg zugemessen war, wurde dieser Bau zum Sinnbild: hier hatte er seinen Traum von Schönheit erfüllen können, ohne daß er an der Verwirk-

lichung gehindert wurde. Das Schloß war die edelste Schöpfung dieses fürstlichen Bauherrn gewesen, es hatte den Salzburgern gezeigt, wie sich ihr Regent die Neugestaltung der Stadt vorstellte. Und umschlossen hatten die Mauern alles, was sich Wolf Dietrich gegen die Welt zu ertrouten gewußt: hier hatte er Zuflucht finden können bei einer Frau, die ihn liebte und die er liebte, bei seinen Kindern, die immer zahlreicher aufwuchsen. Gewiß erlebte er in der Einsamkeit seines Kerkers alle die Stunden der Zärtlichkeit und der Leidenschaft noch einmal, die ihm so kostbar gewesen. Und vielleicht hörte er eine ferne, verwehte Melodie von Sarabanden, Geigen sangen und Pfeifen trillerten, Paare schritten im Reigentanz, der Mond stand über einem nächtlichen Garten, in den aus geöffneten Fenstern und Türen Ströme von Licht fielen, Paare wandelten auf den weißen, kiesbestreuten Wegen, und er schritt inmitten dieses frohen Gewühls am Arme Salomes dahin . . . Sie erschauerte wie im Fieber: „Er ist so unglücklich“, sagte sie, „und ich bin es mit ihm. Auch über meinem Leben ist das Licht erloschen.“

Hannibal blickte sie forschend an, und er erkannte, daß diese Frau wirklich am Ende ihrer Kraft war, daß sie sich mühsam aufrecht hielt, immer von der Hoffnung gestützt, daß Wolf Dietrich doch noch zu ihr zurückkehren würde. „Hat Euch Wolf Dietrich in der letzten Zeit nicht geschrieben?“

Sie nickte. „Er schreibt mir hin und wieder, nicht allzu oft, wahrscheinlich überwacht Marcus Sitticus diesen Briefwechsel streng. Was er schreibt, ist nicht viel, er berichtet kurz von sich und fragt nach meinem und meiner Kinder Ergehen. Aber was mich bekümmert, ist, daß er krank zu sein scheint. Ich muß seinen letzten Brief so auslegen.“

Hannibal machte eine Handbewegung, die diesen argen Gedanken verscheuchen sollte. Aber diese Geste war eine Lüge. Denn er wußte, daß Wolf Dietrich wirklich bresthaft war, daß er an epileptischen Anfällen litt und sich manchmal hilflos in Krämpfen wand. Auf diesen starken und harten Körper war allzuviel eingestürmt, nun brach er zusammen, die Natur rächte sich dafür, daß man sich so oft gegen sie versündigt.

„Die Gefangenschaft, die Einsamkeit mag dem Körper Wolf Dietrichs zusetzen“, sagte Hannibal endlich. „Aber Ihr braucht deshalb keine Sorge zu haben. Nie kannte ich einen Menschen, der so widerstandsfähig ist wie er. Er wird noch lange leben, er wird seinem Kerkermeister Marcus Sitticus noch manche bittere Stunde bereiten, und einmal wird er frei werden und zu Euch kommen, um Euch dafür zu belohnen, daß Ihr so standhaft ausgeharrt und so treu zu ihm gehalten habt. So lange er aber noch auf der Hohensalzburg sitzt, ist sein Los unwürdig eines Mannes von seiner Größe, aber nicht menschenunwürdig. Das wollte ich Euch sagen, Salome. Er ist auf einen Raum von drei Zimmern beschränkt, und das mag ihn wohl bedrücken. Aber es fehlt ihm nichts, was der Leib zu seiner Bequemlichkeit braucht. Der Koch, den man für ihn bestellte, bereitet ihm gute, ja üppige Mahlzeiten, jeder Wunsch wird ihm erfüllt, alle Leibgerichte werden ihm geliefert. Den besten Wein braucht er nur zu fordern, damit er ihn sogleich bekommt. Den Tag verbringt er mit dem Lesen der Bücher, die ihm am Herzen liegen, mit der Niederschrift seiner Gedanken. Es ist ein beschauliches Dasein, wie es ihm gewiß nicht taugt, doch ist es kein schlechtes Dasein.“

Wieder schloß sie die Augen, um allem, was sie soeben gehört hatte, nachzusinnen. Sie sah den verlassenen,

verbitterten, ausgestoßenen Mann in seinen Zimmern, die noch so prunkvoll eingerichtet sein mochten und dennoch nichts anderes als Kerkerzellen waren; sie sah ihn grübelnd, verzweifelnd, mit Gott und der Welt hadern, dann wieder auftrotzend in seinem alten, unverwüstlichen Kraftbewußtsein, das nun zur Ohnmacht verurteilt war. Dieses Bild quälte sie, fast haßte sie den Boten, der es durch seine Rede vor ihr beschworen.

Es drängte sie, allein zu sein, um mit sich ins reine zu kommen, um den Sturm in ihrem Herzen abklingen zu lassen.

„Bleibt Ihr noch lange hier in Wels?“ fragte sie endlich.

Hannibal verbeugte sich: „Ein paar Tage bleibe ich gewiß, Salome. Herr Christoph Weiß ist ein guter Wirt, der mich mit vielen freundlichen Worten zwingt, seine Gastfreundschaft zu gebrauchen.“

Sie nickte: „So werde ich Euch ja noch oft sehen und aus Eurem Munde Weiteres über Wolf Dietrich erfahren. Jetzt mögt Ihr mir Urlaub geben. Eure Nachrichten haben mir Unruhe gebracht, ich will allein sein, um alles zu überdenken.“

Sie erhob sich und schritt zur Tür. Hannibal und Christoph Weiß blickten ihr nach, wie sie aufrecht und doch ihres Zieles kaum bewußt, gleich einer Traumwandlerin, aus dem Zimmer ging. Sie stieg die Treppe empor und flüchtete in einen Raum, der ihr allein gehörte und wo sie sich abschließen konnte mit ihren Gedanken und ihrem Schicksal. Sie kauerte sich auf einen Stuhl am Fenster, draußen dehnte sich vor ihr der weite Welser Stadtplatz mit seinen Bürgerhäusern. Menschen kamen dort und gingen, aber Salome nahm keinen von ihnen wahr. Sie dachte ununterbrochen an Wolf Dietrich und an seine schwere Not, in der ihm

niemand beistehen konnte. Darüber strich die Zeit hin, der Abend senkte sich herab, von den Türmen schwebten die Glocken ihr Abendlied ins Land hinaus. Salome verharrte unbeweglich auf ihrem Stuhl, das Kinn in die Hände gestützt, aus weit geöffneten Augen vor sich hinstarrend.

Endlich pochte es an der Tür. Da sie sich nicht regte und den Einlaßfordernden nicht hereinrief, wurde die Klinke niedergedrückt und Christoph Weiß trat ins Zimmer. Die Dämmerung im Raum war so tief geworden, daß er seine Augen erst an das trübe Licht gewöhnen mußte, ehe er Salome am Fenster erkannte.

„Ihr seid so allein“, sprach er, „ich will Euch nicht stören. Aber ich glaube, daß es für Euch in Eurer jetzigen Stimmung am besten wäre, wenn Ihr zu uns kämet.“

Sie schüttelte heftig den Kopf, ohne ihn anzusehen: „Wenn Ihr mir ein Freund seid, Christoph, dann laßt mich allein.“

Er war ganz nahe zu ihr getreten und neigte sich zu ihr herab: „Ich bin Euch ein Freund, Salome, ich glaube, ich habe es bewiesen. Nie kann ich vergessen, daß Euch Euer Blut mit Felicitas verbindet, und daß Ihr vor vielen Jahren, als mein Schicksal durch den Erzbischof bedroht wurde, alles versucht habt, um mir zu helfen. Nun seid Ihr im Unglück und Ihr erbarmt mich. Euren Schmerz um Wolf Dietrich verstehe ich, Ihr habt ihn geliebt und liebt ihn. Aber Ihr habt von diesem Manne Kinder empfangen und es ist um ihretwillen Eure Pflicht, wieder stark zu werden und ein neues Leben zu beginnen. Was ich dazu beitragen kann, will ich gerne tun.“

„Ihr müßt mir Zeit lassen“, gab sie zurück, und noch immer veränderte sie ihre Stellung nicht.

„Das Leben läßt uns nicht immer die Zeit, die wir fordern, es drängt uns manchmal zu Entschlüssen. Und deshalb, Salome, muß ich mit Euch etwas besprechen. Ihr habt mich zum Verwalter Eures Vermögens eingesetzt. Ihr seid nicht mehr die reiche Frau, die Ihr einmal wart, aber Ihr verfügt immer noch über genügend Geld, um Euch das Heim zu bereiten, dessen Ihr und Eure Kinder bedürft. Ihr wißt, daß Ihr in meinem Hause willkommen seid. Doch denke ich mir, daß Ihr selbst danach streben werdet, wieder in Euren eigenen vier Wänden zu wohnen. Wenn Ihr bei diesem Fenster hinausblickt, so seht Ihr schräg drüben über dem Platz ein großes Haus, eins der schönsten in Wels. Es wäre einer Frau, wie Ihr es seid, würdig, und der Zufall fügt es, daß es im Augenblick feil ist. Euer Kapital beträgt heute fünfundsiebzigtausend Gulden. Einen Bruchteil davon würde der Kauf dieses Hauses erfordern, Ihr wäret wieder Herrin über Euch und es bliebe genug übrig, damit Eure Zukunft gesichert ist. Wollt Ihr meinen Rat hören, so müßte ich sagen: greift zu. Ich habe mit den Leuten, die über den Verkauf entscheiden, schon Verhandlungen eingeleitet. Sie bleiben mir bis morgen im Wort, und darum komme ich mit meinem Vorschlage heute zu Euch, obgleich ich weiß, daß ich Euch in einer schlechten Stunde finde.“

Nun hob sie den Kopf und blickte zu ihm empor: „Ich soll ein Haus in Wels kaufen? Aber da müßte ich ja immer hier bleiben? Und er, Wolf Dietrich, weilt in Salzburg so weit von mir entfernt.“

„Je nun, vorläufig kann er nicht zu Euch. Entläßt man ihn einmal aus seiner Haft, dann wird seines Bleibens in Salzburg nicht sein, weil es ihn dort nicht leiden wird. Niemand wird froher sein als er, wenn ihm hier ein Haus bereitet ist, das ihn aufnimmt.“

Sie senkte den Kopf wieder, und ihre Abspannung, ihre Gleichgültigkeit, ihre Teilnahmslosigkeit kehrte zurück. „Tut, wie Ihr es für gut findet“, sagte sie schließlich. „Ihr wißt, ich vertraue Euch vollkommen, und wie immer Ihr entscheidet, wird es wohl das Richtige sein.“

„Dann lebt wohl, Salome, und hört noch einmal meine Bitte, daß Ihr zu Felicitas gehen möget, um nicht so allein trüben Gedanken nachzusinnen.“

Er schritt aus dem Zimmer, Salome blieb auf ihrem Stuhl am Fenster sitzen und blickte hinaus in die niedersinkende Nacht, die immer dichter wurde und nur hie und dort aus dem Fenster eines Bürgerhauses ein mattes Licht aufblinken ließ. Nacht, dachte sie, liegt nun auch über den Gassen von Salzburg, und die Sterne, die mir leuchten, leuchten auch für Wolf Dietrich.

Christoph Weiß aber erwarb am nächsten Tage das Hofmannsche Freihaus für Frau Salome Alt von Altenau und deren Kinder.

Zehntes Kapitel

Die Jahre gingen hin, in deutschen Landen wogten Stürme, Menschen und Völker standen um ihres Glaubens willen gegeneinander, Blut floß in Strömen, reiche Städte wurden verwüstet, geplündert und gebrandschatzt, eine Weltenwende schien sich unter Qualen und Erschütterungen anzukündigen und das Schicksal des Einzelnen galt nicht viel.

Es gab in diesem Meere von Unruhe, von Blutdunst und Rauch, von Leidenschaft und Erbitterung wenige stille Inseln, auf denen die Menschen unbeirrt ihr Leben führen durften. Am schwersten litt der Norden. Im Süden, wo das Land sich an den Saum der Berge schmiegt, verklang der Waffenlärm. Schwedische Horden kamen zwar auch hierher, Katholiken und Protestanten lagen in blutiger Fehde auch an der Donau, am Inn, an der Salzach. Aber in einer milderen Sonne schien der Hader seine Schärfe zu verlieren. Der Stadt Salzburg blieb der Friede bewahrt, und über Wels war jahraus, jahrein die stille Beschaulichkeit eines stetigen und tätigen Schaffens und Wirkens, hier wurde der Alltag der Menschen nicht getrübt durch Blut und Brand, nur aus der Ferne drang die Kunde her, wie sehr sich das deutsche Land, ja ein ganzer Erdteil in Zuckungen wand gleich einem ungeheuren Tier, das gegen sich selbst wütete.

Die Sommer in Wels waren voll einer verschwenderischen Fruchtbarkeit, weithin dehnten sich dann auf

der Heide die Felder, schwer von ihrem Segen, überquellend von einem Reichtum, den die Scheunen kaum zu bergen vermochten. Der Herbst brachte eine milde und wehmütige Süße, an den Bäumen reifte das Obst, das zu Most gepreßt werden sollte, der Horizont flammte in berauschenden Farben, wenn die Sonne ihren Kreis vollendet hatte und über der unabsehbaren Ebene niedersank. Im Winter kamen die Stürme daher, sie hatten, als sie über das Gebirge fuhren, schwere Frachten von Schnee mit sich genommen und tobten nun um die einsamen Bauerngehöfte, als wollten sie diese aus der Erde reißen. Am schönsten aber war der Frühling, der nirgends so viel Duft mit sich trägt, der nirgends so viel Blütenstaub aufwirbelt wie in der Heide. Dann war das Land eine einzige freudige Verheißung, den Menschen pochte das Blut schneller und erregter in den Adern und sie gingen auf ihren Feldern, auf ihren Wiesen an ein Werk, das im Sommer, im Herbst wieder seine Erfüllung finden sollte.

Im Kreislauf der Jahre schwangen die Menschen und ihre Schicksale mit. Auch sie setzten gleich den Bäumen Jahresringe an, sie blühten und wuchsen und verblühten und merkten es kaum. Ein Jahr galt wenig, wenn man es im Rahmen einer unfassbar großen und reichen Natur erlebte. Während man älter wurde, hatte man nicht acht darauf, welch eine lange Strecke Weges man nachgerade überwunden. Es kam aber der Tag, da man fast erschrocken zurückschaute und sich aufgefordert fühlte, Rechenschaft abzulegen. Es war eine Rechenschaft, die die glücklichen Stunden an den dunklen maß, die lichte Bilder noch einmal beschwor, um zu fragen, ob sie dem Herzen tiefer eingeprägt wären als die düsteren. Indes der Mensch so verweilte und verharrte und seinem Leben nachforschte, zog die Na-

tur weiterhin in ewigem Kreislauf ihre Bahn, sie ließ die Menschen hinter sich zurück, ihr galt kein Schicksal als wichtig, sie war das Ewige, das Bleibende, die unaufhörliche Erneuerung.

Auf den Wegen, die durch die Welser Heide führen, ist man mit Gott und seinem Herzen, mit Duft und Vogelsang und Blüten und Reifen inniger verbunden als sonst irgendwo. Wer einsam ist, bleibt es dort nicht, weil er sich selbst zur Gesellschaft wird. Das wußte die Frau im weißen Haar, die Tag für Tag hier herauskam und ohne Ziel dahinwanderte. Die Bauern hatten sich während vieler Jahre an sie gewöhnt. Städter, die in feines Tuch gekleidet waren und sich in ihrer Haltung, in ihrem Gebaren, in ihrer Rede von bürgerlichem Brauch so sehr abhoben, sah man hier sonst selten. Diese Frau blieb den einsamen Wegen treu, sie schien jeden Baum und jeden Wiesenzaun und jedes weidende Tier zu lieben. Manchmal sprach sie in einem Gehöft zu, dann gab man ihr eine Schale Milch zur Erquickung, sie trank still, nickte lächelnd ihren Dank und setzte ihre Wanderung fort. Sie ging in die Heide hinein gegen Westen. Es war Abend und die Sonne schickte sich an, unter den Horizont zu sinken. Nun stand sie in einem roten Flammenmeer über dem Rande der Ebene, goldene Speere gingen von ihr aus, ein ungeheurer Brand schien dort zu lodern. Die Frau schritt dahin und hatte die Augen der sinkenden Sonne zugewandt. Dort im Westen lag Salzburg. Dort dehnte sich im Kranz der Berge die Stadt, in der sie jung und glücklich gewesen war, in der sie die steilsten Höhen erstiegen hatte, um dann desto tiefer zu stürzen. Diese rote Sonne warf ihren Schein zu dieser Stunde auf ein Kaufmannshaus, in dem ein Mädchen wohlbehütet aufgewachsen war, um dann zu entfliehen. Sie spiegelte sich

n den Fenstern der Residenz, und es war ein anderes Leuchten, als wenn das Flammen von tausend Kerzen durch die Scheiben brach, weil in den hohen Sälen ein Fest gefeiert wurde. Auch über der Hohensalzburg verlosch der Tag, über dieser Festung, die soviel Macht und soviel Elend in ihren Mauern erlebt hatte und in der auch ein großes, leidenschaftliches, forderndes und unruhiges Herz zu schlagen aufgehört hatte. Der Mann war tot, für den man die tausend Kerzen in der Residenz entzündet hatte. Tot war der Geliebte, der einer Frau ein Schloß erbaute, das all seine Träume von Schönheit in einer edlen Form erstehen ließ. Dieses Schloß war nicht lange der Rahmen eines reichen Glücks gewesen. Der Mann, der einen Unglücklichen zu einsamer Haft auf der Hohensalzburg verurteilte, hatte es beschlagnahmt, nun gehörte es ihm und nicht mehr der Frau, der es zugedacht gewesen. Was galt dies? Konnte dieser Raub noch Schmerz bereiten und ein Herz, das an so viel Qual gewöhnt war, erschüttern?

In solch einer Stunde auf der Welser Heide legte man an das Leben einen andern Maßstab. Es galt nicht mehr das, was man besaß, sondern das, was man besitzen hatte und darum nie mehr verlieren konnte. Gedanken wogen nun schwerer als Taten, Pläne schwerer als Erfüllungen, und Glück blieb Glück, auch wenn es nicht von Dauer sein durfte. Diese Sonne, die fern im Westen über Salzburg erlosch, zog tagtäglich ihre Bahn über ein Kindergrab im Stift Nonnberg und über das prunkvolle Mausoleum auf dem Sebastiansfriedhof, in dem ein großer und unglücklicher Fürst bestattet war. Sie umfaßte Totes und Lebendes mit gleicher Liebe, ihr galt das Heute nicht mehr als das Gestern und Ehegestern. Sie wußte Bescheid um den Wandel alles Irdischen, um Untergang und Auferstehung, um Blühen

und Verblühen. Ewig blieb sie seit dem Anbeginn der Zeiten, und ewig blieb eines, was die Menschen überlebte: die Liebe, die am stärksten in der Erinnerung ist.

Diese Frau, die ihren einsamen Weg durch die Welser Heide zog und unentwegt der sinkenden Sonne nachzuschreiten schien, lebte von der Erinnerung. Sie war einsam geworden, das Leben blieb hinter ihr zurück, Menschen verloren sich von ihrer Spur, ohne daß neue zu ihr stießen. Mit ihrem weißen Haar wirkte sie als Matrone, dennoch war sie so alt noch nicht. Immer noch war ihr Körper hoch aufgereckt und stattlich, immer noch trug sie den Kopf leicht zurückgeworfen, als wolle sie einem Schicksal trotzen, das sich so oft bemüht hatte, sie zu beugen. Aber alt geworden war ihr Blick, diese grauen Sterne hatten ihr Leuchten verloren. Und alt war dieses Herz, weil es nichts anderes mehr forderte als die Erinnerung an gelebtes Leben. In dieser Erinnerung blieb alles, was die Frau jemals an Glück und Leidenschaft genossen, strahlende Gegenwart. So war sie reich durch ihre Vergangenheit und brauchte nichts von der Stunde und vom Tage. Ihr war Wolf Dietrich nicht gestorben, immer noch gehörte er ihr, wie sie sich nun darüber klar wurde, daß er eigentlich zu allen Zeiten nur sich selbst und ihr, niemals aber den Vielen gehört hatte. Das Leben, wie er es ihr geschaffen, war verklungen. Die Zeugen seiner Liebe hatten sie verlassen. Hannibal, der ihr sein liebstes Vermächtnis gewesen, dieser Sohn, von dem er so sehr gewünscht hatte, er möchte recht nach seiner Art gedeihen, war tot. Auch andere Söhne hatte sie hinsinken sehen, wieder andere waren in Priesterseminare gekommen, um für den geistlichen Stand erzogen zu werden, verloren waren sie solcherart für die Mutter

gleichfalls. Die Töchter hatten geheiratet, wenngleich Salome sich, solange Wolf Dietrich noch lebte und gefangen saß, weigerte, einem Verlöbniß zuzustimmen. Aber er war gestorben, und damit stand den Mädchen der Weg in das Leben offen, das sie ersehnten.

Am schwersten war ihr der Abschied von Everard gefallen. Er war in das Stift Kremsmünster eingetreten, aus dem frohen Buben war ein ernster, ganz seinem Gott ergebener Mann geworden, der nun den Klosternamen Ägyd trug und sich von der Welt abschloß. Manchmal bekam die Mutter Briefe von ihm, in denen sein Herz durchbrach, und sie war froh, wenn sie aus seinen Zeilen die ersehnte Botschaft herauslesen konnte, daß er glücklich sei.

War sie selbst glücklich? Sie wußte es nicht. Hatte das Leben für sie noch einen Sinn? Sie stellte diese Frage nicht mehr. Aber als sie nun auf der abendlichen Heide stand und gegen Westen blickte, wo ihre Gedanken Salzburg suchten, da grübelte sie, wie sie es oft tat, über dies eine: ob ihr Dasein seine Erfüllung gefunden hätte, ob es gut und richtig gewesen wäre, und ob sie es in all seinem Glanz und seinem Leid noch einmal auf sich nehmen würde.

Die flammende Sonne goß einen rötlichen Schein über das Gesicht der einsamen Frau. Auch in den müden, erloschenen Augen wurden Feuer erweckt, als wäre die fordernde Leidenschaftlichkeit der Jugend zurückgekehrt. Ein paar Vögel schossen umher, ein milder Wind ging über die weite Ebene, der Himmel war tief und klar, sein Blau schimmerte fast grün im Kontrast zu den roten Bränden am Horizont. Ein ungeheurer Friede lag über der Welt, und wenn Salome ganz tief in sich hineinhorchte, dann mußte sie bekennen, daß auch sie ihren Frieden gefunden hatte.

Mein Leben war schön trotz allem, dachte sie, und ich würde es gern noch einmal tragen vom Anbeginn bis zum Ende. Denn alle Not, die später kam, ist versunken und erloschen, wie die Sonne dort am Horizont versinken und erlöschen will. Aber geblieben ist das Glück, das mir zugemessen war. Ich wurde geliebt und durfte lieben.

Sie wandte sich um und schritt über die Heide hin langsam der Stadt entgegen. Die vollen Töne der Welser Abendglocken schwingen in der weichen Luft, und ihr war zumute, als wären die Stimmen der Vergangenheit wieder aufgewacht.

Dies ist die Geschichte der schönen Salome Alt, die Geschichte ihres Herzens, ihrer Liebe, ihres Glücks, ihrer Not und des großen Friedens, zu dem sie sich endlich durchrang.

Es ist ein Frauenschicksal, in dem alle Höhen und Tiefen des Weibtums durchmessen werden. Aus Sagen und Berichten, aus Chroniken und Legenden stand diese Salzburgerin auf, um uns von sich und von dem Manne, den sie liebte, zu künden. Daß ihr Herz vor dreihundert Jahren zu schlagen aufhörte, daß ihr schöner Leib längst vermodert ist, will nichts besagen. Damals, als das Schloß Altenau ihr zu Ehren erbaut wurde, schritt sie, umgeben von galanten Kavalieren, über die Gartenwege in einem Kostüm, das wir nur mehr aus Bildern kennen. Aber auf das Kostüm kommt es nicht an, sondern auf die Ewigkeit menschlicher Gefühle und Leidenschaften. Vor dem großen Bekenntnis, mit dem man seine Liebe hinströmt, vor dem glühenden Mal der Küsse, mit denen man eine Vereinigung besiegelt, fallen alle Masken. Jahrhunderte sind dann nicht mehr als ein

Tag, und Salome Alt, das Salzburger Bürgermädchen, ist uns dann schwesterlich vereint, weil unsere Not auch ihre Not, unser Glück auch ihr Glück war, und weil ihr Herz denselben Takt schlug wie unsere Herzen.

Was ist von ihr geblieben außer der Geschichte ihres seltsamen und verworrenen Lebens? Nicht viel mehr als ein nachdunkelndes Bild, von dem sie uns entgegenlächelt, nicht viel mehr als das Haus, das für sie erbaut wurde, damit sie darin strahlende Stunden verleve. Dieses Haus steht noch, aber unter dem Namen, den es ursprünglich empfing, wird man es vergeblich suchen. Als es von Wolf Dietrichs Nachfolger konfisziert, als es seiner Herrin weggenommen worden war, mußte es auch seinen Namen wechseln, damit in Salzburg jede Erinnerung an die schönste Salzburgerin verlösche. Es bekam späterhin einen andern Namen, aber er war geeignet, den Traum, den Salome in diesen Mauern leben sollte und lebte, noch einmal zu beschwören. „Mirabell“ hieß das Schloß fürderhin, und in diesem magischen Wort ist das Wunder und die Schönheit eingeschlossen. Die Schönheit bewundern — das wollte Wolf Dietrich in seinem glühenden Herzen, und deshalb liebte er diese Frau. Und sie gehörte ihm an mit jener Selbstverständlichkeit, mit jener Demütigkeit und Ergebung, deren nur das größte und reinste Gefühl fähig ist.

In dem Namen „Mirabell“ wurde, so scheint uns, der Gestalt der Salome Alt eine sinnbildliche Bezeichnung gegeben. In der Melodie dieses Wortes lebt sie fort, wie sie auch in der schwermütigen Stille eines Schlosses, das sie einmal mit ihrem Geist und mit ihrer Anmut erfüllte, weiterlebt. Darum kommt man ihr, über Tod und Verfall hinweg, ganz nahe, wenn man durch die Gartenpforte des Schlosses tritt. Die fremden

Menschen, die sich nun zwischen den Beeten, Steinfiguren und Fontänen umtreiben, vermögen nicht zu stören. Offenen Auges dahinwandelnd, schreitet man aus dieser Gegenwart hinaus und in eine vergangene Zeit hinein, die zwischen alten Steinen und ehrwürdigen Bäumen lebendig blieb. Und plötzlich begegnet man der schönen Salome, man sieht sie daherwandeln am Arme Wolf Dietrichs, Herrin über Salzburg und doch eine Ausgestoßene, glücklich in einer unendlichen Liebe und dennoch bestrebt, die Welt und die Blicke der Menschen zu meiden. Das Schloß wird ihr zu einer Zuflucht, nur hier vermag sie zu lächeln, unbefangen zu sprechen, ihr Wesen zu erschließen.

Und so, Besitzerin und Gefangene von Mirabell, schreitet sie am Arme Wolf Dietrichs in den Park hinein, über dem die goldene Sonne eines Salzburger Herbsttages liegt.

W

314